

Burkhard Wehner

wehnerhh@aol.com

Ach, ihr Menschen

Philosophisch-politischer Roman

Die Personen

Der Notar, Berichtsverfasser

Die Dialogpartner:

E., Ex-Politiker, und **Hester**, Journalistin

K., Menschling, und **Ben**, Biologe

Dominik, Verfasser nachgetragener Zwischenkapitel

Der Staatsmann, verstorbener Politiker, und **Arnd**, junger Politikerkollege des Staatsmanns

Lembcke und Levertoff, die diesen Bericht verhindern wollten.

Notizen für Ergänzungen

Ben ? K. ?? Notar?

Menschlinge so gut wie gerettet.

Nach Pandemie: Klar: die brauchen wir. Ben.: Und ich habe sie. Nur ich!!!

Prolog Dominik

Wovon handelt dieses Buch? Wer sollte es lesen? Und was für ein Buch ist es eigentlich? Ist es eine Erzählung, ist es eine Abhandlung, oder sollte man es eher einen Bericht nennen? Dies wird jedenfalls ein so sonderbares Buch sein, dass mir dazu eine Erklärung nötig erscheint.

Ich habe mich entschlossen, es der Einfachheit halber Bericht zu nennen, auch wenn das falsche Erwartungen wecken kann. Ich scheue mich, es als Erzählung zu bezeichnen, auch weil ich Teile davon selbst verfasst habe. Ich bin kein Erzähler. Ich, Dominik, bin ein einfacher Anwalt. Nur durch einen Zufall spiele ich in diesem Bericht eine gewisse Rolle.

Was würde ich antworten, wenn jemand wissen wollte, wovon dieser Bericht handelt? Ich könnte sagen, es gehe darum, wie Menschen denken, aber das wäre viel zu allgemein. Ich könnte auch sagen, dieser Bericht hält den Menschen einen Spiegel vor, in dem sie sich anders sehen als je zuvor. Das träfe die Sache schon besser, aber es wäre natürlich immer noch zu allgemein.

Einige Passagen handeln davon, wie Menschen über Politik denken und denken könnten, und besonders davon, wie kritisch sie darüber denken sollten. Ich weiß, dass auch das immer noch zu abstrakt klingt. Es wird hier natürlich auch um Konkreteres gehen. Zum Beispiel darum, ob und warum man als Staatsbürger wählen sollte. Natürlich sollte man wählen, das ist klar, aber man sollte auch darüber nachdenken, wie wenig es meistens hilft. Und darüber, wann und wofür es möglicherweise gar nicht hilft.

Das klingt immer noch zu abstrakt? Vielleicht. Also versuche ich es noch einmal anders. Wir leben in einer halbwegs demokratischen Welt. Alte Grundübel wie

Feudalismus, Kolonialismus und Despotie verschiedenster Art sind größtenteils überwunden. Zwei Weltkriege und ein nachfolgender kalter Krieg liegen hinter uns. Viele sagen heute: Es ging den Menschen doch noch nie so gut. Aber vor solchen Argumenten muss man sich sehr in Acht nehmen. Warum das so ist, auch das wird durch diesen Bericht klarer.

Ich will hier nicht allzu politisch werden, schon deswegen, weil ich von Politik zu wenig verstehe. Zu den philosophischen Fragen, von denen dieser Bericht auch handelt, will mich ich aber erst recht nicht äußern. Was Politik betrifft, weiß ich zumindest von den großen Dingen, die in aller Munde sind. Ich weiß z.B., dass die Politik fast eine ganze Generation lang den Klimaschutz verschlafen hat, auch in den Ländern, die sich für besonders zivilisiert halten. Schon daran kann man ablesen, dass in der großen Politik etwas Grundsätzliches falsch ist. Entweder ist der menschliche Verstand dafür zu schwach, oder er wird von äußeren Einflüssen behindert. Zum Beispiel den Einflüssen eines überholten Systems.

Im Groben weiß ich auch über das Problem der Pandemien Bescheid. Das ist natürlich kein neues Problem, Pandemien hat es im Lauf der Jahrhunderte immer wieder gegeben. Relativ neu ist aber, dass sie in kürzester Zeit um die Welt gehen und die ganze Menschheit bedrohen können. Die Menschheit kann daher schon gefährdet sein, wenn die Politik auf eine aufkommende Pandemie nur ein paar Wochen zu spät reagiert. Die eigentliche Gefahr liegt insofern nicht im Erreger, sondern im Politikversagen.

Um die Menschheit vor solchen Gefahren zu schützen, brauchen wir ein neues politisches Bewusstsein und vielleicht auch ein neues politisches System. Wer das Klimaproblem und das Pandemieproblem wirklich ernst nimmt, muss beides wollen. Den Bewusstseinswandel und den Systemwandel. Die Frage ist aber, ob die Menschen dazu in der Lage sind. Ob also unser Verstand den großen Herausforderungen der Zukunft gewachsen ist, und wenn ja, wovon er möglicherweise abgelenkt wird. Das ist die Systemfrage. Wer diesen Bericht liest, wird sich auch dazu eine Meinung bilden. Das klingt jetzt vielleicht so, als folge hier

doch eine politische und philosophische Abhandlung, aber das ist nicht der Fall. Was hier folgt, ist – zumindest für mich selbst – tatsächlich eine aufregende Geschichte.

Der Hauptverfasser dieses Berichts ist ein guter Freund von mir. Er hat einen eigenen kurzen Prolog geschrieben, der hier nun folgt. So eigentümlich dieser erscheint, nimmt er doch viel von der Stimmung dieses Berichts vorweg. Wen dieser Prolog meines Freundes nicht verschreckt, der wird sich auch leicht mit dem gesamten Bericht anfreunden.

Prolog Notar

Die Hauptrolle in diesem Bericht spielen zwei außerordentliche Individuen. Ich sage bewusst Individuen, nicht Menschen. Der eine sei hier E. genannt. E. hatte ein langes Politikerleben hinter sich, in dem er, so meinen viele noch immer, bleibende Spuren hinterlassen hat. Manche hielten E. für eine schwierige Person. Sicher, er war nicht leicht zugänglich in seiner dominanten Art, aber niemand kann über ihn sagen, ihm fehle es an Menschlichkeit.

Die andere Hauptrolle in diesem Bericht wird einer spielen, der hier K. genannt wird. Bei ihm wäre die Frage, ob es ihm an Menschlichkeit fehle, auf den ersten Blick eher am Platz. K. ist nämlich – wenn man ihn zu Gesicht bekäme, sähe man es sofort – genau genommen kein Mensch. Und doch ist er alles andere als unmenschlich.

Wie man sich K. vorzustellen hat, äußerlich und in seinem inneren Wesen, das wird in diesem Bericht sehr bald klar werden. Nur dies Eine dazu schon vorab: K. hat Fell. Es bedeckt fast seinen gesamten Körper. Das ist aber nur eine Äußerlichkeit, und es ist nebensächlich. Es wäre höchst irreführend, wenn man daraus auf sein Inneres Wesen schließen wollte. K. ist das Gegenteil von dem, was Menschen sich normalerweise unter einem fellbedeckten Wesen vorstellen.

E., der frühere Politiker, das soll vorweg gesagt sein, wusste lange Zeit nichts von K., diesem außerordentlichen Individuum. Und doch schien es mir, als wären die beiden einander in ihren Gedanken schon lange nah gewesen.

K. ist kein Mensch, so viel ist klar, aber ganz korrekt ist diese Feststellung nicht. Eher könnte man K. als einen Nichtmenschen bezeichnen, wie man ihn sich menschlicher kaum vorstellen kann. Aber auch dies würde ihm nicht gerecht. Er selbst würde es nämlich nicht als Kompliment nehmen, wenn man ihm uneingeschränkte Menschlichkeit unterstellte. Im Gegenteil.

Aber ich will hier nicht zu sehr in Rätseln sprechen. Die schlichte Wahrheit ist, dass K. mindestens so klug denkt wie ein Mensch, aber ganz und gar nicht so aussieht. Das werden die meisten Menschen nicht glauben. Manche wird es in ihrem menschlichen Stolz verletzen. Vielen wäre es lieber, einen wie K. gäbe es nicht. Einer wie K., so würden viele es sehen, könne vielleicht besonders gut denken, aber nicht einmal damit tue er Menschen einen Gefallen. So gesehen, sollte man sich tatsächlich die Zumutung ersparen, über ihn zu lesen.

Dass Menschen so über ihn denken würden, darüber war K. sich im Klaren. Es gab aber Momente, in denen er trotzdem meinte, er wäre so gern Mensch. Und es gab Momente, in denen er meinte, nichts wäre schlimmer als das.

K., da hatte er den – richtigen Instinkt, hätte ich fast gesagt, aber richtiger wäre: den richtigen Verstand –, K. würde sich von sich aus nie unter Menschen mischen. Es gibt daher nur einen einzigen Menschen, der mit K. wirklich vertraut wurde. Wir nennen ihn hier Ben. Ben, der Biologe. Tauschen wolle er nicht mit K., sagte Ben einmal, aber ein Leben, in dem K. nie vorgekommen ist, wolle er nicht gelebt haben. Treffenderes lässt sich über K. in so wenigen Worten nicht sagen. Vielleicht würde jeder, der K. näher kennengelernt hätte, es genauso sagen.

Aber um es ganz zu verstehen, muss man wirklich die ganze Geschichte kennen, die ich, der Notar, hier nach bestem Wissen und Gewissen zusammentrage. Nicht selbst schreibe, sondern wirklich nur zusammentrage. Ich stelle hier die Protokolle von Gesprächen vor, die andere, nämlich Hester und Ben, geführt haben. Hester hat die Gespräche mit dem Politiker E. geführt, wie nur eine gute Journalistin es vermochte. Und wer, wenn nicht ein so kluger und wissbegieriger Biologe wie Ben, hätte mit dem wundersamen K. solche, wie ich finde, wunderbaren Dialoge führen können, wie sie hier folgen werden.

Schließlich noch ein Wort über meinen Freund Dominik, der sich in diese absonderliche Geschichte immer mehr hat hineinziehen lassen und ohne dessen Hilfe ich vieles erst viel später verstanden hätte. Dominik hat am Ende einen eigenen Teil

zu diesem Bericht beigetragen. Trotzdem dreht sich hier im Grunde doch alles um E., den Politiker und Staatsmann, und K., das wundersame Wesen, und um deren Gedanken. Dominik und auch ich sind hier letztlich nur Protokollanten. Umso mehr gilt unser Dank Hester und Ben, den Geburtshelfern der hier vorgestellten Dialoge.

01 Notar

Vieles war schon geschehen, was in diesem Bericht noch zu lesen sein wird, und dann dies. Hester platzte in mein Büro herein, unangemeldet, vorbei an meinen Notariatsgehilfen direkt in mein Arbeitszimmer. Zehn Minuten vor meiner nächsten Beurkundung, vor mir lag ein Vertragstext mit einer Reihe von Fragezeichen, zu denen ich noch die Lösung suchte, da stand sie vor mir. Dann diese Neuigkeit, die alles auf den Kopf stellte.

"Wir müssen umdenken", sagte sie hastig. "Sonst ist unser Bericht nichts wert."

Ich sah sie fragend an, aber sie schwieg, mit fester Miene, die Füße wie haltsuchend in den Boden gestemmt, mit forderndem Blick, fast trotzig. Nicht mit ihrer üblichen Souveränität. Nicht mit ihrem gewinnenden, oft unwiderstehlich fragenden Journalistinnenblick.

Dann hielt sie eine Stofftasche hoch und öffnete sie.

"Hier", sagte sie nur und ließ mich hineinschauen. In der Tasche war ein Bündel eng beschriebener Notizblätter.

Ich versuchte, ihre Miene zu deuten. Ratsuchend, dachte ich, aber auch aufsässig, fast triumphierend.

Sie ließ sich Zeit. Sie meinte wohl, ich würde die Zeit brauchen.

"Umdenken?", fragte ich schließlich. "Aber hoffentlich nicht den Bericht umschreiben." Als gäbe es nichts Leichteres auf der Welt als Umdenken.

"Ich fürchte, beides", sagte sie. "Es gibt Neuigkeiten, über die man nicht hinweggehen kann."

Dann zog sie eines der Blätter aus der Tasche und begann zu lesen.

"Sonnenaufgänge sind schön, auch für mich, aber sich ihrer Schönheit gedankenlos hinzugeben kann irreführend sein. Weil sie uns womöglich in falscher Hoffnung wiegen. Je selbstverständlicher wir sie nehmen, desto eher glauben wir, nach finsternen Zeiten würden ganz von selbst erleuchtete Zeiten kommen, ganz ohne unser Zutun. Selbst dann, wenn die Finsternis menschengemacht ist.

"Klingt ja fast lyrisch", sagte ich.

"Nein", sagte Hester, hier geht es um etwas ganz anderes.

Der Mann, den wir hier E. nennen, dessen mit Hester geführte Dialoge für diesen Bericht protokolliert wurden, darin waren Hester und ich uns einig gewesen, wäre fast ein Buch für sich wert gewesen. Dieser E., dieser in Gedanken noch immer aktive Politiker, hatte gegenüber Hester preisgegeben, was wohl kaum ein Politiker vor ihm zu sagen oder auch zu denken sich getraut hatte. Und dann diese Entdeckung. Dann dieses Bündel Notizen, das Hester anvertraut worden war und das sie mir nun vorhielt, als hätte ich längst davon wissen müssen.

Hester spürte meine Ungeduld. Sie zog das ganze Bündel beschriebener Blätter aus ihrer Tasche und legte es vor mir auf den Tisch.

"Lies es selbst", sagte sie, "dann wirst du Bescheid wissen."

Viel mehr Worte tauschten wir bei dieser Begegnung nicht aus. Wozu auch, dachte ich zuerst. Hester hatte mir aufgegeben, ein Bündel von Hand beschriebener Blätter durchzulesen, und dann sollte ich irgendwie anfangen umzudenken. Umdenken, vielleicht weil diesem Bericht sonst etwas fehlen würde? Klar, das würde dauern. Erst danach würden wir weiterreden.

Wie ich es hier niederschreibe, klingt es einfach, aber es war alles andere als das. Ich hatte gemeint, ich sei mit diesem Bericht schon fast fertig, in Gedanken schien alles wohlgeordnet. Hester hatte in ihren Gesprächsprotokollen die Gedankenwelt von E. auf den Punkt gebracht, und Bens Protokolle würden menschlichen Lesern die

Gedankenwelt von K. so nahe bringen, wie es irgend geht. Eigentlich war der Bericht schon fast druckfertig. Und ausgerechnet jetzt sollte ich, so hatte ich Hester verstanden, alles noch einmal in Frage stellen? Hatten wir nicht oft bis zur Erschöpfung um Verständnis und Formulierungen gerungen, es uns an keiner Stelle leicht gemacht?

All das ging mir schon bei der anschließenden Beurkundung durch den Kopf, bei der ich, fahrig wie nie, meine Fragezeichen im Vertragstext einfach ignorierte. Ich war immer ein gründlicher Notar gewesen, mit Leib und Seele, wie manche behaupteten, aber dieses Mal wusste ich: Du hast einen schludrigen Vertrag gemacht. Am nächsten Morgen fragte meine Assistentin, warum ich denn gestern so fluchtartig das Büro verlassen hatte. "Habe ich das?" fragte ich. Ich hatte daran keine Erinnerung.

Ich brauchte ein ganzes Wochenende, um das Bündel Notizen, das Hester gebracht hatte, oberflächlich durchzusehen. Schnell war klar: Sie waren von einem verstorbenen Ex-Politiker geschrieben, der viele von E.s Gedanken vorweggenommen hatte. Vieles in diesen Notizen war ebenso brisant und manches brisanter als das, was E. in den von Hester protokollierten Gesprächen offenbart hatte. Nichts, dachte ich schon bei der ersten Durchsicht, was ein Ex-Politiker seinen Zeitgenossen hätte offenbaren mögen.

Aber was würden diese Notizen ändern? Was bedeuteten sie für diesen Bericht, in dem es doch vor allem um Gedanken von E. und von K. gehen sollte? Es dauerte Wochen, bis meine Überlegungen dazu sich allmählich sortierten. Musste ich wirklich, wie Hester meinte, umdenken? Und vielleicht wirklich den Bericht umschreiben? Alles in mir sträubte sich dagegen. Aber gar nichts tun? So tun, als kennen wir diese Aufzeichnungen nicht? Nein, auch das war undenkbar. Diese Aufzeichnungen des unbekannteren Anderen waren – so weit waren meine Gedanken schließlich gediehen – zu wichtig, um hier unerwähnt zu bleiben. Und mehr noch:

Manche dieser Aufzeichnungen könnten mindestens so wichtig werden wie die Dialoge, die Hester mit E. geführt hatte.

Aber würde das nicht am Ende zu verwirrend sein, wenn in diesem Bericht die Gedanken gleich zweier Politiker ausgebreitet würden? Gedanken, die einander ergänzen, aber schlimmstenfalls auch widersprechen könnten?

Nach ein paar Wochen rief ich endlich Hester an. Ob sie denn wisse, wer der Verfasser dieser Aufzeichnungen sei, fragte ich, aber statt darauf zu antworten, erzählte sie erst einmal, wie diese zu ihr gelangt waren. Nach dem Tod des Verfassers habe dessen Witwe die Notizen zunächst lange für sich behalten, so habe ihr Mann es ihr aufgetragen. Die Witwe sei nun aber sehr krank sei, und sie habe zu Lebzeiten entscheiden wollen, was mit den Notizen geschehe. Alles verschwinden lassen oder es doch jemandem anvertrauen, das habe sie lange überlegt. Die Aufzeichnungen vernichten, das habe sie nicht übers Herz gebracht, aber sie fürchte, der Ruf ihres Mannes könnte daran Schaden nehmen.

Schließlich habe die Witwe die Aufzeichnungen einem Anwalt anvertraut.

"Du kennst ihn übrigens", sagte sie.

Dann schwieg sie lange, als wolle sie mir Gelegenheit geben, den Namen zu erraten.

Dann sagte sie:

"Dominik."

Ich erschrak. Ausgerechnet Dominik. Mein enger Freund. Der Einzige, den ich in das Projekt dieses Berichts bisher eingeweiht hatte. Der einzige Mitwisser, von Hester und von Ben abgesehen. Mitwisser auch der Gedanken, die E. in den Gesprächen mit Hester offenbarte. Und nun waren wir drei, Dominik, Hester und ich, in noch einer Angelegenheit Mitwisser geworden. Mitwisser der Witwe.

"Ja, es ist wirklich Dominik", sagte Hester dann in beruhigendem Tonfall. "Ihm hat sie die Aufzeichnungen gegeben. Glaubst du, dass das für sie ein Glücksfall sein könnte?"

"Dominik ist fast immer ein Glücksfall", sagte ich.

"Ein Glücksfall auch für ihren verstorbenen Mann? Für dessen Ruf?"

"Ich glaube, ja. Wem könnte man in solcher Angelegenheit mehr vertrauen?"

"Das wüsste ich auch nicht", sagte Hester. "Und übrigens: Die Witwe will, dass die Autorschaft ihres Mannes an den Aufzeichnungen mindestens bis zu ihrem Tod geheim bleibt. Wenn das sicher sei, dürften sie auch vorher schon an die Öffentlichkeit gelangen.

"Und dann hat sie Dominik die Aufzeichnungen überlassen, und Dominik hat sie dann gleich dir anvertraut?", sagte ich. In einem Tonfall, als hätte Dominik nichts Verkehrteres tun können. "Nein", korrigierte ich mich im selben Moment, "das war nicht so gemeint."

Dann sah ich sie wortlos an, als müsste ich über die Forderung der Witwe gründlich nachdenken.

"Und wo", fragte ich schließlich, "könnte die Anonymität des Verfassers am besten gewahrt sein? Hast du eine Idee?"

Hester zögerte. Sie sah mich mit einem langen auffordernden Schweigen an, aber ich schwieg so beharrlich wie sie. Bis sie am Ende die Stille nicht mehr ertrug.

"Meinst du, in unserem Bericht?", sagte sie schließlich.

Genau der erlösende Satz, auf den ich gehofft hatte.

"Genau", sagte ich. "Genau das meine ich. Ich glaube, diese Aufzeichnungen könnten in unserem Bericht ihren Platz finden. Niemand wird dabei an ihren wahren

Verfasser denken. So könnten sie ein Glücksfall für uns alle werden. Für die Witwe, für ihren verstorbenen Mann, für uns, für Dominik, und für viele andere."

Hester Miene entspannte sich. Genau so hatte sie es sich natürlich von Anfang an gewünscht. Hesters Wünsche gehen meistens in Erfüllung.

So also kam es, dass sich eine weitere wichtige Person in diesen Bericht hineingedrängte, der zumindest in meinem Kopf schon fast fertig war. Alles schien gesichtet und geordnet. Die Dialoge, die Hester mit E. geführt hatte und Ben mit K., dazwischen meine bescheidenen Kommentare. Eine Zumutung, all das neu ordnen zu sollen. Aber nun diese Wendung, die meine mühsam geschaffene Ordnung sprengte.

Ja, ich war verstimmt. Nicht verärgert, aber doch verstimmt. Wäre nicht alles gut genug gewesen auch ohne die Notizen dieses Staatsmanns? So dachte ich, als ich noch nicht ahnte, was uns mit diesem Bericht noch bevorstand; als ich, ein, wie ich meine, einigermaßen cleverer, von menschlichen und geistigen Abgründen aber ziemlich unberührter Inhaber eines kleinen, aber feinen Notariats in gediegener Lage, noch nicht ahnte, in welche abgründigen Verwicklungen uns ein Bericht stürzen kann, in dem ein paar gewagte politische Gedanken ausgebreitet werden.

Aber im Nachhinein bin ich natürlich doch froh, dass die Aufzeichnungen dieses Staatsmanns in unsere, Dominiks und meine Hände gelangt sind. Viele dieser Notizen haben nun im Folgenden ihren Platz bekommen. Ihr Verfasser – er wird hier, wie die Witwe es verlangt hat, so anonym bleiben wie wir alle – war in manchen seiner Gedanken tatsächlich eine Art Vorgänger von E., aber in manchem war er mehr als das. Nicht, dass E., unser Zeitgenosse, dahinter verblassen würde, aber E. nimmt Rücksichten. Sein Vorgänger tat es nicht. Nicht mehr in dem Alter, in dem er die Notizen fertigte.

Nennen wir ihn hier der Einfachheit halber schlicht den *Staatsmann*. Ich weiß, es ist ein altmodisches Wort, aber es gibt dem Mann eine passende Würde. Dass er

zumindest staatsmännisch dachte, daran lassen seine Aufzeichnungen keinen Zweifel.

Ich will ihn hier nun als allerersten zu Wort kommen lassen, ihn selbst und einen gewissen Arnd, von dem eine seiner frühesten Aufzeichnungen handelt. Hier also beginnt der eigentliche Bericht. Hier folgt, genauer gesagt, dessen neuer Anfang, den wir den Aufzeichnungen des Staatsmannes zu verdanken haben.

Ich weiß, es ist eine nüchterne Lektüre, die nichts von dem Drama erahnen lässt, von dem im Weiteren zu berichten sein wird. Aber in diesem Drama geht es ebenso um Gedanken und Ideen wie um Menschen, und es geht auch um Gedanken und Ideen des Staatsmannes.

Auch Gedanken können zu Feinden, zur Waffe und zur Beute werden.

02 Staatsmann

Eine Zeitlang war Arnd – so nenne ich ihn hier – fast ein Freund. Mein junger Parteifreund. Er hatte sich der Partei nie aufgedrängt, er musste gebeten werden. Das ist natürlich nicht das Übliche, auch nicht in unseren Zeiten, in denen Parteien händeringend Nachwuchs suchen. Arnd konnte reden und überzeugen, darin war er ein Naturtalent. Er konnte zuspitzen, er konnte polarisieren, aber auch das trug ihm Respekt ein, sogar bei der Gegenseite. Und dazu immer ein unverbrauchtes Lächeln. Nicht zu glatt, nicht einstudiert wie bei vielen Kollegen, nur gewinnend. Er schien immer mehr zu wissen, als er sagte. Diesen Schein zu wahren, das müssen Politiker lernen, aber ihm musste man das nicht erklären.

Hochrangige Politiker sagen, was andere ihnen vorsagen, weil sie es besser sagen können als andere, und das ist meistens viel mehr, als sie verstehen. Vielredner – und das sind ja Politiker fast alle – müssen eben viel mehr sagen können, als sie

verstehen, ohne dass jemand es merkt. Arnd machte das spielerisch. Was lag da näher, als ihn für die Partei zu werben? Hätten wir es nicht getan, hätten es irgendwann andere versucht.

Ich weiß nicht, ob Arnd doch zu sensibel war. In der Politik muss man für sich kämpfen, man muss einstecken und austeilen, Widerstände beiseite räumen, manchmal auch Personen. Nichts für zarte Seelen. Und vielleicht auch nichts für Arnd, so souverän er zu Anfang auch wirkte

Im Parlament hat Arnd zwei kurze Reden gehalten, und diese wäre seine dritte gewesen. Wie üblich wären nur wenige Abgeordnetenstühle besetzt gewesen, aber immerhin hätte ein Sender den Auftritt für die Nachwelt festgehalten. Man hätte eine ganz normale Rede von ihm erwartet, aber es wäre etwas Unerhörtes passiert. Eine Rede, wie es sie nie in einem Parlament gegeben hat. Eine Rede über das Parlament und gegen das Parlament. Gegen die wenigen Anwesenden und erst recht gegen alle Abwesenden. Also ein Eklat. Schon nach wenigen Sätzen dann Empörung im Saal. Erst vereinzelte Buhrufe, dann Auszug von Abgeordneten unter Protest. Das Mikrofon wird abgeschaltet, aber Arnd redet weiter, am Ende vor leeren Stühlen. Und dann am nächsten Tag solche Schlagzeilen:

Eklat im Parlament. Aufsässiger Abgeordneter beleidigt Parteien und Abgeordnete.

Abgeordneter gibt auf. Abschiedsrede wird zum Skandal.

Oder auch: Die Wahrheit abgeschaltet; Parlamentspräsident macht Abgeordneten mundtot.

Aber es kam dann doch ganz anders. Jemand hatte geahnt, was passieren würde. Irgendjemand hat die Fraktionsspitze alarmiert, und irgendjemand aus der Fraktion hat Arnd zur Rede gestellt. Oder, wie Arnd mir später sagte, zum Verhör bestellt. Man ließ ihn gehen, als er geschworen hatte, die Rede doch nicht zu halten.

Ein paar Monate danach gab er mir das Redemanuskript. Hätte er die Rede gehalten, sagte er, wäre sie vielleicht eine Fußnote in der Parlamentsgeschichte geworden.

Aber wenn ich einmal meine Memoiren schriebe, ob seine ungehaltene Rede dann nicht darin eine Fußnote wert sein könnte.

Nein, Memoiren von mir soll es nicht geben, aber Arnds Redemanuskript wäre es in der Tat wert, gelesen zu werden. Ich bewahre es an dieser Stelle für die Nachwelt auf, ohne es weiter zu kommentieren:

Meine Damen und Herren, ich werde vom Thema abweichen. Das Thema dieser Sitzung ist wichtig, aber es gibt noch Wichtigeres.

Ich habe jetzt fast zwei Jahre Parlamentsarbeit hinter mir, und ich denke seit einiger Zeit darüber nach, was Politik in diesem Haus und in diesem Land bedeutet. Ich will nicht lange analysieren, ich will mich auf das Ergebnis beschränken.

Die Art, meine Damen und Herren, wie hier, wie also von uns, Politik gemacht wird, ist skandalös. Hat jemand von Ihnen je darüber nachgedacht, was die Gesetze und Gesetzesänderungen, über die hier zu beschließen sein wird, in zehn oder zwanzig Jahren für Folgen haben werden? Hat überhaupt jemand von Ihnen ernsthaft über die nächste Wahl hinausgedacht? Hat jemand von Ihnen anderes im Sinn, als den vermuteten Willen seiner Partei im Gesetzestext unterzubringen? Und hat überhaupt jemand ein ernsthaftes Interesse, Gesetze zu verabschieden, die nicht nach ein paar Jahren oder Legislaturperioden wieder geändert werden müssen?

Sie alle werden sagen wollen: ‚Oh doch‘. Oder zumindest: ‚Ich schon‘. Aber die richtigere Antwort wäre: keiner. Unser aller Gedankenhorizont ist dafür viel zu kurz. Nicht nur, weil wir nicht anders können, sondern vielleicht auch, weil wir es so wollen. Je kurzlebiger die Gesetze, desto öfter dürfen wir sie ändern, und desto unentbehrlicher erscheinen wir Parlamentarier. Schauen sie sich die Flut von Gesetzesänderungen an, egal in welchem Bereich, ob bei Umweltgesetzen, Sozialgesetzen, Steuergesetzen oder sonstwo. Überall das gleiche Bild, überall erkennt, wer es wirklich will, nach kurzer Zeit das Ungenügen der Urheber. Und an allem sind wir schuld, die Parlamentarier.

Wie üblich sind hier nur wenige Abgeordnete anwesend. Das ist vielleicht gut so, weil die nicht Anwesenden noch weniger von dem verstehen, was hier erörtert wird, als Sie und ich. Die Abwesenden, diese neunzig Prozent, tun nicht einmal so, als wüssten sie Bescheid, und doch sind sie ebenso zuständig wie wir. Sie werden am Ende über jeden Gesetzentwurf mitentscheiden, und sie werden sich dabei jedes Mal den falschen Anschein des Wissens geben. Das wenigstens können sie gut.

Aber wie ist es mit uns? Wissen wir wirklich besser Bescheid? Sind wir wirklich Experten in dem, was wir heute diskutieren? Wer genauinhört, was hier gesagt wird, dem müssten Zweifel kommen. Auch wir sind nämlich in Wahrheit Dilettanten. Wir wollen mit unserem Vokabular brillieren, wir halten Reden zum Fenster hinaus, an die abwesenden Abgeordneten, an unsere Parteifreunde, an einige treue Wähler und die wenigen anderen, die uns am Bildschirm noch zuschauen. Wir setzen auf den Wiedererkennungswert unserer Rhetorik.

Aber was in zehn oder zwanzig Jahren sein wird, wen kümmert das wirklich, von Lippenbekenntnissen abgesehen? Schauen wir doch zurück, sehen wir uns die lange Liste schwerster politischer Irrtümer an. Auf fast allen Gebieten derselbe Befund. Aus Versehen eine schleichende Klimakatastrophe hingenommen. Aus Versehen eine Wirtschaftskrise verschuldet, aus Versehen immer wieder Hunderttausende oder Millionen Arbeitslose zu viel. Aus Versehen Kriege nicht verhindert oder an Kriegen beteiligt. Aus Versehen die Staatsfinanzen erodiert. Die Steuergesetze aus Versehen chaotisch. Eine schleichende demographische Katastrophe übersehen. Aus Versehen gesellschaftliche Solidarität ausgehöhlt. Aus Versehen die Entwicklungen der Gentechnologie verschlafen. Aus Versehen ein veraltetes Bildungssystem kaputtsaniert, ein veraltetes Gesundheitssystem und ein veraltetes Rentensystem konserviert. Aus Versehen dem vulgären Populismus den Boden bereitet. Unter anderem. Alles Folgen unserer Tätigkeit oder unserer Untätigkeit.

Nichts davon natürlich mit Absicht. Nichts, was man uns als Vorsatz ankreiden könnte. Aber auch Fahrlässigkeit zählt. Wir sind fahrlässige Dilettanten. Sicher, wir

sind gewählt, und die Wähler sind selbst schuld, dass sie uns gewählt haben. Aber Schuld haben auch wir. Schuld sind ganz besonders wir.

Mehr, meine Damen und Herren, habe ich nicht zu sagen. Auch ich weiß nicht, was zu tun ist. Wenn Sie alle dasselbe täten, was ich jetzt tun werde, wenn sie alle der Politik den Rücken kehrten, dann könnte alles noch schlimmer werden. Aber wenn einige es täten, nicht nur ein Einzelner, dann wäre es zumindest ein Signal.

Ich will niemanden zu irgendetwas auffordern außer zum Nachdenken, frei von jeder Parteiräson. Wenn Sie wenigstens das täten, meine Damen und Herren, dann könnten auch Sie zu der Erkenntnis kommen, dass Sie über Dinge entscheiden, von denen Sie viel zu wenig verstehen. Hier und heute gehören sie zu den zehn Prozent, die etwas sachkundiger sein mögen als die anderen, aber morgen, wenn es um andere Fragen geht, werden Sie zu den neunzig Prozent gehören, die keinen Schimmer haben. Sie werden Gesetzen zustimmen oder Gesetze ablehnen, von denen Sie nicht eine einzige Seite gelesen haben.

Ich werde es nie wieder tun, und, seien sie insofern beruhigt, ich werde auch das Wort in diesem Hohen Hause nicht wieder ergreifen. Diese Rede war meine letzte. Meine Damen und Herren, auf Nimmerwiedersehen.

Eine Nachbemerkung: Vor Kurzem bin ich wieder auf dieses Redemanuskript gestoßen, habe es wiederholt gelesen, und manches Mal dachte ich, diese Rede hätte wirklich gehalten werden sollen. Aber was hätte es geändert? Es hätte nur Arnds Abschied von der Politik noch bitterer werden lassen.

Dominik I

Wäre alles gekommen, wie es hätte kommen sollen, dann wäre nicht auch ich noch in diesen Bericht eingedrungen. Ich, der im Bericht des Notars, meines unersetzlichen Freundes, Dominik genannt wird.

Dieser Bericht bekommt hier also, nachdem der so genannte Staatsmann, wie ich finde, denkwürdig zu Wort gekommen ist, zum zweiten Mal einen neuen Anfang. Es war, wie ER, mein Freund – ich werde ihn hier, auch wenn es Überwindung kostet, schlicht den Notar nennen – schon kompliziert genug geworden. Die Sache mit dem Staatsmann und Arnd ist im Nachhinein dazugekommen, und die nächste Komplikation bin ich selbst. Aber es sind Dinge geschehen, derentwegen nun auch ich mich an dieser Stelle einmischen muss.

Ich will erst einmal erklären, wie ich in diese Rolle geraten bin, in diese seltsame Rolle in einer seltsamen Geschichte, auch wenn ich sie längst nicht mehr als so seltsam empfinde, wie es fast jedem anderen ergehen wird. Ich hatte von diesem Bericht, diesem Projekt des Notars, schon seit Längerem gewusst, als ich mich notgedrungen näher damit zu befassen begann. Die Arbeit für diesen Bericht war dann – vor allem natürlich wegen K., der uns bis zuletzt für Momente immer wieder unwirklich erschien – wie ein kurzes Exil von der Wirklichkeit, ein schönes, aber doch eines, von dem man irgendwann erlöst sein will. Jetzt bin ich, genannt Dominik, so gut es geht, zurück im normalen Leben, dem Leben eines fast normalen Anwalts, und das ist ein großes Glück. Oder nein, das Leben eines Anwalts ist beileibe kein Glück, aber es wäre ein Unglück gewesen, hätte ich nicht dahin zurückgefunden. Die Jagd nach den verlorenen Teilen dieses Berichts, die Sorge und Trauer um meinen Freund, den Notar, der den Bericht so weit vorangetrieben hat, und schließlich die letzten kleinen Korrekturen an den Kapiteln, die Hester und ich noch ans Licht gezerrt hatten, sind vorbei, und damit auch die Zeit, in der die Mühen um den Bericht das übrige Leben zur lästigen Routine machten.

Nun sitzen wir, Hester und ich, einander in einem fast menschenleeren Café gegenüber und versuchen, den Bericht hinter uns zu lassen. Und doch denke ich daran, dass erst der Bericht uns einander wirklich nahe gebracht hat, und ich weiß, dass Hester denselben Gedanken denkt. Wir denken mittlerweile oft denselben Gedanken, ohne dass es vieler Worte bedürfte, und dann begnügen wir uns mit Dialogen von lakonischer Kürze, auf die sich ein Fremder kaum einen Reim machen könnte.

"Ich glaube, es wird nie wieder werden, wie es war", sage ich. "Weil wir die Gedanken, auf die K. und E. uns gebracht haben, nicht loswerden."

Ob ich denn meine, dass das ein Fluch sei, fragt sie.

"Natürlich nicht", sage ich.

Ein Fluch wäre es gewesen, wenn der Bericht verschollen geblieben wäre, wie es eine Zeitlang den Anschein hatte. "Ein Fluch für uns beide", sage ich. "Wir haben versagt, hätte ich immer wieder gedacht, egal, was mir Entlastendes eingefallen wäre."

Es ist kein Zufall, dass wir zu dieser Tageszeit hier sitzen. Es ist Mittagszeit. Eigentlich die falsche Zeit, in einem Café zu sein, die falsche Zeit, Kuchen zu essen und Tee zu trinken, aber mit solchen Launen lenke ich mich ab, manchmal von lästigen Gedanken und manchmal von einem anwaltlichen Schriftsatz, der nicht werden will. Ich hatte oft in meinem Leben das Gefühl, zur falschen Zeit an einem richtigen Ort wie diesem zu sein, ganz anders als Hester, aber mit mir zusammen scheint auch sie es zu mögen. Hester, die Journalistin, die fast immer zur richtigen Zeit am richtigen Ort ist.

Wir sitzen an einem winzigen Tisch vor der großen bodentiefen Glasfront des Cafés, kaum eine Armeslänge entfernt von den in Schüben vorbeiströmenden Passanten.

"Wie in einem Aquarium", sage ich.

"Wo ist draußen, wo ist drinnen?", fragt sie.

Ich überlege. "Die da draußen", sage ich dann, "sind mittendrin im Leben. Wir schauen wir ihnen von außerhalb zu."

Ich sehe sie an, als erwartete ich eine Bestätigung.

"Das hat der Bericht mit uns angestellt."

Sie widerspricht nicht. Dann sagt sie: "Aber wir wollen nicht ewig hier sitzen bleiben und das Leben der Anderen von außen betrachten."

"Nein", sage ich, "wir wollen natürlich ein richtiges Leben."

Wir sehen eine Zeitlang aneinander vorbei, aber wir wissen voneinander, woran wir jetzt denken. Unsere Gedanken sind bei den Hauptfiguren des Berichts, bei E. und K.

"Stell dir vor", sage ich dann, "einer wie K. säße hier, kein Mensch wie wir. Was würde der sagen? Vielleicht: ‚Schau dir die Menschen da draußen an. Was sie denken, was sie tun, alles ist so unheimlich menschlich.‘ "

"Ja, vielleicht."

"Vielleicht auch: Sie ahnen nichts von ihren menschlichen Schwächen. Von ihrer Denkschwäche. Von ihrer Abhängigkeit von Instinkten."

Einen Moment lang sieht sie mich an, als säße ihr nicht ein Mensch gegenüber, sondern tatsächlich einer wie K. Aber dann sagt sie: "Stell dir vor, E. säße hier. E., der ein langes Politikerleben endlich hinter sich hat. Was würde er sagen, wenn er hier nach draußen schaute?"

"Sag du es."

"Er würde da draußen lauter Staatsbürger sehen. Alles Staatsbürger, würde er denken, Wähler oder Nichtwähler, aber sie haben ganz anderes im Kopf."

Ich sehe in die Gesichter der Passanten. "Ja", sage ich, "die Menschen haben anderes im Kopf. Wie halten Politiker das aus?"

"Und vielleicht würde E. sagen: Die da draußen ahnen, dass sie schlecht regiert werden, aber sie wissen nicht, wie viel besser sie regiert werden müssten."

Auch Hester sieht jetzt den Passanten nach. "Aber was hat die Geschichte dieses Berichts mit uns gemacht", sagt sie, "dass wir solche Gespräche führen?"

Ich betrachte, ohne dass Hester es bemerkt, ihr junges Gesicht. Sie ist zu jung für mich, zehn Jahre Altersunterschied, und doch haben wir zueinandergefunden, auch wenn wir den Alltag nicht – oder noch nicht – miteinander teilen.

Ich will mir vorstellen, ich sei zehn Jahre jünger, etwa so jung wie Hester. Es gelingt nicht. Ich will nicht zehn Jahre jünger sein. Vielleicht körperlich, aber nicht im Kopf. Ich will es mir nicht einmal vorstellen. Hätte Hester, wie sie ist, sich jemals auf den eingelassen, der ich vor zehn Jahren war? Nein, sage ich mir, eher auf den, der ich bin und der für sie zu alt ist. Es könnte am Bericht liegen. Der Bericht hat Hester im Kopf schnell altern lassen. Im Kopf ist sie so alt wie ich. Zehn Jahre älter als ihr Körper.

Ich wende ihr das Gesicht zu und sehe sie geraden Blicks an. Nach einer Weile schaut auch sie mir gerade in die Augen, kritisch und versöhnlich, ungeduldig und hilfsbereit, und ich weiß, was dieser Blick mir in diesem Moment sagen will. Du hast einen Gedanken, sagt ihr Blick, den du fast, aber noch nicht ganz zu Ende gedacht hast.

Es ist, als würden meine unfertigen Gedanken sich in ihren Augen spiegeln.

"Bleibt es bei dem Anfang des Berichts, wie der Notar es aufgeschrieben hat?", frage ich.

"Klar."

"Auf der ersten Seite schreibt er über dich, als wärest du ein Teenager. Wie du vor ihm stehst mit dem Bündel Notizen des Staatsmanns. Willst du wirklich einen solchen Anfang?"

"Es ist, wie es ist", sagt sie, "Der Notar hat es damals für gut befunden. Es ist eben ein paar Jahre her." Sie sagt es, als seien ein paar Jahre eine halbe Ewigkeit. Als sei sie vor ein paar Jahren wirklich noch ein Teenager gewesen.

"Na gut", sage ich, obwohl ich mir für den Bericht eigentlich einen anderen Anfang wünsche.

Schließlich sage ich: "Du und ich hier und jetzt in diesem Café, könnte das nicht ein Allerletztes sein, das noch in den Bericht hineinkommt?"

Sie sieht mich an, als wäre es eine unwichtige Frage.

"Könnte es nicht ein neuer Anfang sein?"

Sie sagt noch immer nichts.

"Zuallererst wir beide hier in diesem Café. Eine Banalität, das ist wahr, aber eine sehr menschliche. Danach dann der Beginn des Berichts, wie du vor dem Notar stehst wie ein Teenager."

Sie senkt den Blick, und für einen Moment wirkt ihre Miene angespannt.

"Und warum?", fragt sie.

"Weil der Notar den Bericht etwas spröde beginnen lässt. Wie ein Notar eben. Obwohl ich es ihm anders geraten habe."

Sie wirft mir einen gespielt bösen Blick zu.

"Spröde, weil ich darin vorkomme?"

"Na gut", sage ich dann, "dann lassen wir den Anfang, wie er ist. Aber wir beide hier im Café, das könnte doch gleich danach kommen."

Sie zögert kurz, dann legt sie ihre Hand auf meine, dann nickt sie. "Ja", sagt sie, "aber sonst soll es bleiben, wie es ist. Wir haben schon genug hinzugefügt."

"Kann sein", sage ich.

"Und versuch nicht, Romanfiguren aus uns zu machen."

"Natürlich nicht. Es ist und bleibt ein Bericht."

Wir bleiben noch eine Weile sitzen und beobachten wortlos die vorbeiströmenden Passanten. Dann stehen wir auf, beide gleichzeitig wie auf ein unsichtbares Kommando. Dann gehen wir.

An der Tür umarme ich sie. "Denk nicht mehr zu viel an den Bericht", sage ich.

"Nein."

Nach einem flüchtigen Kuss gehen wir auseinander.

"Dominik!", ruft sie mir hinterher.

Ich drehe mich um.

"Ist schon gut", sagt sie. Und dann, ich lese es eher von ihren Lippen ab, als dass ich es höre: "Es braucht alles Zeit."

Ich bleibe stehen und schaue ihr nach. Ja, natürlich, ich weiß, dass alles unendlich viel Zeit braucht. Inzwischen weiß es auch die ungeduldige Hester.

Schon bei der Entstehung des Berichts, der hier nun fortgesetzt wird, war mir vieles unendlich langsam vorgekommen, und auch der Notar, schien sich unendlich viel Zeit zu nehmen, aber der Bericht selbst hat mir dann geholfen, die Langsamkeit der Dinge zu verstehen, um die es darin geht.

Ich will aber noch etwas anderes vorwegnehmen. Fast wäre dieser Bericht unvollendet geblieben, und nicht nur das, er wäre fast auch verschwunden. Weil es Personen gab, die es so wollten. Menschen, die sich von diesem Bericht bedrängt fühlten.

Dass dies dann doch nicht geschah, daran habe ich – das darf ich hier unbescheiden anmerken – keinen geringen Anteil. Hier folgt also nicht nur die Fortsetzung des Berichts, sondern auch dessen etwas verwickelte Überlebensgeschichte, an der ich selbst beteiligt war.

03 Notar

Der Staatsmann, wie wir ihn hier weiter nennen werden, der längst Verstorbene, ist ein Eindringling in dieser Geschichte, aber natürlich auch eine Bereicherung.

Ein bisschen mag sein Erscheinen trotzdem verwirren. Der Staatsmann berichtet hier zuerst über einen jungen Parteifreund Arnd, und später wird dann ausführlich über E. zu berichten sein, eine der zwei Hauptfiguren, der hier nun manches Mal wie ein Wiedergänger des Staatsmanns erscheinen wird. Aber von Arnd vielleicht abgesehen, bleibt es doch übersichtlich. Viele der Aufzeichnungen des Staatsmannes ergänzen die Gedanken von E. so gut, dass sie von derselben Person sein könnten. Niemand muss sich hier bemühen, E. und den Staatsmann sorgsam auseinanderzuhalten.

Wir sind aber mit der Tür ins Haus gefallen. Der Text von Arnd hat sich in diese Geschichte hineingedrängt, wo deren Hauptfiguren noch nicht einmal bekannt sind. Arnd, der rebellische Jungpolitiker, ist keine Hauptfigur, noch weniger natürlich als der Staatsmann, dieser rebellische Methusalem. Die beiden Hauptfiguren und ihre Dialogpartner kommen noch.

Eigentlich sollte ich an dieser Stelle nicht mit mir selbst beginnen. Dazu ist diese Geschichte viel zu wichtig. Ich bin nur ihr Protokollant. Nicht mehr, aber auch nicht weniger.

Ich habe mich dennoch von Dominik überzeugen lassen, dass man auch über mich etwas wissen wollen. Der Protokollant solle ein Gesicht haben, meinte Dominik, eine Person aus Fleisch und Blut sein und nicht so tun, als sei er ein Mensch ohne Meinungen und Gefühle. Ob das in dieser Geschichte auch für einen schlichten Durchschnittsmenschen wie mich gelte, wandte ich ein, aber Dominik blieb dabei. Also will ich hier ein paar Dinge über mich preisgeben.

Ich bin, wie gesagt, Notar, schon seit mehr als einem Jahrzehnt. Ich glaube, es tut dieser Geschichte gut, dass ein Notar sich ihrer annimmt. Was ich hier tun werde, ist

fast wie eine notarielle Beglaubigung. Als Notar helfe ich, den Willen anderer zu protokollieren, wenn möglich deren ganz und gar unverfälschten Willen, und in diesem Fall hier protokolliere ich auch Wissen. Ich protokolliere, was die beiden Gesprächspare, die hier zu Wort kommen werden, was Hester und E. und was Ben und K. wissen, und manchmal auch, was sie ahnen, befürchten oder hoffen. Genauer gesagt, sind es Hester und Ben, die die Gespräche protokollieren, und ich muss sie dann nur noch durchsehen und beglaubigen.

Genauigkeit hilft, auch in diesen Angelegenheiten, und helfen tut eben auch die Genauigkeit eines Notars. Auf Genauigkeit der Beobachtungen bestehe ich. Manches würde anders geschrieben, wenn ich Hester und Ben nicht immer wieder bedrängte mit meiner notariellen Akribie.

Man könnte meinen, ich sei Notar mit Leib und Seele. Vielen sage ich es so, aber so ist es beileibe nicht immer. Notar hatte ich eigentlich nicht werden wollen, Arzt zu werden lag mir eigentlich näher. Warum ich dann schließlich Notar geworden bin, ist Teil einer komplizierten Lebensgeschichte, die nicht hierher gehört.

Mandanten sind für mich, das ist noch immer die Arztseele in mir, wie Patienten. Die meisten von ihnen sind unerfahren genug, um in alle denkbaren Fallen zu tappen, in absichtliche oder unabsichtliche, und ich beuge solchem Unheil vor. Aber auch das ist natürlich, wenn man so will, eigennützig. Wenn Ärzte helfen, helfen sie damit auch sich selbst, und vielleicht ist es nicht viel anders bei einem Notar, der helfen will. Immerhin versuche ich, niemals parteiisch zu sein.

Und doch sitze ich oft allein im Büro und träume davon, nicht der Notar zu sein, der ich bin, sondern jener, der ich hätte werden können, wenn der Zufall in einigen Momenten meines Lebens die Weichen anders gestellt hätte. Davon soll nur niemand erfahren. Ein Träumer als Notar wäre nicht das, was ein Mandant sich wünschen würde.

Aber genug erst einmal von mir. Ich muss auf der Hut sein, um nichts preiszugeben, was unsere Identität verraten könnte. Wir, Hester und Ben, ihre Dialogpartner E. und

K. und ich, müssen uns unkenntlich machen wie der träumende Notar, von dem kein Mandant wissen darf, dass er träumt.

Fangen wir an mit Ben. Ben und ich haben uns in meinem Büro kennengelernt. Bei seinem ersten Anruf hatte meine Helferin wie immer wissen wollen, worum es geht, aber er hatte partout nichts sagen wollen. Glück für ihn, dass er dennoch den Termin bekam, und ein Glück auch für mich. Ein großes Glück für uns beide.

Ben ist kein gewöhnlicher Mandant, das wusste ich gleich. Man taxiert seine Besucher, bevor sie das erste Wort sagen, das tun auch Notare, ob sie es wollen oder nicht. Ein Handwerker ist er, dachte ich, vielleicht ein Gärtner, der von der Arbeit kommt und über einen Erbfall sprechen will, und doch ein Sonderling. Die Begrüßung fiel knapp aus. Sicher ist er kein Mann des Wortes, das spürte ich gleich. Er saß vor mir und schien darauf zu warten, dass ich zu reden beginne. So etwas kommt oft vor, wenigstens hier in unserer Region im Norden. Der Mandant sitzt dem Notar mit fragendem Blick gegenüber wie einem Hellseher. Selbst wenn sie es wollten, könnten manche nicht sofort sagen, warum sie gekommen sind, und dann muss ich es ihnen sagen. Ich bin es dann, der einem längeren Schweigen zuvorkommt.

Bei Ben war es anders. Wir saßen einander schweigend gegenüber, denn auch mir fielen nicht sofort die passenden Worte ein. Ich taxierte ihn viel länger als gewöhnlich. Ein Kauz, dachte ich, aber ein gutherziger. Fast ein Kauz wie ich, hätte ich denken können, aber das kam mir erst später in den Sinn.

Warum es auch mir fast die Sprache verschlug? Vielleicht war es ein überraschendes Gefühl von Nähe, wenn nicht sogar von – zugegeben ein großes Wort – Geistesverwandtschaft. Er schaute mich nicht an, er hatte den Blick in seiner schüchternen Art gesenkt, beinahe abweisend, und es schien fast, als wolle er es so. Aber wenn man genau hinsah, verrieten seine abgewandten Augen schon in diesem Moment viel mehr. Er will viel mehr von mir, dachte ich, als er in diesem Moment sagen könnte.

Was er dann sagte, formulierte er langsam und mit Pausen, in Halbsätzen mit kargem Vokabular. Zuerst dachte ich, Deutsch sei nicht seine Muttersprache, dann, er sei vielleicht Schweizer, dann wiederum, er sei zu ungebildet, um flüssig und in ganzen Sätzen zu reden, und dann, er habe vielleicht doch sehr wenig zu sagen. Später erst merkte ich, dass er beim Reden seinen Gedanken nicht nachkam. Er verwarf unvollkommene Gedanken, während er sie aussprach, deswegen blieb vieles, was er sagte, Fragment. Was musste bei dieser ersten Begegnung auch gesagt werden, das nicht in den Schriftstücken stand, die er mir wortlos auf den Schreibtisch legte?.

In dieser Begegnung blieb ich ganz der Notar, zumindest in dem, was ich sagte. Wir beide widmeten uns dem ganz gewöhnlichen Anlass, dessentwegen er gekommen war. Genau genommen war er nicht einmal in eigener Sache da. Es ging um eine Erbschaft seiner Frau. Sie hatte den Bauernhof eines Onkels geerbt, besser gesagt, dessen kleines Anwesen, oder genauer gesagt: Sie hatte den größten Teil davon geerbt, und nun wollte sie die Anteile der Miterben übernehmen. Dafür sollte ich eine allseits akzeptable Lösung finden. Außerdem musste ich – was mich natürlich für einen Moment stutzig machte – versprechen, über die Lage des Anwesens Stillschweigen zu wahren.

Bens Frau habe ich nie kennengelernt. Nach allem, was ich weiß, ist sie wortgewandter als Ben und alltagstauglicher. Trotzdem hat Ben seine Mission als ihr Stellvertreter bei mir ja erfüllt und ich meine notariellen Pflichten. Das Anwesen des verstorbenen Onkels gehört jetzt allein seiner Frau, und alle Beteiligten sind offenbar zufrieden.

So einfach, wie es hier klingt, war es dennoch nicht, aber der Notar in mir hat in dieser Sache zu schweigen. Wichtig ist nur Eines: Die Begegnung mit Ben war der Anfang der außerordentlichen Geschichte, die hier protokolliert wird. Lassen wir daher Ben gleich zu Wort kommen, so hatte ich gedacht, Ben und seinen Dialogpartner K. Lassen wir deren Geschichte hier beginnen, so seltsam es auch erscheinen mag.

Aber, gab Dominik später zu bedenken, ist nicht K. eine viel zu ungewöhnliche Gestalt, um sie so unvermittelt auftreten zu lassen? Den Staatsmann, den Jungpolitiker Arnd und auch den Politiker E. könne sich jeder vorstellen, und deren Gedanken könnten viele auf Anhieb folgen, aber K.? Nein, meinte er, mit K. sei es doch ganz anders. K. sei viel zu fremdartig, als dass ein Leser ihn von Anfang an ernst nehmen könnte. Seine Gedanken würden als weltfremde Grübeleien erscheinen, und man werde sich fragen, was K. in dieser Geschichte zu suchen habe.

Das mag so sein. Aber wenn es so ist, kann und will ich es nicht ändern. Bens Dialoge mit K. sind hier unverzichtbar. Ohne sie ginge es hier nur um Gedanken und Empfindungen von ein paar Politikern und von Staatsbürgern. Es geht aber auch darum, was es bedeutet, ein normaler Mensch zu sein mit all den damit verbundenen Beschränkungen. Dazu hat K. uns Menschen Überraschendes zu sagen. Deswegen soll es hier nun ohne weitere Vorrede mit K. und Ben beginnen. Wer sich so unvermittelt auf die beiden einlässt, wird umso mehr über sie wissen wollen.

Nur dieses Eine sei daher vorweg noch gesagt: K., Bens Gesprächspartner, hat menschliche Eigenschaften, aber er gehört nicht zu unserer Spezies. K. selbst nennt sie die Spezies der Menschlinge. Das klingt, als sei K. ein reines Phantasiegeschöpf, aber es ist nicht so.

K.: Wusstest du, dass nicht nur Menschen träumen, sondern auch wir Menschlinge?

Ben: Es überrascht mich nicht. Vermutlich haben alle hoch entwickelten Lebewesen Träume. Wahrscheinlich alle Säugetiere.

K.: Ich hatte einen Albtraum.

Und?

K.: Ich habe geträumt, du hättest mich verraten.

Du weißt, dass ich das nie tun würde. Nicht einmal im Traum.

K.: Du warst nur etwas leichtsinnig, aber es hatte schlimme Folgen. Zum Glück hat die Angst mich geweckt und mir so das Schlimmste erspart.

Und bis dahin?

K.: Du hattest einen Bericht über uns verfasst, und der Bericht war in falsche Hände gelangt. Menschen haben herausgefunden, dass es uns gibt, aber dass es uns nicht geben dürfte, rein rechtlich gesehen. Also menschlich gesehen

Sie haben herausgefunden, dass ihr eine illegale Züchtung seid?

K.: Ja, aus menschlicher Sicht. Dann haben fremde Menschen versucht, mit uns zu reden, aber kein Mensch konnte mich verstehen. Außer dir kann es eben niemand.

Und weiter?

K.: Sie wollten das Experiment beenden.

Das Experiment eures Daseins?

K.: Ja.

Und am Ende gab es euch nicht mehr?

K.: Hätte es nicht, wenn ich weitergeträumt hätte.

Es war eben nur ein Traum.

K.: Aber auch eine Warnung. Wir tragen beide ein Risiko. Seien wir deshalb weiter auf der Hut.

Auf mich, das weißt du, ist Verlass.

K.: Weiß ich. Auf andere Menschen nicht, aber auf dich.

Außer im Traum.

K.: Ja, außer im Albtraum.

Ich weiß, Ben könnte tatsächlich alles erfunden haben. Das gilt noch immer, denn niemand außer Ben hat K. je gesehen, von Bens Frau einmal abgesehen. Ben lässt ja auch niemanden hinter seine verschlossenen Türen gucken. Selbst wenn ein Fremder von Ferne K. vor seiner geheimen Unterkunft sähe, würde er nichts ahnen. Jeder Fremde würde K. von Ferne für eine ganz normale Tiergestalt halten. Nur Ben weiß Bescheid, und nur ich weiß, dass man Ben vertrauen muss. Dass es K. gibt, dafür ist Ben der denkbar verlässlichste Zeuge.

Trotzdem bezweifelt Ben noch mehr als ich, dass jemand anderes an die Existenz von K. wird glauben wollen. Ich habe Ben gefragt, was wäre, wenn es K. nicht gäbe, aber wenn jemand wollte, dass es ihn gibt; ob dann jemand einen wie K. würde züchten können, eine Menschlingsgestalt also mit so herausragendem Verstand wie K. Ja, meinte Ben, vorstellbar sei das, rein theoretisch zumindest, aber solch eine Züchtung könne hunderte Jahre dauern. Dann sei eben, antwortete ich, im Fall K. eine beschleunigte Züchtung gelungen, wie sie möglicherweise irgendwann, wenn auch sehr viel später, ohnehin in die Welt gekommen wäre. Ja, meinte Ben, so könne man es sehen, rein theoretisch.

Ben, dabei ist er sich treu geblieben, hat über sich selbst wenig zu Protokoll gegeben, aber ich darf hier etwas hinzufügen. Ben ist nicht sein wirklicher Name, aber ich finde, er passt zu ihm. Ben, der Biologe, das ist auch leicht zu merken. Auch ihm hat das Pseudonym gefallen. Also lassen wir es dabei.

Bens Wortkargheit fällt auf, damals wie heute, aber wenn man ihn näher kennt, hat sie auch einen befreienden Charme. Seine wenigen Worte jedenfalls sind vielsagender als die Redseligkeit anderer Menschen. Bens Wortkargheit ist nur eine Beschränkung auf das Wesentliche.

Ben hätte alles, worauf es hier ankommt, ohne meine Hilfe erzählen können, aber er wollte es nicht. Seine Wortkargheit im Mündlichen findet sich wieder im Geschriebenen, und er hat es mir überlassen, seine Aufzeichnungen zu ergänzen, wo

sie mir zu knapp und zu spröde erscheinen. Zu seinen Protokollen habe ich daher an einigen Stellen wenige Worte hinzugefügt.

Ben ist ein Mann in den späten Dreißigern. Er hat kurz geschorenes helles Haar, mit einem über der Stirnpartie schwindenden Haaransatz. Er ist eher klein gewachsen und drahtig, mit Durchsetzungswillen, aber er ist eben auch ein Sonderling. Er ist keiner, dem Sympathien von allein zuflögen. Ein Mensch mit kleinen Handicaps, aber einer, der seine Handicaps annimmt.

Ben ist Biologe, aber das könnte falsch verstanden werden. Genauer gesagt ist er Molekularbiologe. Früher, als Wissenschaftler, hat er sich mit Stammzellenforschung befasst, einem Feld der Wissenschaft, wie er mir einmal in seltener Beredsamkeit sagte, in dem der Anteil fleißiger Ignoranten und eitler Wichtigtuere nicht kleiner sei als anderswo. Später sind er und seine Frau dann Züchter geworden, Pferdezüchter und nebenbei Züchter kleiner Klautiere. Es wäre wohl nie dazu gekommen, wäre seine Frau nicht Miterbin jenes Anwesens geworden, dessentwegen Ben in mein Notariat gekommen war. Das sei Vermögenssubstanz, sagte Ben einmal, von der man zehren könne. Sie könnten sich Experimente leisten, auch das Experiment mit K., jener klugen nichtmenschlichen Gestalt in seiner Obhut.

Als Notar sollte man über Mandanten nicht mehr wissen wollen, als sie erzählen, aber manchmal überkommt mich eine ganz unnotarielle Neugier. Aus Neugier habe ich mir einmal von Weitem jenes Anwesen angesehen, auf dem Ben und K. leben. Es liegt weitab von jeder Ortschaft. Das Hauptgebäude ist ein stattliches altes Wohnhaus, und in gemessener Entfernung davon steht ein Stallgebäude für die Zuchttiere.

Ben und seine Frau wohnen im Hauptgebäude, direkt daneben wohnt K in einem angebauten Seitentrakt. Dort sind Räume für ihn und seine wenigen Artgenossen. Denn K. ist als Menschling nicht allein.

Ich sollte diesen Seitentrakt nicht Stall nennen. Stall klingt nach Vieh, und K. ist nichts weniger als das. Ich sollte im Fall von Menschlingen auch nicht von

artgerechter Haltung sprechen, auch das lässt Menschen zu sehr an Vieh denken. Dennoch ist die Unterkunft der Menschlinge eine Art Stall, und sie ist artgerecht, so wie der Wohntrakt artgerecht ist für Menschen. Es ist eben nur eine ganz besondere Art, der dieser Stall gerecht wird.

Es gäbe gute Gründe, über das äußere Erscheinungsbild von K. Stillschweigen zu bewahren. Es gibt ohnehin keine Bilder und keine Fotos von ihm, und wenn es nach Ben geht, wird es sie nie geben. Dennoch wird die menschliche Neugier zu groß sein, als dass K. eine den Sinnen verschlossene Figur bleiben könnte. Auch ich selbst bin viel zu sehr Augen- und Anschauungsmensch, um mich damit abzufinden.

Das wenige, das ich Ben hierzu bisher entlocken konnte, war dies: K. hat den Körper einer größeren Ziege, und er hat Augen fast wie ein Mensch. Ziegenkörper mit Menschaugen, das ist das Bild. Ich weiß auch: Es ist ein Körper mit schwarz-weißem Fell. Mehr weiß auch ich nicht. Dies, hat Ben mir in kategorischer Abfuhr bedeutet, müsse genügen.

Ben fügte später noch eine Mahnung hinzu. Das Bild vom Ziegenkörper der Menschlinge könne Menschen in die Irre führen. Der Ziegenkörper ist kleiner als der menschliche, und als Mensch sei man daher versucht, auf einen Menschling hinabzusehen. Und die Augen von Menschlingen, so könnten Menschen vermuten, seien beinahe, aber eben nur beinahe menschlich. Das, sagte Ben, sei grundfalsch. Viel richtiger sei es umgekehrt. Die Augen der Menschen seien fast, aber eben nur fast, wie die von Menschlingen. Und Menschlinge stünden zwar mit Menschen nicht im Wortsinn auf gleicher Augenhöhe, aber als Mensch lasse man sich dennoch nicht zu Menschlingen herab. Wenn es Grund zur Herablassung gebe, dann allenfalls auf Seiten der Menschlinge. Den Menschling K. zu verstehen heiße, als Mensch bescheidener zu werden.

Vergessen wir alle anderen Details. Stellen wir uns für den folgenden Bericht nur vor: K., das kluge, geschprächtige, ziegenähnliche und ganz und gar reale Fabelwesen in Dialogen mit Ben, dem kauzigen, wortkargen menschlichen Sonderling. Stellen

wir uns vor, wie Ben in diesen Dialogen zur Hebamme von Gedanken wird, die niemand anderer als K. denken könnte, und wie Ben sich dabei immer wieder knappe Notizen macht.

Im Nachhinein mag man denken, jemand anders hätte die Dialoge mit K. doch besser geführt als Ben, ein gesprächigerer Mensch vielleicht und vor allem jemand, der K. gegenüber entschiedener auf menschlichen Standpunkten beharrt hätte. Vielleicht wäre K. für viele Menschen auf solche Weise leichter verständlich geworden. Aber wichtiger scheint mir, dass K. sich in gerade Bens Gesellschaft nicht menschlicher geben musste, als er ist. Es wäre auch nicht zu seinem Vorteil gewesen.

Dominik II

Manchen mag es erscheinen, als ufere der Bericht an dieser Stelle aus. Ursprünglich sollten hier nur E. und K. und deren Gedanken auf nüchterne Weise vorgestellt werden, und nun erzählt dieser Bericht immer mehr von seiner eigenen Entstehungsgeschichte. Die Bedeutung dieses Berichts ist aber nur zusammen mit seiner Entstehungsgeschichte zu verstehen, und zu dieser Geschichte gehören auch von mir verfasste Aufzeichnungen wie die folgende.

Ich schreibe dies auf dem Flug nach New York. I war noch nie dort, und ich sollte neugierig auf die Stadt sein, aber meine Gedanken kommen nicht los von meinem Freund und seinem unvollendeten Projekt. Ich denke: Was immer du jetzt schreibst, schreibe es so, dass es nachträglich in diesem Bericht seinen Platz finden könnte.

Diese Reise nach New York ist für mich eine erschütternde Pflicht, aus einem Anlass, der in der Tat erschütternder nicht sein könnte. Ich unternehme die Reise um meines Freundes willen und auch um des Berichts willen, der Hester und ihm so viel bedeutet hat. Dafür schreibe ich diesen ersten kurzen Zwischenbericht, dem sicher weitere folgen werden.

Dabei muss ich mich mehr denn je zwingen, mich nicht in Nebensächlichkeiten zu verlieren. Meinen Freund habe ich einige Male ermahnt, er solle beim Schreiben des Berichts nichts weglassen, nur weil es ihm auf den ersten Blick nebensächlich erscheine. Bei mir bedarf es solcher Mahnung nicht. Dass ich auf diesem Flug nach New York diese Notiz in mein Notebook tippe, ist eine Nebensächlichkeit, und trotzdem schreibe ich es auf. Die Hauptsache ist aber, was in der Zeit vor diesem Flug geschah und warum ich hier sitze.

Hester rief mich an. Es war ein langer Arbeitstag gewesen. Die meisten Arbeitstage sind für mich lang, denn nur abends finde ich die Ruhe für längere Schriftsätze, und ich bin bei so etwas nicht der Schnellste. Zum Glück gibt es niemanden, der mich drängen würde, zeitig zu Hause zu sein.

Als Hesters Anruf kam, brütete ich über einem Schriftsatz für einen Urkundenfälscher. Es geht um ein Testament. Mein Mandant will es noch immer für echt ausgeben, aber es ist nicht echt. Es ist ein Testamentsentwurf, mehr nicht. Es ist kein unterschriebenes Original, nur die Kopie eines unterschriebenen Textes ohne Datum. Mittlerweile ist ein abweichendes Originaltestament aufgetaucht, zweifelsfrei unterschrieben vom Erblasser, allem Anschein nach kurz vor seinem Tod. Jetzt wehrt mein Mandant sich gegen den Verdacht, die von ihm vorgelegte Fassung gefälscht zu haben. Alles nur ein Missverständnis, so werden wir argumentieren, mein Mandant habe vom angeblich allerletzten Willen des Verstorbenen nichts

wissen können, an seiner Testamentskopie sei nichts gefälscht, weder der Text noch die Unterschrift, oder wenn, dann von jemand anderem. Eine durchaus plausible Argumentation, nur leider wider besseres Wissen. So kann es einem gehen als, wie mein Freund einmal sagte, Anwalt für bizarre Fälle. Dennoch will ich nicht, dass dieser Erbschleicher verurteilt wird, denn die wahren Erben haben das Erbe noch weniger verdient als er. Mit dem Schriftsatz kam ich trotzdem nicht voran.

Wenn die Arbeit stockt, ist man dankbar für jede Ablenkung. Nach Büroschluss könnte ich das Telefon einfach klingeln lassen, aber es ist ein alter Reflex, es nicht zu tun. Man weiß ja nie, ob es dringend ist. Ein Mandant könnte in Not sein, rein theoretisch, also nehme ich meistens ab. Aber ich melde mich – eine Anwaltsmarotte – erst einmal mürrisch.

Dann Hesters Stimme.

"Du bist es", sagte ich, als hätte ich jeden Moment auf ihren Anruf gewartet.

'Du', hatte ich spontan gesagt, obwohl wir uns vorher nie geduzt hatten.

Immer diese Förmlichkeit. Wir waren vor Jahren Wohnungsnachbarn gewesen, sie in einer Wohngemeinschaft, Studentin im zweiten Semester, und ich ein junger Anwalt, von dem sie sich kostenlosen Rat holte. Aber ich war auch der Ältere von nebenan, der ein Du eigentlich nicht verdient hatte.

" Ja, ich bin es. Hester."

"Wir lassen es beim Du?"

" Ja."

"Und worum geht es?"

Ich hatte mich im Ton vergriffen, es war wieder dieser mürrische Tonfall des Anwalts, der nicht gestört werden will, aber sie tat, als habe sie nichts anderes erwartet.

"Erkläre ich dir, aber nicht am Telefon."

"Wo dann?"

"In deinem Büro", sagte sie. "Ich bin in fünfzehn Minuten da."

Ich wollte noch antworten, jetzt herzlich, nicht mehr mit mürrischer Anwaltsstimme, aber sie hatte aufgelegt. Noch fünfzehn Minuten für den Schriftsatz, dachte ich und beugte mich wieder über meinen Entwurf. Vergeblich. Hester war unterwegs. Du hast auf ihren Anruf gehofft, dachte ich. Eigentlich hatte ich schon lange gehofft. Eigentlich schon, seit er, der Notar, mein Freund, nach New York abgereist war.

Ich legte den Schriftsatzentwurf beiseite. Knapp fünfzehn Minuten noch. Fast eine Viertelstunde Zeit, an IHN zu denken. Er hat mich einmal 'Der Anwalt als Sozialarbeiter' genannt. "Zu dir kommen Menschen, die nichts mehr zu verlieren haben." Das trifft nicht für alle meine Mandanten zu, aber für viele. Es sind Leute, die auf der Schattenseite des Lebens stehen oder mit dem Rücken zur Wand. Manche tun so, als ahnten sie es nicht, aber viele kommen schon mit diesem Verlierergesicht. Eine andere Art Mandanten sind die Fälscher und Plagiatoren. Manchmal sind auch Plagiatoren geborene Verlierer, die sich nicht anders mehr als zu helfen wissen als durch Diebstahl geistigen Eigentums, aber meistens kommen und gehen sie erhobenen Hauptes. In deren Augen sind die Kläger die Krämerseelen, die sich an ihr bescheidenes geistiges Eigentum klammern wie ein halbverhungertes Raubtier an seine klägliche Beute. Aber ich habe auch immer wieder mit der Gegenseite zu tun, mit jenen vermeintlichen Krämerseelen also, die sich im Kampf gegen die Mitnutzung ihres bescheidenen geistigem Eigentum durch angebliche Plagiatoren verstricken.

Und jetzt gleich Hester. Sie würde mit einem Anliegen kommen, das war klar. Ihr Anliegen, das würde der Bericht sein. Ganz sicher der Bericht und

vielleicht auch der Notar. Sie würde Fragen haben, die der Notar ihr nicht beantwortet hatte, in der Hoffnung, dass ich mehr darüber weiß als sie. Ich, sein bester Freund, denkt sie, kannte ihn besser, also wisse ich auch etwas über den Bericht, das sie nicht wisse. Genau das wird ihr Anliegen sein, dachte ich.

Gleich würde sie da sein. Aber was genau wird sie mich fragen? Sie wird wissen wollen, ob ich noch Kontakt zum Notar habe. Sie selbst habe keinen Kontakt, wird sie sagen, und sie wird wissen wollen, ob ich wisse, ob der Bericht fertig sei und was weiter mit ihm geschehen werde. Ich werde ihr sagen, dass ich nicht viel mehr weiß als sie. Es ist nicht die ganze Wahrheit, aber es ist wahr genug.

Aber auch dieses Wenige zu sagen widerstrebt mir. Ich will nicht zu tief hineingezogen werden. Ich wollte von Anfang an nicht, dass es mir mit dem Bericht geht wie dem Notar. Du musst ihn, den Freund, mit aller Macht festhalten im wirklichen Leben, sagte ich mir manchmal, auch wenn es das Leben eines Notars ist.

Als Hester klingelte, war ich schon an der Tür. "Hester!" Sie stand vor mir mit einem kleinen Bündel bedruckter Papierseiten.

Mein Arbeitszimmer ist nicht so aufgeräumt, wie wahrscheinlich die meisten sich ein Anwaltsbüro vorstellen. Bei mir herrscht eine bizarre Ordnung. Bizarre Ordnung, nicht etwa bizarre Unordnung, das ist ein Unterschied. Es passt zu meinen vielen bizarren Mandanten. Hester, dachte ich mir, wird sich über meine Art von Ordnung nicht wundern.

"Der Notar ist verschwunden", so fing sie an. "Du bist sein Freund, du wirst wissen, wo er ist."

Ja, der Notar war verschwunden, und ich hatte gehofft, dass sie deswegen kommen würde.

"Ich weiß nicht viel mehr als du", sagte ich.

"Ich weiß gar nichts. Keine Telefonnummer, keine Postanschrift, keine Mailadresse, nichts. Und von selbst meldet er sich nicht. Als wäre er auf der Flucht."

"Er ist abgereist, das weißt du."

"Aber auf diese Weise?"

"Irgendwann wird er sich melden. Lass ihm Zeit."

"Du weißt, warum es mir so wichtig ist."

Dieser unselige Bericht, dachte ich. Auch sie hat sich zu tief hineinziehen lassen.

"Das darf nicht alles umsonst gewesen sein."

Ich schwieg eine Weile, dann sagte ich:

"Du möchtest, dass ich mit ihm rede."

"Du weißt also doch, wo er ist?"

Ihre Stimme klang jetzt fordernd, aber was konnte ich antworten?

"Was ich weiß, ist, dass er Fallschirmspringen übt", sagte ich schließlich. Genau diesen merkwürdigen Satz.

Natürlich nicht, was sie erhofft hatte, aber ich dachte, sie würde weiterfragen. 'Warum ausgerechnet Fallschirmspringen?' hätte sie fragen können, aber sie tat es nicht. Stattdessen legte sie das mitgebrachte Bündel bedruckter Seiten vor mir auf den Tisch.

"Hier", sagte sie. "Das sind die ersten drei Kapitel des Berichts. Zwei Kapitel, die er selbst geschrieben hat, und dazwischen eine Notiz des Staatsmannes. Das hat es mir ein paar Monate vor der Abreise zur Durchsicht gegeben. Und das ist alles, was ich von dem Bericht habe."

Es war wieder dieser fordernde Tonfall.

"Oder weißt du etwa mehr?"

Genau, wie ich es befürchtet hatte. Genau der Tonfall, in dem ich nicht mit Hester hatte reden wollen.

"Oder könntest du etwas herausfinden?"

"Nein", sagte ich, "ich will nicht den Detektiv spielen. Ich will nicht auf diese Weise in die Sache verwickelt werden."

Wir schwiegen einander eine Weile an, dann stand ich auf und stellte mich neben sie. Ich wollte meine Hand auf ihre Schulter legen. Nicht so eine väterliche Geste, dachte ich dann, sie könnte es missverstehen. Dann stand auch Hester auf.

"Du verstehst mich doch?"

Ich nickte. "Wenn ich etwas weiß, das du wissen solltest, dann melde ich mich."

Als sie gegangen war, wusste ich, dass ich mehr hätte sagen sollen. Wäre ich aufrichtiger gewesen, hätte ich ihr wenigstens von dem gemeinsamen Fallschirmsprung erzählt, den ich mit dem Notar verabredet hatte. Wir beide hatten gleichzeitig springen wollen, ich hüben, er drüben, nahe New York, so war unser Plan. Wenn es überhaupt jemanden etwas anging, dann Hester.

So weit diese erste, auf dem Flug nach New York verfasste Niederschrift. Von der Bedeutung des Berichts, an dem ER, der Notar, gearbeitet hatte, hatte ich mir damals noch ganz falsche Vorstellungen. Aber schon damals dachte ich, dass diese meine auf dem Flug nach New York verfasste Notiz einmal der erste Zwischenbericht werden könnte, der an genau dieser Stelle, nach den ersten drei Kapiteln also, die Hester und ich bis dahin in Händen hatten, im Bericht des Notars seinen Platz finden würde.

Jetzt soll aber erst einmal der Notar selbst wieder zu Wort kommen. Hier folgt nun ein weiterer, viel später aufgetauchter Teil seines Berichts. Eine Zeitlang schien dies der letzte zu sein, über den Hester und ich je verfügen würden.

04 Notar

Nun zu dem anderen Dialogpaar. Der Übergang ist reichlich abrupt, das ist mir klar, aber in diesem Bericht geht es nicht um ein Lesevergnügen. Es kommt hier nicht auf Personen und eine zu erzählende Geschichte an, sondern eigentlich nur auf die Inhalte der nachfolgenden Dialoge.

Kommen wir also zu E., dem Politiker der viel zu sagen, und Hester, die ihn einiges zu fragen hat. Hester ist nicht wortkarg wie Ben und nicht nüchtern wie ein Notar. Wenn man mehr als einen nüchternen Bericht erwartet, dann könnte sie hier ein Lichtblick sein, aber auch sie muss sich in ihre Rolle fügen. Ihre Rolle wird sein, E. die richtigen Fragen zu stellen.

Beginnen wir halbwegs anschaulich. Stellen wir uns vor: E. und Hester auf einer Wanderung. E., den gealterten Politiker, und Hester, die junge Historikerin und Journalistin. Sie marschieren mit leichtem Gepäck. Sie wollen nicht weit, nur auf einen Rundgang für die Dauer eines Dialogs und dazwischenliegender

Schweigepausen. Meistens ist es E., nicht Hester, der ein kurzes Schweigen erzwingt.

Sie wandern auf ausgetretenen Pfaden durch Heidelandschaft. Die Pfade sind oft zu schmal, um zu zweit nebeneinander zu gehen. Manchmal lässt er sie vorangehen, aus angelernter Höflichkeit, nicht aus Überzeugung. In Verschnaufpausen, nach kurzem Innehalten, Lauschen oder Beobachten lässt er sie einen Schritt vorbeiziehen, nur um bei nächster Gelegenheit erneut in Führung zu gehen. Er ist es noch immer gewohnt, etwas schneller zu sein als andere, schneller zu reden, schneller zu denken und eben auch schneller zu gehen. Anderen nicht davonzuziehen, das war für ihn immer ein Zugeständnis, und er ließ es die anderen spüren. Vielleicht hat er es nie so gewollt, aber andere haben es so empfunden. So wenigstens war die Wirkung von E. früher immer gewesen.

Es macht E. noch immer Mühe, sein Reden zu zügeln, auch mit Hester. Manchmal redet er sich in einen Rausch, als müsse er eine widerborstige Zuhörerschaft überzeugen. Würde Hester ihn nicht mit ihren Fragen unterbrechen und zwischendurch neue Argumente einfordern, es würden manche langen Monologe entstehen.

Ein großes Thema für E. ist, wie die Vergangenheit ihn umklammert hält und wie er sich in seinen Gedanken doch weit von ihr entfernt hat. Davon handeln immer wieder Hesters Aufzeichnungen. Nichts davon hat sie Wort für Wort notiert, aber ihre Protokolle könnten dennoch authentischer nicht sein.

Politiker neigen mehr noch als andere dazu, ihre Vergangenheit zu verklären. Es gibt die Memoirschreiber, die Autobiographen, die Erzähler des "Damals", es gibt deren rückwärtsgewandte Selbstbespiegelungen und Selbstrechtfertigungen, und es gibt viele andere, die ihren so genannten Platz in der Geschichte suchen. Aber es gibt eben auch wenige Ausnahmen. Es gibt Menschen, die im hohen Alter zu einer neuen Sicht der Dinge fähig sind. Einer von ihnen ist E.

Manche dieser Menschen wechseln im Alter die Fronten, um einen alten Irrglauben gegen einen neuen zu tauschen und ihre neuen Botschaften mit demselben unerbittlichen Eifer zu vertreten wie die früheren. Manche werden immerhin zu etwas milderer Altersweisen, aber man merkt ihnen an, dass sie sich im Alter einen Wandel ihrer Überzeugungen ersparen möchten. Es gibt all diese Stereotypen, aber E. ist anders. Ich weiß, dass auch an seiner Geschichte manches klingt, als sei es nicht aus dem wirklichen Leben. Das wirkliche Leben ist viel banaler, und es ist nicht immer so unbarmherzig ernst wie dieser Bericht. Aber gerade so, wie sie ist, hat E.s Geschichte Hester gefangen.

Ein Thema, das hier nichts suchen hat, ist E.s Verhältnis zu Frauen. Nichts also oder fast nichts, habe ich Hester geraten, über seine früheren Ehen, seine Affären und erst recht nichts darüber, ob eine Frau in seinem jetzigen Leben eine entscheidende Rolle spielt. Darüber will ich ohnehin nichts wissen. Ich weiß nur von Hester, dass E. manchmal am Nutzen dieses Berichts zweifelt, und dazu könnte eine Frau ihn verleitet haben. Eine Frau könnte befürchten, dass dieser Bericht E. um den Rest des öffentlichen Glanzes bringt, der von ihm noch auf sie abstrahlt. Das wäre sogar ein Motiv, diesen Bericht zu verhindern. Unmöglich wäre das nicht. Schon wenn jemand nur drohte, uns unsere Anonymität zu nehmen, würde der Bericht nie an die Öffentlichkeit gelangen.

Angst um die Anonymität habe ich ohnehin. In Tag- und auch in Nachträumen kommt diese Angst auf und manchmal mitten in Verhandlungen. Minutenlang kalter Angstschweiß. Ich versuche dann, mir nichts anmerken zu lassen, und ich trockne unauffällig die feuchten Hände, bevor ich sie Mandanten zum Abschied reiche.

Einer meiner Angstträume ging so: An der Seite von E. eine junge Frau. Sie will ihn in sein glanzvolles Leben zurückholen. E.s Anwalt schreibt mir, nichts von den Dialogen mit Hester dürfe an die Öffentlichkeit, nicht einmal anonym. Er setzt mir Fristen für die Rückgabe von Gesprächsprotokollen. Und dann im Traum noch schlimmer: Polizisten stehen vorm Fenster, stürzen in mein Büro, dann das Klicken von Handschellen. Plötzlich steht Hester neben mir. Ich kann nicht sprechen, schaue

sie nur an. "Es ist wegen E"., sage ich dann hastig im Vorbeigehen. Noch ein kurzer Blick zurück. Sie will antworten, aber sie bringt kein Wort heraus. Schon auf der Straße, höre ich sie rufen: Jemand muss uns verleumdet haben. Dann schließen sich die Türen des Wagens. Es geht zum Verhör. Ich schicke Hester eine SMS: Hab Geduld, dies wird sehr lange dauern.

Aber wie gesagt, das war nur ein Traum.

Hester ist gerade dreißig, brünett mit halblangem Haar, und durch und durch ein Mensch des Wortes. Als Historikerin würde man sie sich vielleicht eher verschlossen vorstellen, und man würde vermuten, sie hänge der Vergangenheit an. Aber Hester hängt an der Gegenwart. Sie ist Menschen zugewandt, sie ist gewinnend und auch, was nicht als Vorwurf gemeint ist, vereinnahmend. Sie weiß anders als Ben, von sich zu reden und auch, von sich zu schreiben. Ein glückliches Naturell, so könnte man meinen, hätte sie nicht diesen Hang zur Bedeutsamkeit.

Die Arbeitstreffen mit ihr sind fast immer ein Vergnügen, und gelegentlich haben wir sogar Grund zum Lachen. Hester ist keine Schauspielerin, nicht einmal Witze kann sie komisch erzählen, aber sie kann Stimmen imitieren, auch von Männern. Sie kennt Passagen der Dialoge mit E. auswendig, und wenn wir außer Hörweite anderer Menschen sind, ahmt sie ihn manchmal lautstark nach. Manchmal fällt sie dabei in den Tonfall von E.s früheren öffentlichen Reden. Ein Demosthenes unserer Zeit sei er gewesen, sagte sie, und natürlich hat sie Recht. E. war ein rhetorischer Verführungskünstler, mehr noch als unser so genannter Staatsmann es gewesen war. Menschen hingen an E.s Lippen, wenn er ihnen nur halbwegs nach dem Munde redete. Hätte er es öfter getan, hätte seine Partei ihm zu Füßen gelegen.

E. hat das nicht gewollt, am wenigsten in seinen späten Jahren. Hester weiß es. Trotzdem scheint die Journalistin in ihr manchmal davon zu träumen, irgendwann als Biographin des jüngeren E. für ein großes Publikum zu schreiben. Ich hoffe nur, die stillere Rolle in diesem Bericht wird ihr am Ende genügen.

Hester und Ben wissen bisher nichts voneinander. Ob es so richtig ist, weiß ich nicht. Sicher wären die Dialoge, die Hester mit E. führt und Ben mit K., es beide wert, in je eigenes Buch zu füllen, und Ben und Hester mögen vorläufig glauben, es werde so kommen. Aber es gibt eben auch Gemeinsamkeiten. Es gibt Berührungspunkte zwischen dem Menschen E., der unter den Beschränkungen menschlichen Denkens zu leiden beginnt, und K., der menschliches Denken ganz von außen betrachtet.

Ein Wort noch an dieser Stelle zu Ben. Die Treffen mit ihm begannen im vergangenen Frühjahr. Einige Male gingen wir essen, unterhielten uns wie immer über K., und nie schien es dabei ein Risiko zu geben, unsere Sache zu verraten. Niemand, auch Tischnachbarn mit den denkbar längsten Ohren nicht, könnten sich einen Vers auf das machen, was wir miteinander besprechen.

Ben kann zeichnen. Ein paar Male hat er Handskizzen von K. auf eine Serviette gezeichnet. Sie waren eine Botschaft an die Sinne, nicht an den Verstand, und daraus hätten Illustrationen zu den Dialogen mit K. werden können. Einige Details haben sich mir natürlich eingepägt wie K.s schwarze Rückenpartie mit der sattelförmigen Kontur, seine unbehaarten Gesichtspartien um Augen und Nase, die auffallend hohe Stirn, der ebenso auffällig große Kopf, die irgendwie untierische Körperhaltung und die Augen, die mich, auch wenn Ben sie nur grob skizziert hatte, seltsam berührten. Aber Ben hat all solche Skizzen noch in meinem Beisein vernichtet.

Sicherheitshalber, sagte er.

05 Ben

Der Notar sagte, ich solle mich rasch an das Protokollieren für seinen Bericht gewöhnen. Schreiben will geübt sein, meint er, und er hat natürlich Recht. Aber wenn es nur das wäre. Ich solle mir auch klarmachen, wie normale Menschen auf

meine Aufzeichnungen reagieren würden. Ich müsse die Angelegenheit sehr behutsam angehen und dürfe nichts, was für mich schon selbstverständlich geworden ist, als selbstverständlich darstellen, sonst würde man mich für einen Paranoiker oder einen einfältigen Schwindler halten. Aber heißt das, ich soll um die Sache herumreden? Das will ich nicht.

Zu Anfang, meint der Notar, solle ich kurz über meinen Lebensalltag mit K. schreiben, dafür würden andere sich noch am ehesten interessieren, und das sei auch eine einfache Schreibübung. Na gut, ich versuche es.

Wenn es für mich warm genug ist, liegen wir beide, K. und ich, im frischen, sauberen Stroh. Duftendes Stroh. Duftend besonders für ihn. Ich merke, wie er den Strohduft immer wieder einsaugt, ausbläst und wieder einsaugt. Schön für ihn, und schön zu beobachten für mich.

Oder ich sitze neben ihm auf einem Hocker. Oder, wenn ich im Voraus weiß, dass es lange dauern wird, auf einem Holzstuhl. Er steht dann neben mir, manchmal liegt er, und manchmal geht er kurz auf und ab, um unsere Gespräche zu unterbrechen. Dann denkt er besonders viel nach. Am liebsten immer im Stroh.

Es stimmt, er hat fast einen Ziegenkörper, das Fell mehr schwarz als weiß, und menschenähnliche Augen. Der Körper war mir immer ein bisschen fremd. Aber die Augen! Mein erster Gedanke, als ich sie sah: Du kannst ihnen vertrauen. Keine Menschaugen haben bei mir jemals so viel Vertrauen geweckt. Auch Respekt, auch Staunen, und vielleicht auch ein Vorgefühl von Unterlegenheit. Ich weiß, Menschen hören es nicht gern, aber so war es. Eine Vorahnung von Unterlegenheit.

Ich bin fast jeden Tag lange mit K. zusammen. Manchmal ist meine Frau eifersüchtig. Du redest mit ihm, aber nicht mit mir, sagt sie manchmal, aber es stimmt nicht. Sie und ich, wir reden viel mehr als das Nötige. Mir ihr rede ich auch über Unwichtiges. Anders als mit K.

Der Notar weiß, dass ich kein Mensch des Wortes bin, eher des Stichwortes; nicht der langen Schilderung, sondern eher des Eintrags ins Versuchsprotokoll. Aber K.

hat mich ein bisschen verändert, auch, was das Reden und Schreiben betrifft. Er mag es, wenn ich rede, wenn ich schreibe und wenn ich ihm mein Geschriebenes vorlese. Ein bisschen habe ich dabei gelernt, das Reden und Schreiben zu mögen.

Aber wenn ich so anfangen, findet der Notar es schon falsch. Für dich, würde er sagen ist K. fast alltäglich geworden, aber deine Aufzeichnungen sollst du ja für Menschen schreiben, die sich K. nicht vorstellen können und zu Anfang vielleicht auch nicht wollen.

Er hat mir daher einige Stichworte gegeben, zu denen ich etwas schreiben soll, um mich langsam der Rolle des Protokollanten anzunähern. So mache ich es. Und wie er vorgeschlagen hat, formuliere ich diese ersten Notizen als Mitteilungen an ihn.

Stichwort 'Erfindung oder Wirklichkeit'

Natürlich werden viele Menschen K. für eine Erfindung halten. Ich glaube, du selbst hattest Zweifel an seiner Existenz. Du hast ihn ja nie gesehen. Wenn es ihn nicht gäbe, dann müsste man ihn erfinden, hast du einmal gesagt, um mich zu provozieren. Inzwischen weißt du, dass ich etwas wie ihn nicht erfinden würde und dass ich es auch nicht könnte. Dass vielleicht niemand es könnte.

Stichwort Stammzellen

Die Sache mit den Stammzellen war dir wichtig. Ich kann nicht alles darüber berichten, was ich weiß. Nicht nur K. und ich müssen inkognito bleiben, sondern auch einige andere. Wie ich das "genetische Material" (so nannten sie es damals) der Menschlinge bekommen habe, geht niemanden etwas an. Also kein Wort darüber. Ich kenne übrigens nicht einmal die Menschen, die es vor mir besaßen, ich weiß nur, dass ihnen die Sache unheimlich geworden war. Sie wollten nicht die rechtliche Verantwortung dafür, es zu besitzen, aber auch nicht die moralische Verantwortung dafür, es zu vernichten. Alles jemand Verschwiegenem wie mir zuzuschieben, möglichst ohne Zeugen, und dann die Spuren zu verwischen, darauf waren sie aus.

Ich habe übrigens die Stammzellen von einem verschwiegenen Freund analysieren lassen. Das Ergebnis war nicht überraschend: In K. steckt – soweit es mit anderem vergleichbar ist – etwas Erbgut von Ziegen, und ein großer Teil des Erbguts ist menschlich. Aber sein Gehirn ist deutlich größer als bei Menschen. Möglicherweise eine zufällige Mutation, die bei Menschen bisher nicht vorgekommen ist.

Stichwort Sprache

Vielleicht das Wichtigste, meinst du, sei die Sache mit seiner Sprache. Natürlich hat es lange gedauert, bevor ich mit K. richtig kommunizieren konnte. Er hat keinen menschlichen Kehlkopf, keine menschliche Zunge und keine menschlichen Lippen, wie man sie zum menschlichen Sprechen braucht. Ihm fehlen die Voraussetzungen, um sich zu artikulieren wie wir. Oder vielleicht ist es umgekehrt richtiger: Uns Menschen fehlen die Voraussetzungen, um uns zu artikulieren wie K.

Wie K. und ich gelernt haben, einander trotzdem zu verstehen, will ich hier nicht in Einzelheiten beschreiben. Nur so viel:

Hören kann K. sehr gut. Seine Ohren sind viel sensibler als menschliche. Es hat lange gedauert, bis ich das verstanden habe.

K.s Kehlkopf ist dem menschlichen weniger ähnlich. Trotzdem kann er sehr verschiedene Laute von sich geben, und er kann sie vielfältig modulieren, wie Menschen es mit Buchstaben, Silben und Wörtern tun. Es wäre daher falsch zu sagen, K. könne nicht sprechen. Er hat nur eine Sprechweise, die ein Mensch verstehen lernen muss, so wie Menschen einst die Sprachen fremder Völker verstehen lernten. Ich kann diese Menschlingssprache aber nicht sprechen lernen, ebenso wie K. die Menschensprache niemals wird sprechen können. Aber es genügt ja, wenn K. und ich einander trotzdem verstehen, jeder in der Sprache des anderen.

Als ich merkte, wie rasch K. menschliche Sprache verstehen lernte, habe ich angefangen, ihm Hörbücher vorzuspielen. Bücher lesen kann er nicht, aber Hörbücher kann er hören. Er hat sie zu Tausenden aufgesogen, und nichts Wichtiges scheint er je vergessen zu haben. Oft lese ich ihm auch selbst vor, und auch das

speichert er viel besser und gründlicher, als ich es könnte. Er ist eben in vielen Dingen viel klüger als ich, und inzwischen ist er dadurch auch viel gebildeter.

Hörbücher sind K. schon längst nicht mehr genug, K. sieht sich auch Videos an, am liebsten von Bildungs- und Wissenschaftssendungen, auch wenn es ihm dabei meistens viel zu langsam vorangeht. Er muss nur einige wenige Videos gesehen haben, um die Grundlagen eines ganz neuen Wissensgebiets zu verstehen.

Inzwischen sind wir bei Astronomie. Nein, nicht wir sind es, sondern er. Mein eigener Verstand hat sich für Astronomie nie geöffnet.

Stichwort Menschlichkeit

Was für ein Wesen ist K.? In menschlicher Sprache gibt es kein passendes Wort dafür. Am besten gefällt mir noch die Bezeichnung Menschling. Zu Anfang stellte ich ihn mir lange als "Denktier" vor, aber darin steckt zu viel menschliche Überheblichkeit gegenüber dem Tierischen. Ein Tier in diesem menschlichen Sinne ist er eben nicht. Also lassen wir es bei Menschling. Ein Menschling ist ein Geschöpf mit großenteils menschlichen Genen.

Manchmal allerdings denke ich, man sollte K. Übermenschling nennen. Aber auch dies könnte falsche Schlüsse nahelegen. In diesem Bericht sollte es daher beim Menschling bleiben.

Stichwort Spiel

Ja, vielleicht sind K. und ich einander beim Spielen nahegekommen. Schon in seinem ersten Jahr hat K.s Nähe bei mir häufig Spielfreude geweckt. Dann neckten und jagten wir einander, und manchmal standen wir uns im spielerischen Kampf wie Rivalen gegenüber, und ich dann reizte ich ihn, sich vor mir aufzubäumen, als wollte er seine Kopfstoßkräfte an meinem unbehörnten Schädel messen, und dann ließ ich mich wie ein geschlagener Rivale fallen, blieb kurz liegen, bis ich mich lauthals lachend wieder aufrichtete und K. ansah. Irgendwann, nach vielen solcher Spiele, ahnte ich, dass er mein Lachen erwidern würde, wenn er könnte.

In der Zeit danach erfanden wir immer neue Gesten der Verbundenheit. Zum Beispiel K.s freudiges Aufbäumen oder Kopfnicken, wenn ich mich ihm näherte, dann das Gleiten meiner Hand über die abgewetzte, narbige Oberfläche seiner Hörner, dann mein Kraulen in seinem dichten Nackenfell, dann mein herausforderndes, ringkampfartiges Packen seiner Hörner, das ich lange Zeit nicht lassen konnte, obwohl ich ahnte, dass er es nicht mochte, dann K.s freches Stoßen mit diesen Hörnern, die schmerzen, aber nicht verletzen konnten, dann sein neugieriges Zupfen an meinen Kleidern und schließlich das Aufsetzen seiner harten und hornigen und dennoch pfotenartig behutsamen Hufe auf meinen Rücken oder meine Schultern. Aber mehr als all das mochte ich es, wenn K. sich in meiner Nähe auf weichem Untergrund zum Schlafen einrollte.

Stichwort Glück

Erwarte nicht zu viel von mir, besonders hierbei. Ich bin Züchter und Biologe, kein Experte in Sachen Glück und Unglück. Ich will sachlich über K. berichten, aber nicht seine Seele erforschen.

Ich weiß, dass K. ein soziales Wesen ist. Er braucht Seinesgleichen, und er braucht auch mich. Er ist eben ein bisschen auch mein Geschöpf geworden. Insofern wäre ich auch schuld an seinem eventuellen Unglück.

Nein, glücklich erscheint er mir nicht. Er ist ein Mängelwesen, dessen Körper das Menschliche fehlt, und er spürt den Mangel. Insofern ist er wirklich ein Denktier. Er denkt besser, als Menschen es könnten, aber er ist gefangen in einem Körper, der weniger kann als ein menschlicher. K. hat keine Hände. Das ist für ihn sein größter Mangel.

K.s – nennen wir es einmal so – Unglück wäre ohne mich sicher noch größer. Ich bin für K. ein Denk-Partner, und er kann sich bei mir immerhin als Denker nützlich machen. Das gibt seinem Dasein Sinn. Nicht Glück, aber Sinn. Und er braucht den Sinn, auch das ist an ihm sehr menschlich.

Ich weiß, du hast unter dem Stichwort Glück mehr erwartet. Ich sollte darüber schreiben, wie Menschlinge fühlen. Du wolltest auch mehr über ihre Instinkte wissen, darüber, was ihre Sinne befriedigt und enttäuscht, nicht nur über ihren Verstand. Aber die Gefühlswelt der Menschlinge ist mir noch sehr fremd, und ich fürchte, sie wird es bleiben.

Stichwort Humor

Du wolltest noch, dass ich über sein Lachen schreibe. Wenigstens darüber, sagtest du etwas ungeduldig. Ich wollte es für mich behalten, aber Lachen, meintest du, habe ja auch mit Glück und Unglück zu tun. Das stimmt. Auch bei K. könnte es so sein.

Ich habe, wie du weißt, den lachenden K. einmal in Gedanken auf eine Serviette skizziert, und du hast mich dabei ertappt. Die Skizze habe ich vernichtet, aber im Kopf, sagst du, ist dir das Bild vom lachenden K. geblieben. Weil bisher das Lachen nicht in den Dialogen vorkommt, willst du, dass ich es beschreibe.

Dass K. überhaupt Humor hat, habe ich spät entdeckt. Ich konnte es ja nicht an menschenähnlicher Mimik ablesen, an keiner Gestik und an keinem Augenzwinkern und auch nicht am Tonfall. Ich glaube, er hatte lange versucht, mich seinen Witz, seine Ironie und manchmal auch seinen Spott spüren zu lassen. Als ich es dann endlich verstanden hatte, war es zwischen uns wie der Beginn einer neuen Freundschaft.

Als Erstes habe ich sein Lachen erkannt. Lachen, das ist das heftige Sträuben seines Fells, das Zittern seiner Haut, die energischen Trippelschritte, die auf andere Menschen eher linkisch wirken würden, ein Schlagen des kurzen Schwanzes, und es sind leise gurgelnde, glucksende Laute. Im Lauf der Zeit scheint mir etwas zunehmend Menschliches in seinen Tonfall gekommen zu sein, gerade beim Lachen. Ein heller Klang, der auch für das menschliche Ohr beinahe angenehm klingt. Aber vor allem sind es seine Augen, die mitlachen. Von den Augen kann ich das Lachen am deutlichsten ablesen. In den Augen kündigt es sich an, bevor es seinen Körper erfasst, und in seinen Augen wirkt das Lachen nach. Helle, strahlende, manchmal

triumphierend leuchtende Augen. Dieses Augenlachen steckt an, und er weiß es. Wenn seine Augen es wollen, bricht das Lachen aus uns beiden hervor. Es ist natürlich ein sehr verschiedenes Lachen bei uns beiden, aber wir wissen dabei, dass wir gleichzeitig über dieselben Dinge lachen. So ist es immer, wenn ich pruste und mich ausschütete und wenn er dazu mit gestäubtem, zitterndem Fell seine linkischen Trippelschritte vollführt und wenn dann seine (und auch meine?) Augen für einen kurzen Moment zu glühen scheinen.

Meistens sind es die Menschen, über die wir beide so lachen, also auch über mich. Ich könnte es ihm übelnehmen, aber ich tue es nicht. Mein bisschen Selbstironie. Dieses kleine Selbstlob sei erlaubt.

Stichwort Angst

Wenn es denn sein muss, auch darüber noch ein Wort. Ja, die Angst ist da. Sie ist unser ständiger Begleiter. K. spricht wenig darüber, aber ich spüre es. Er hat Angst vor Menschen. Man könnte sogar sagen, vor der Menschheit. Kein Wunder bei all dem, was K. über Menschen weiß. Er fürchtet sich vor dem, was Menschen anrichten könnten, wenn sie der Menschlinge gewahr würden. Ich bin ja selbst nicht sicher, ob Menschen sich mit Menschlingen abfinden würden.

Du weißt, dass auch ich Angst habe. Es ist die Angst, dass man uns auf die Spur kommt. Angst, etwas Illegales mit den Stammzellen getan zu haben, und Angst vor den Folgen. Manchmal habe ich auch Angst, dass die Menschlinge etwas Unmenschliches tun könnten. Das soll niemand missverstehen. Menschlinge werden den Menschen nichts antun, eher sich selbst, aber sie könnten etwas tun, das menschlichem Verstand zu fremd ist. Dann wären auch wir, K. und ich, einander plötzlich fremd. Ein Albtraum.

Eine Zeitlang schreckte ich bei jedem nächtlichen Geräusch hoch und horchte nach K. und den anderen Menschlingen. Ich stand auf, horchte weiter, aber es war nichts. Natürlich war nichts. Ich ging dann trotzdem in den Nebentrakt, und ich sah sie im Stroh ruhig schlafen. Dann ging ich erleichtert zurück.

Vor ein paar Tagen war die Angst wieder da. Ich sah Leute vor dem Hoftor, die aussahen wie Zivilfahnder. Jetzt fliegt alles auf, dachte ich wieder, kopflos, ich wollte K. warnen, aber was hätte es genützt?

Es waren nur Leute, die Spenden für die Feuerwehr sammelten. Du wirst verrückt, dachte ich. Aber dann ging ich zu K., legte mich neben ihn ins Stroh, und alles war gut.

Beim Einschlafen hörte ich dann, wie er, ganz leise wie im Selbstgespräch, sagte: "Ach, ihr Menschen."

Erst dachte ich, ich hätte mich verhört, aber dann sagte er es – noch leiser, aber umso deutlicher – noch einmal: Ach, ihr Menschen.

06 Hester

An dieser Stelle sollten ein paar einleitende Worte von mir nachgetragen werden, wurde mir gesagt, sonst würde der Übergang zu meinen nachfolgenden Aufzeichnungen über die Begegnungen mit E. zu abrupt sein. Für mich als Journalistin war es ein großes Erlebnis, E., diesen wirklich außerordentlichen Politiker, so viele Male, so nah und so intensiv kennenzulernen. Wir Journalisten sind ja immer auf dem Sprung von einem Thema zum nächsten, und selten können wir uns einem Thema oder einem Menschen wirklich gründlich zuwenden. Bei meinen Begegnungen mit E. war es anders. Ganz anders als mein Journalistenalltag. Mehr muss hier, denke ich, nicht vorweg gesagt sein. Es bleibt ein etwas abrupter Beginn, aber er passt zu dem, was kommt..

E. und ich, wir hätten uns früher kennenlernen sollen. Was wäre alles möglich gewesen! Ich hätte, ein Beispiel nur, seine Biographin werden können. Ich hätte ihn kennenlernen mögen, als er noch verwöhnt war von seiner Berühmtheit. Fast jeder in diesem Land kannte ihn, und fast jeder erinnert sich noch. Wenn er es wollte, könnte

er fast alle anderen noch immer überbieten mit seinem Charisma, seiner Wortgewandtheit und seiner Schlagfertigkeit. Man müsste nur sein Alter etwas retuschieren.

Kennengelernt haben wir uns auf einem Presseball, auf den ein erkrankter Kollege mich als – eigentlich noch viel zu junge – Vertretung lanciert hatte. Ich war eine unbedeutende junge Journalistin, die niemand kannte. Bis ich E. begegnete.

Ich weiß nicht mehr, wer auf wen zuing, er auf mich oder ich auf ihn. Wären wir uns woanders begegnet, nicht so formell, nicht unter den Augen der Öffentlichkeit, wer weiß, was geschehen wäre. Vielleicht hätten wir uns nach wenigen Minuten in den Armen gelegen. Wäre er etwas jünger, dann hätte es wirklich passieren können.

Ich hatte ihn eine Weile umhergehen sehen. Unnahbar ging er durch die Menge, gelegentlich hierhin und dorthin grüßend, aber den meisten Grußversuchen ausweichend. Genau wie man ihn aus den Medien kannte. Herzlich und unnahbar.

Wie zufällig trafen wir dann aufeinander. Wir konnten einander im Gedränge kaum ausweichen, unsere Blicke trafen sich, und er fragte mich ganz beiläufig, wer ich sei. Die Worte, die wir dann wechselten, hätten belangloser nicht sein können.

Ja, es knisterte. Bei mir knisterte es, und, dessen bin ich bin sicher, auch bei ihm. Keiner von uns hat es ausgesprochen, auch später nicht, weil anderes zu wichtig wurde. Aber es gibt zwischen uns ein Gefühl von Intimität, ohne das er mir seine Gedanken nicht so spontan offenbaren könnte, wie er es jetzt tut. "Wenn ich zwanzig Jahre jünger wäre...." Das sagte er fast beiläufig bei einer unserer ersten Begegnungen. Er brachte den Satz nicht zu Ende, aber wir wussten beide, was hätte folgen können, und schwiegen. Ich überspielte einen kurzen Moment der Verlegenheit und fragte, ob wir einander mit Vornamen anreden sollten. Plump, voreilig und doch schon überfällig.

Die Intimität ist geblieben, aber das Knistern ist der Vertrautheit gewichen und die Faszination der Wertschätzung. Wir sind einfach Freunde geworden. Mein Gefühl

sagt mir immer noch, dass er mehr ist als ein Freund, aber das Mitdenken mit E. ist mir inzwischen wichtiger geworden als das Mitfühlen.

E. hatte große Erfolge, aber auch bittere Niederlagen. Er war durchsetzungsstark und einschüchternd. Männer bekamen es zu spüren, und Frauen spürten es intuitiv. Er brauchte sich nie zu mühen, wie man so sagt, Frauenherzen zu erobern. Ich weiß, man kann so etwas auch viel nüchterner sehen. E. hat die Gene, die Männer auf Frauen wirken lassen. Auch deswegen flogen ihm Herzen zu, besonders eben Frauenherzen. Erfolge mögen ihm so in den Schoß gefallen sein, aber nicht das Glück. Er hat selten längeres Glück erfahren, und er hat auch Freunden, weiblichen und männlichen, kein längeres Glück bringen können. Früher zumindest.

E.s Biographin zu werden, das wäre noch immer eine Herausforderung. Vielleicht wird es irgendwann tatsächlich eine Biographie über ihn geben, aber nicht so bald. Noch könnte E. selbst seine Memoiren schreiben, aber er wird es nicht tun, sagt er, weil er sein Leben nicht mehr so wichtig nehme. Wenn nicht sein Leben, dann wären aber zumindest seine Gedanken einen Memoirenband wert. Vielleicht helfen meine Protokolle irgendwann, solche Memoiren zu ersetzen.

E. hat sich immer weiter von seiner Vergangenheit gelöst, aber leicht war es nicht. Es wäre leichter gewesen, gäbe es nicht die Medien. Noch immer könnte er sich traumwandlerisch sicher in den Medien präsentieren, und noch immer ist er in Versuchung, es zu tun, aber er widersteht. Die Persönlichkeit nehme oft Schaden am Misserfolg, sagte er einmal, aber in der Politik nehme sie auch Schaden am Erfolg. Wer sonst würde so etwas sagen, der in der Politik je eine Rolle gespielt hat wie er?

07 Notar

Selbst mir kam vieles, was ich in diesem Bericht zusammenbringe, lange Zeit zu entrückt vor. Zu wirklichkeitsfern, wenn es um K. ging. Zu abgehoben, wenn es um

den Staatsmann und um E. ging. Zu abgehoben, aber ich könnte auch sagen: oft zu politisch. Ich gehöre zu einer Generation, die jahrzehntelang als unpolitisch galt, und ich war keine Ausnahme. Es war ja lange alles so scheinbar gut gegangen, wenigstens in unserer Welt. Aber welche Welt ist das, die unsere? Ich bin Norddeutscher. Ist unsere kleine Welt im Norden unseres Landes gemeint? Oder die etwas größere Welt im Norden Europas? Oder die Welt der Wohlstandsnationen? Darüber habe ich nie nachgedacht.

Es schien alles so wohlgeordnet. Alles, damit meine ich die Wirtschaft, einen immer noch humanen Sozialstaat, die liberale Demokratie, die so genannten westlichen Werte, das Leitbild eines zusammenwachsenden Europas und eine halbwegs geordnete Parteien- und Meinungslandschaft, in der jeder es sich in einer ideologischen Ecke bequem machen konnte. Wir brauchten, so schien es, nur noch darauf zu warten, dass der Rest der Welt zu uns aufschloss. Dass Europa doch nicht so unwiderruflich zusammenwächst, dass etablierte Parteienlandschaften sich auflösen, das auch in unserer geordneten Welt Finanzmärkte zusammenbrechen und Pandemien die Welt erschüttern können, dass es mit dem Klimaproblem, mit der Massenmigration und mit dem Artensterben wirklich ernst werden würde, das hatten wir uns nicht vorstellen wollen. Deswegen sehnten wir uns auch nicht nach neuen Leitfiguren oder neuen Leitideen. So weit wollte kaum jemand vorausdenken.

Aber das nur als Zwischenbemerkung. Es soll am Fortgang dieses Berichts nichts ändern.

Zu Anfang war es so gedacht, dass sich hier Hesters Aufzeichnungen über E. und Bens Aufzeichnungen über K. abwechseln sollten, und damit wäre alles ziemlich übersichtlich geblieben. Ich hätte hier weiter meine bescheidene Rolle als nüchterner Notar gespielt, der Protokolle beglaubigt und dabei nur einige Formulierungen redigiert. Nun aber lasse ich hier auch den Staatsmann noch ein paar Mal zu Wort kommen, und das verlangt schwierige Entscheidungen. Er selbst kann nicht mehr

entscheiden, welche seiner Aufzeichnungen wichtig sind und welche besser in Vergessenheit bleiben. Entscheiden muss ich es.

Aber warum habe ich mich darauf eingelassen? Weil es Hester war, die mir die Notizen des Staatsmannes überbracht hat? Vielleicht. Aber auch, weil die Gedanken des Staatsmannes und E.s Gedanken einander größtenteils ergänzen. Daher will ich hier Weiteres aus dem Nachlass des Staatsmannes einfügen, wo es thematisch passend erscheint.

In den Aufzeichnungen des Staatsmanns spielt Arnd eher eine Nebenrolle, aber dass es eine grundlegende Wende in seinem Denken gegeben hat, könnte doch mit Arnd zu tun haben. Ich habe daher nach weiteren Notizen über Arnd gesucht, und dabei bin ich auf das Manuskript einer kurzen Rede gestoßen, die als Replik auf Arnds nicht gehaltene letzte Parlamentsrede gedacht war. In der Fraktion wollte jemand eine allerletzte Antwort darauf geben. Ich weiß nicht, ob diese kurze Rede wirklich gehalten wurde, ich weiß nur aus den Aufzeichnungen des Staatsmannes, dass jemand sie halten wollte. Hier der Text des Manuskripts:

Liebe Fraktionskolleginnen und -kollegen,

Sie alle wissen, dass einer von uns aufgegeben hat. Sie wissen, von wem ich rede. Eine Lücke wird er nicht hinterlassen. Die Wogen schlagen über seinem Abgang zusammen, und bei unserer nächsten Sitzung wird ein Nachfolger seinen Platz einnehmen. Trotzdem komme ich noch einmal darauf zurück. Der Kollege meinte, seinen Abgang als Heldentat inszenieren zu sollen. Er wollte die Politik und uns Parlamentarier in, gelinde gesagt, schlechtes Licht rücken. Ich muss Ihnen nicht sagen, dass dies dem Kollegen – dem Ex-Kollegen – gründlich misslungen ist. Er hat das Wesen der Demokratie nicht verstanden.

Sicher haben auch wir einen Fehler gemacht. Den Fehler, diese Person als Mitglied geworben und ihn sogar als Kandidaten nominiert zu haben. Das haben wir getan, obwohl es ihm an Talent, an Durchhaltevermögen und vor allem an Erfahrung

fehlte. Er ist unreif in unsere Fraktion gekommen, und uns hat es an der Einsicht in seine Unreife gefehlt.

Was hat diese Person gewollt? Wir wissen es nicht, und er selbst weiß es offenbar auch nicht. Seine Vorwürfe sind Gemeinplätze. Er wollte unseren Sachverstand in Frage stellen und vielleicht sogar die Rolle der Parteien in unserer Demokratie. Zu Ende gedacht, ist das ein Angriff auf unsere Verfassung. Wer aber anderes will als dieses Parlament und diese unsere Verfassung, der missachtet den Willen des Volkes.

Wir sind keine anonymen Technokraten, wir sind die Repräsentanten des Volkes. Sicher, auch wir können irren, aber wir entscheiden nach bestem Wissen und Gewissen, und wir sind vom Volk gewählt, gerade weil es unser Wissen und unser Gewissen schätzt. Wir sind fachlich und moralisch kompetent, deswegen haben wir unser Mandat. Daran ändert sich nichts, nur weil einer von uns die Nerven verloren hat. Einer, dem nun nur ärztlicher Rat noch helfen kann.

Dazu gibt es nur eine kurze handgeschriebene Randnotiz des Staatsmannes, die er viel später nachgetragen haben dürfte: Arnd mag wirklich die Nerven verloren haben, aber ist das ein Makel? Ein Makel ist eher, die Nerven unter solchen Umständen zu behalten. Ein Makel ist, das Offensichtliche zu verdrängen, um seine eigenen Nerven zu schonen.

Nachdem ich diese Replik gelesen hatte, habe ich die Aufzeichnungen des Staatsmannes noch einmal gründlich durchgesehen, und dabei bin ich auf die folgende, einige Jahre später verfasste Notiz über Arnd gestoßen:

Wir haben ihn auf dem Gewissen. Ja, auch wir als Partei. Wäre er nicht verführt worden, dann hätte er nicht nach den Sternen gegriffen. Eigentlich hätte er die Gabe gehabt – die Gnade, kann man auch sagen –, mit weniger zufrieden zu sein. Mit dem Erreichbaren. Aber es ist ganz anders gekommen. Nun ist er buchstäblich auf der Flucht. Wovor? Auf der Flucht vor der Droge Politik.

Was ihm zum Verhängnis wurde, ist sein Redetalent. Es wächst nicht mehr viel Talent nach in der Partei, deswegen mussten wir die Augen offen halten nach Leuten

wie ihm. Wir haben Leute mit solchen Talenten gesucht, und wir haben sie in die Falle gelockt.

Auswandern, das könnte für ihn tatsächlich ein Weg sein. Es könnte ihm helfen zu vergessen und – was noch wichtiger wäre – vergessen zu werden. Am besten Australien, denke ich, oder Neuseeland. Aber selbst dort, fürchte ich, würde wird er sich noch weismachen, etwas Großes schaffen zu sollen, von dem man hierzulande reden wird.

Arnds Geschichte lassen wir an dieser Stelle enden. Wirklich wichtig ist hier ohnehin nicht er, wichtiger wird weiter der Staatsmann selbst sein. Aber erst einmal soll hier nun endlich K. zu Wort kommen, im Dialog mit Ben. Ich weiß, die Übergänge zu K. werden nicht nur hier ziemlich abrupt erscheinen, aber ich lasse es dabei. Am Ende hat fast alles, was unser Staatsmann, was E. und auch K. uns zu sagen haben. irgendwie miteinander zu tun.

08 Ben

Hätte K. von Anfang an gewusst, dass unsere Dialoge Teil eines Buches werden könnten, hätte er mich nicht so oft abschweifen lassen. Er hätte mich auch um Aufschub gebeten. Er hätte mich seine Gedanken erst protokollieren lassen, wenn er sie glasklar formulieren kann. Ganz so weit ist es aus seiner Sicht noch nicht.

Aber die Protokolle sind ja für Menschen gedacht, und ich denke, die wenigsten Menschen wollen es so glasklar. Für Menschen sei es leichter verständlich, habe ich zu K. gesagt, wenn aus ungeordneten Gedanken ganz langsam geordnete werden. Ein von Anfang an glasklarer neuer Gedanke stoße bei Menschen eher auf Unverständnis. Beim Versuch zu verstehen ließen Menschen sich gern von Geschichten ablenken, von der Geschichte eines Gedankens oder auch der Geschichte ihres Denkers. Insofern seien unsere Dialoge eigentlich noch nicht

unordentlich und nicht weitschweifig genug. Auch die Reihenfolge müsse keiner strengen Ordnung gehorchen.

Im Menscheninteresse, dessen bin ich dennoch fast sicher, sollte der folgende Dialog an erster Stelle stehen. Ich weiß noch genau, wo und wann wir diesen Dialog führten. Es war ein warmer Nachmittag im späten Frühjahr. K. und ich lagen nebeneinander im frischen Gras hinter dem Stallgebäude in der prallen Nachmittagssonne. Oder genauer, wir lagen im Halbschatten unter der schütterten Laubkrone einer halbwüchsigen Erle. So lagen wir da, und wir führten einen Dialog über das Alter der menschlichen Spezies.

K.: Wie lange gibt es euch Menschen schon?

Ich weiß es nicht, ich bin kein Anthropologe. Ein paar hunderttausend Jahre?

K.: Habt ihr euch stark verändert in dieser Zeit?

Genetisch wahrscheinlich nicht. Aber kulturell.

K.: Zu eurem Vorteil?

Sagen wir es so: Wir halten uns für höher entwickelte, also bessere Menschen, als die Steinzeitmenschen es waren. Aber was Menschen im letzten Jahrhundert angerichtet haben, hätten Steinzeitmenschen kaum schlimmer machen können.

K.: Und wie wird es mit euch weitergehen? Wird man später einmal sagen, auch im jetzigen Jahrhundert hätten Menschen einander behandelt wie Steinzeitmenschen?

So weit denke ich nicht voraus.

K.: Nach dem, was ich über Menschen weiß, könnte es eine Überlebensfrage für die Gattung sein, so weit vor auszudenken.

Du meinst, der Menschheit droht der Untergang?

K.: Vielleicht nur ein Niedergang.

Du siehst also schwarz für die menschliche Spezies?

K.: Nur wenn sie bleibt, wie sie ist.

Können Menschen daran denn etwas ändern?

K.: Nur, wenn sie die Entwicklung der eigenen Spezies selbst in die Hand nehmen. Dann könnte es mit euch sogar aufwärts gehen.

Das Problem ist noch sehr weit weg.

K.: Vielleicht, aber über die Lösung müsste schon jetzt nachgedacht werden.

Die Frage ist, ob der Mensch so weit in die Zukunft denken kann.

K.: Ein Mensch allein sicher nicht.

Würde ein Menschling es allein schaffen?

K.: Dafür reicht auch unser Menschlingsverstand nicht aus. Aber er reicht immerhin, um zu verstehen, wofür er nicht ausreicht. Wenn man das verstanden hat, dann macht man viel weniger falsch. Viel weniger, als Menschen falsch machen.

So denkt K., und so redet er mit mir. So und nicht anders musste ich es protokollieren.

09 Notar

Das ist die Art, wie sie miteinander reden, unser Ben, der sonst eher mit den Worten geizt, und der Menschling K. Auch an ihn habe ich mich fast schon gewöhnt. Natürlich ist es noch immer merkwürdig, von Gewöhnung zu sprechen bei einem so ungewöhnlichen Wesen mit solchen Gedanken. Aber K. ist mir schon fast so vertraut geworden, als kennten wir uns von Angesicht zu Angesicht.

Ich hatte zu Anfang erwartet, dass Ben es lieber bei einigen wenigen Dialogprotokollen bewenden lassen wollte, aber nun scheint es ganz anders zu kommen. Nicht die gesprächige Hester und nicht deren Dialoge mit dem wortmächtigen E. werden wohl in diesem Bericht das größere Gewicht bekommen, sondern die Protokolle von Ben. Auch das hat K. mir schon so vertraut werden lassen.

Aber erst einmal soll nun E. zu Wort kommen, E. im Dialog mit Hester, wie Hester es protokolliert hat. E. ist wenigstens ein normal denkender Mensch, werden manche denken, und ich verübele es niemandem. An einen Menschling wie K. muss man glauben, aber an E. wird niemand zweifeln.

Hier also der erste Dialog zweier Menschen in diesem Bericht.

10 Hester

In E.s Gegenwart fühlt man sich nicht ebenbürtig, wenigstens nicht zu Anfang. Er überragt andere an Körpergröße, an Persönlichkeit und auch an Geistesgröße, und er hat – zu Recht – seinen Stolz. Auch das sind Gründe, warum er so unnahbar wirkt.

Für ihn ist es auch ein Schutz, denn es gab immer viel zu viele, die seine Nähe suchten. Aber Unnahbarkeit macht auch einsam. Politik macht kämpferisch, Erfolg macht unnahbar, und beides zusammen macht stolz und einsam. Verstanden habe ich das erst durch die Freundschaft zu E.

Aber mehr will ich hier nicht über E. erzählen, er soll es selbst tun. Am Anfang soll einer der wenigen ganz privaten Dialoge mit ihm stehen, in denen E. nicht als der reine Verstandesmensch spricht, als der er sich in der Öffentlichkeit so gern ausgab.

E.: ...und hätte ich Kinder gehabt, hätte ich ihnen irgendwann erzählt, was ich jetzt dir erzähle.

Aber du hast keine Kinder. Warum? Frauen, die sich von dir Kinder gewünscht haben, muss es mehr als eine gegeben haben.

E.: Schon möglich.

Aber?

E.: Um Vater werden zu wollen, braucht man nicht nur eine Frau, die Kinder von dir will. Man braucht auch ein Leben, in das Kinder hineinpassen. Ein Leben, das Kindern guttut.

Du wolltest dein Leben deinen möglichen Kindern nicht zumuten?

E.: Das klingt vielleicht zu uneigennützig, aber es ist wahr.

War das der wichtigste Grund?

E.: Es war einer der Gründe. Vielleicht wäre ich auch kein besonders guter Vater geworden.

Weil du zu ungeduldig warst? Zu fordernd?

E.: Vielleicht.

Warst du nicht für die Frauen in deinem Leben trotzdem ein Glücksfall, auch ohne Kinder?

E.: Eine Zeitlang mag es ein Glück gewesen sein, meine Frau zu sein. Aber es wäre kein Glück gewesen, mein Kind zu sein. Jetzt bin ich zu alt.

Nicht mehr jung, aber wirklich zu alt?

E.: Natürlich. Um ein guter Vater zu sein, müsste man jung und weise zugleich sein. Das gibt es bei Menschen sehr selten. Ich bin nicht jung und weise, und ich war es nie. Nie beides zugleich.

Kann Weisheit nicht das Alter wettmachen?

E.: Kein Kommentar.

So abrupt, manchmal fast herrisch, kann er Dialoge abbrechen, gerade wenn es scheint, wir kämen zum Wesentlichen. Dann strafft sich seine Miene, und dann ist er wieder – auch für mich – der unnahbare E. mit seinem gebieterischen Schweigen. Meistens ist es E. selbst, der nach Schweigepausen wieder das Wort ergreift, aber nach solchem privaten, intimen Schweigen ist es anders. Dann sind die Schweigepausen länger, und dann überlässt er es mir, ein anderes Thema zu finden.

Ich begann so:

Wenn du so gut schreiben kannst, wie du redest, dann könntest du irgendwann einen Roman schreiben. Über dein Leben zum Beispiel. Du weißt, dass dein Leben einen Roman wert wäre.

E.: Eine Art Autobiographie? Nein. Ich will nicht für Leute schreiben, die sich mehr für mein Leben interessieren als für meine Gedanken.

Das klingt ein bisschen...

E.: Überheblich, meinst du? Nein, überheblich bin ich hoffentlich nicht. Ich habe sogar einen Hang zur Bescheidenheit. Das lasse ich mir nur nicht anmerken.

Wirklich Bescheidenheit?

E.: Politiker – nicht alle, aber sehr viele – schwanken zwischen Selbstzweifel und Größenwahn. Klinischer ausgedrückt: zwischen Depression und Euphorie. Und sie vertuschen Ersteres. Ich versuche, dazwischen Kurs zu halten.

Das spräche nicht gegen die Niederschrift deiner Lebensgeschichte.

E.: Doch. Autobiographien schlagen fast immer in Richtung Größenwahn aus. Selbstzweifel kommt darin kaum vor.

Aber sie sind nützliche Quellen.

E.: Das sagst du als Historikerin. Aber ich will meine verbleibende Lebenszeit nicht der Geschichtsschreibung widmen. Nicht der Vergangenheit.

Also eher der Zukunft?

E.: Es klingt bei einem alten Mann wie mir nicht glaubwürdig, aber so ist es. Viele alte Prominente denken wie damals, sie schreiben über damals, und lesen tun es dann Leute, die auch nur noch an damals denken. Das will ich nicht. Wenn ich mich aus der Gegenwart löse, dann hoffentlich nur nach vorn. Richtung Zukunft.

Das sagte er mit erhobener, jeden Widerspruch ausschließender Stimme. Ich wusste keine Antwort. Dinge zu sagen, auf die sein Gegenüber keine Antwort weiß, das schafft er immer wieder, und er genießt es.

Es gab bei dieser Begegnung dann noch einen letzten Wortwechsel, der es wert ist, protokolliert zu werden. Es begann mit einer, wie ich zugeben muss, ziemlich plumpen Bemerkung:

Glaubst du, dass du für eine Führungsrolle geboren bist? Du hast ja alles, was man dafür braucht. Die Rhetorik....

E.: Reden, das kann ich vielleicht. Reden.

Überlegenheit kann nicht nur vom Reden kommen. Für mich bist du ein geborenes Alphetier.

E.: Darüber habe ich nie nachgedacht. Wenn du mittendrin bist, wenn du als Politiker agieren, reden und taktieren musst, dann sind solche Gedanken sowieso hinderlich. Man muss spontan sein in der Politik.

Auch ganz spontan autoritär sein?

E.: Man muss sich spontan durchsetzen können. Man muss manchmal auch anderen ganz spontan wehtun können. Nachdenken darf man darüber in dem Moment nicht. Mit viel Nachdenklichkeit riskiert man Machtverlust.

Aber irgendwann hast du angefangen, darüber nachzudenken.

E.: Jetzt kann ich es tun, ohne etwas zu riskieren. Ja, ich kann mir leisten, nachdenklich zu sein.

Weil du keine Macht mehr ausübst?

E.: Und weil ich keine mehr anstrebe.

Ist das nicht ein großes Glück, so kritisch zurückblicken zu können?

E.: Glück ist, beides erlebt zu haben: das Handeln des Mächtigen und die späte eigene Kritik daran. Es ist wie eine Läuterung.

Ist es nur Kritik, oder hast du auch Alternativen im Sinn?

E.: Verlange nicht zu viel von mir. Frag mich nicht nach Alternativen.

Sein Tonfall war plötzlich verändert. Ich sah ihm in die Augen, und ich bemerkte erst ein ungewohntes Zaudern, dann Unwillen. Ich war in Versuchung weiterzufragen, aber ich beherrschte mich. Jetzt nicht, sagte ich mir, warte ab, die Gelegenheiten werden kommen, weiterfragen wird sich lohnen, aber später. Dann sagte ich:

"Nein, ich verlange noch gar nichts."

Ich erschrak. *Noch* verlangte ich nichts, hatte ich gesagt, ein verwegener Satz.

Musste jetzt ein Wort des Bedauerns kommen? Eine Demutsgeste? Du kannst es ihm zumuten, dachte ich dann, ein einziges Mal kannst du es ihm zumuten. Ich wandte mich kurz ab, als wollte ich diesen Gedanken vor ihm verbergen, dann sah ich seine versteinerte Miene, dann seinen kurzen unversöhnlich Blick, dann ein Zögern. Dann sagte er:

"Ist schon gut."

Wir schauten einander mit einem befreiten Lächeln an.

So geht es voran, wusste ich. Wichtigeres wird noch kommen.

11 Notar

Das Leben eines Notars ist nichts für Abenteurer. Nicht, wenn man seine Aufgabe ernst nimmt. Die wenigen Abenteurer unter uns sind diejenigen, die sich nicht scheuen, anrühige Verträge zu beurkunden. So etwas gibt es. Auch Notare beurkunden Verträge, bei denen von vornherein klar ist, wer die Verlierer sein werden. Sache des Notars aber wäre es, unparteilich vor solchen Gefahren zu warnen. Wir haben den Willen unserer Klienten zu protokollieren, aber eben nur den lauterer Willen, ganz ohne jede Parteilichkeit.

In genau diesem Sinne, wie ein unparteilicher Notar, versuche ich die Niederschriften für diesen Bericht zu redigieren. Manche Eingebungen, Gedankensprünge und auch sprachliche Gefühlsausbrüche sind schon meiner kleinlichen Nüchternheit zum Opfer gefallen, obwohl manches davon eingängiger sein mag als das, was ich durchgehen lasse. Aber egal. Unser Anliegen ist zu ernst, als dass es Ablenkungen vertrüge.

Hester kam unangemeldet in mein Büro. Ich hatte einen Beurkundungstermin, und sie musste lange warten. Als sie endlich vor mir stand, sagte sie, es sei sehr dringend, es gehe um den Staatsmann. Sie habe dessen Notizen noch einmal gründlich durchgesehen, und wir hätten etwas übersehen. Ich glaubte nicht, dass mir tatsächlich etwas entgangen war – als Notar ist man auch in solchen Dingen genau –, eher glaubte ich, dass sie mir etwas vorenthalten hatte, aber das ist hier unwichtig. Wichtig ist, dass es Aufzeichnungen des Staatsmannes gab, die ich noch nicht kannte.

Der Staatsmann, sagte Hester, war nicht, wie wir gedacht hatten, ein geistiger Vorgänger von E., er war anders. Er habe sich von der Politik in jüngerem Alter abgewandt als E., und er sei älter als E. gewesen, als er seine Notizen verfasste. Abgeklärter, meinte Hester, vielleicht sei es die Abgeklärtheit des Älteren. Seltsam, so etwas von einer so jungen Frau zu hören.

Hester breitete Schriftstücke vor mir aus. Es sind Briefentwürfe, sagte sie, keine fertigen Briefe, und ohne Adressaten. An wen sie gerichtet waren, ob sie je abgeschickt wurden, ob die Witwe den Namen des Adressaten entfernt hatte oder ob es doch nur Gedanken des Staatsmannes waren, die er in Briefform meinte formulieren zu sollen, wissen wir nicht. Der unbekannte Adressat jedenfalls war ein Freund, ein realer oder ein imaginärer. Vielleicht war es ein fiktiver gealterter Arnd. Jedenfalls war es einer, der dem Staatsmann in Gedanken nahe war. Wenn wir uns schon auf den Staatsmann einlassen, sagte Hester, dann sollten wir auch diese Aufzeichnungen nicht unterschlagen. Sie hat Recht. Ich stelle also alles andere zurück und lasse hier wieder unseren so genannten Staatsmann zu Wort kommen.

Man lernt meistens das Falsche, hast du gemeint. Zum Beispiel im Schulfach Geschichte. Ich weiß, du interessierst dich nicht für historische Einzelereignisse. Du interessierst dich viel mehr für den moralischen – du nennst ihn auch den zivilisatorischen – Fortschritt der Menschheit. Du suchst dessen Spuren in der Geschichte, und du willst dessen Geschichte darstellen. Und weil die Geschichte des moralischen Fortschritts nicht in allen Teilen der Welt gleich verläuft, wird daraus ein moralischer Geschichtsatlas. Das Ganze als Computeranimation, in der man nach Belieben navigieren und sich die zivilisatorischen Fortschritte in allen Teilen der Welt vor Augen führen kann, auch die zivilisatorische Stagnation und natürlich auch die Rückschritte. Noch, meinst du, ist es um den moralischen Fortschritt auf der Welt schlecht bestellt.

Das mag so sein. Vielleicht will es sogar, wie du selbst fürchtest, niemand genau wissen. Es ist kein Thema, das viele Menschen begeistern würde. Zivilisatorischen Fortschritt gibt es bestenfalls im Schnecken tempo. Die meisten Menschen haben andere Sorgen. Oder sie wollen, wenn sie sich schon mit Geschichte befassen, Anschaulicheres. Wann, wo und wie welche Schlachten geschlagen, Kriege gewonnen oder verloren, Herrscher entmachtet und Regimes begründet oder gestürzt wurden, das fasziniert eher. Es ist das alte Spiel. Ob irgendwann auch

zivilisatorischer Fortschritt faszinieren könnte? Ich wünsche es dir, aber ich bezweifle es.

Die Idee eines moralischen Geschichtsatlas ist bestechend, aber kompliziert. Deswegen hast du begonnen, zu differenzieren. Zivilisatorischen Fortschritt vermutet man gern bei sich selbst oder bei der Gemeinschaft, der man sich zugehörig fühlt. Wenn ein Geschichtsatlas der moralischen Fort- und Rückschritte entstünde, dann würde es bald Dutzende konkurrierender Versionen geben. Deswegen die Differenzierungen. Deswegen versuchst du, den zivilisatorischen Fortschritt aufzuschlüsseln. Ein Geschichtsatlas der Demokratie und der Demokratiefähigkeit sei ein aufschlussreicher Teil, sagtest du. Demokratie sei auf jeden Fall ein Fortschritt, moralisch gesehen.

Ein Fortschritt ist sie, da gebe ich dir Recht. Ich habe sogar lange geglaubt, sie sei der Fortschritt, auf den es hauptsächlich ankomme. Wenn Demokratie herrsche, dann seien die Hauptprobleme der Menschheit gelöst. Das war früher.

Demokratie bedeutet Macht der Mehrheit. Wer die Macht hat, das wird in unserer so genannten Demokratie ausgezählt. Ob das aber ein moralischer Durchbruch ist? Ob die Macht ausgekämpft oder ob sie ausgezählt wird, ist doch in Wahrheit kein sehr großer Unterschied. Die Stärkeren, das ist ohnehin oft die Mehrheit. Faustrecht und Demokratie sind insofern keineswegs unvereinbar.

Ich meine, in Sachen zivilisatorischer Fortschritt kommt es auf etwas anderes an. Wichtiger als die Macht der Mehrheit ist die Unterordnung unter moralische Regeln. Dafür braucht man einen Rechtsstaat, aber nicht unbedingt eine so genannte Demokratie. Die eigentlich wichtige Frage ist, wie Regeln entstehen, die freiwillig befolgt werden, auch von Minderheiten und Mehrheiten.

Eine Voraussetzung für einen funktionierenden Rechtsstaat ist Bildung. Wo Menschen nicht einmal lesen und schreiben konnten, da war der Rechtsstaat chancenlos. Wo sie nichts über Moral lernen, wo sie nicht lernen, archaische Instinkte zu zügeln, da ist er es noch immer. Da lockt noch immer die freiwillige

Unterordnung unter Autoritäten, die sich mit einschüchternden Insignien der Macht schmücken. Zu deinem Geschichtsatlas des zivilisatorischen Fortschritts gehört daher auch ein Geschichtsatlas der Bildung. Unter anderem.

Du weißt, dein Projekt ist viel schwieriger, als du zu Anfang vermutet hast. Es müsste auch einen Geschichtsatlas der Toleranz und des Minderheitenschutzes geben. Und einen Atlas schlimmer kollektiver Irrtümer. Ein Geschichtsatlas des Fundamentalismus könnte nützlich sein und bald wohl auch ein Geschichtsatlas des Klimaschutzes. Und was auch immer wichtiger wird: Ein Geschichtsatlas der demographischen Entwicklung.

Du sagst, alles müsse in den Schulen beginnen. Richtig. Schon die Jüngsten müssten aufgeklärt werden über zivilisatorische Fort- und Rückschritte. Vor allem müssten sie lernen, weiteren Fortschritt zu wollen. Die Jungen lernen so vieles, das viel unwichtiger ist als dein moralischer Geschichtsatlas.

Ich bin immer noch eher ein Mensch der Praxis als der Wissenschaft, erst recht kein Philosoph. Aber auch mir geht es darum, dass aus deinem moralischen Geschichtsatlas etwas Praktisches entsteht, zumindest Vorstellungen davon, wie es mit dem zivilisatorischen Fortschritt weitergehen sollte.

Du bist in dieser Hinsicht Optimist, du glaubst an die Überzeugungskraft der Moral. Du schließt Rückschläge nicht aus, aber du hältst sie für überwindbar. Das brauche Geduld, vor allem aber brauche es Phantasie. Gerade in Sachen Moral müsse man dem Fortschritt Ziele setzen, und Ziele würden aus der Phantasie geboren.

Umso optimistisch zu sein, bin ich vielleicht zu alt. Ich glaube, dass fundamentale Veränderungen nottun, aber nicht, dass es in Sachen Zivilisierung spürbar aufwärts gehen wird. Erst recht glaube ich nicht, dass Phantasie und guter Wille es richten werden. Um Staatsgrenzen beispielsweise wird weiter gestritten und gekämpft werden, und das aus plausiblen Gründen. Ich weiß nicht, ob der spontane zivilisatorische Fortschritt ausreichen wird, um die Korrekturen friedlich verlaufen zu lassen und Kriege zu vermeiden. Einen neuen großen Weltkrieg befürchte ich

nicht, aber nach der Anzahl sind Kriege und Bürgerkriege in den vergangenen Jahrzehnten nicht weniger geworden. Auch der Nationalismus scheint mir nicht zu vergehen, im Gegenteil. Er könnte sogar bald wieder stärker werden.

Dass wir Veränderungen kommen sehen, wo andere noch immer Stabilität vermuten, das verbindet uns. Ich sehe darin eher Niedergang, du schöpfst Hoffnung. Auch dazu ein Beispiel: Ich sehe den Niedergang der Parteien, auch meiner eigenen, ich sehe den Mitgliederschwund, und ich sehe den Wählerschwund. Ich sehe, wie es bergab geht. Also die Flucht nach vorn, sagst du. Aber was heißt das in diesen Zeiten? Wo und was ist vorn?

PS: Natürlich würde jeder sich fragen, welchen Rang sein eigenes Land in einem solchen Atlas der Zivilisierung zu welchen Epochen einnehmen würde. Deutschland wäre vielleicht der komplizierteste Fall.

Von den ungeordneten Aufzeichnungen des Staatsmannes, wie wir sie von der Witwe bekommen haben, dürfte diese eine der jüngsten sein. Wäre er noch am Leben, würde der Staatsmann sich vielleicht fragen, ob es in der Generation nach ihm (dazu zähle ich mich gerade noch) weiteren zivilisatorischen Fortschritt gegeben hat. Oder nein, er würde solche Frage wohl für verfrüht halten. Er würde wohl eher sagen, die Generation Hester solle sich damit befassen, wenn sie sein Alter erreicht hat.

Aber genug davon, damit hier K. und Ben nicht in den Hintergrund treten. Ben selbst tut wenig, um sich und seinen K. in Erinnerung zu bringen. Manchmal scheint es, als wäre er froh, wenn ich ihn vergäße. Vielleicht würde es ihm wirklich genügen, wenn die Protokolle seiner Gespräche mit K. irgendwo in einem Tresor landeten, nicht auf Nimmerwiedersehen, aber für Jahrzehnte. So lange, bis die menschliche Zivilisierung tatsächlich einen merklichen Schritt weiter ist. K. könnte es ihm nahegelegt haben.

Mit Ben treffe ich mich meistens wie unter konspirativen Umständen. Er will es so. Manchmal treffen wir uns in einer Kneipe, wo keiner uns kennt und wo er mir seine Protokolle heimlich zusteckt wie Kassiber. Manchmal bietet er mir ein Treffen im Freien an, etwa auf einem Parkplatz, nur für eine kurze Begrüßung und die Übergabe von Papieren. Manchmal, wenn schlechtes Wetter den Vorwand bietet, treffen wir uns am Straßenrand, er öffnet das Autofenster, reicht mir ein Protokoll, fragt, die Hand ausgestreckt haltend, ob ich eine Korrektur zurückzugeben habe, und fährt dann davon. Er meint wohl, ich sei zu leichtsinnig in der Frage des Entdecktwerdens. Aus seiner Sicht gibt es dafür sogar Gründe. Für mich steht weniger auf dem Spiel als für ihn und vor allem für K. Für mich ist es zumindest keine Überlebensfrage.

Hier kommen er und Ben wieder zu Wort.

12 Ben

Als Mensch kommt man K. am besten über seine Gedanken nahe. Aber man täte ihm Unrecht, wenn man es dabei beließe. K. hat ja, wie gesagt, auch Humor, und er kann nicht nur lachen, er kann auch lächeln. Es hat so lange gedauert, bis ich es herausfand, weil ja sein Lachen nichts Menschliches hat und erst recht sein Lächeln nicht. Menschen lächeln mit dem Gesicht, und wenn sie lachen, kommt dieser pulsierende Laut aus dem Kehlkopf hinzu, den wir verstehen, ohne ihn umständlich deuten zu müssen. K. dagegen lächelt mit seinem Fell. Wenn sein Fell sich sträubt, dann bedeutet es Freude. Wenn es sich kaum merklich sträubt, ist es klammheimliche Freude. Es ist dann wie ein Lächeln nach innen.

Wenn das Fell sich heftiger sträubt und er dazu seine kleinen, abrupten Trippelschritte vollführt, dann ist es sein Lachen, und wenn er ganz heftig lacht, von tief innen heraus, dann dreht er sich dabei mehrmals im Kreis. Auch seine Miene habe ich dabei beobachtet. Ich glaube, seine Lippen und Wangen wollen sich dann

manchmal in die Breite ziehen wie bei einem lachenden Menschen. Dann ist es, als wollte er mit dem Gesicht lachen, wie er es bei mir gesehen hat.

K. kann über manches lachen und über vieles lächeln. Sicher lächelt er auch über mich. Er kann aber auch über sich selbst lächeln oder über das, was er sagt. Besonders gern lächelt er, wenn er sich vorstellt, wie auf das, was er zu mir sagt, andere Menschen reagieren würden. Dann kommt meistens das Lächeln zuerst, dann oft ein Kommentar, den ich nicht auf Anhieb verstehe, und dann nicht selten auch sein Lachen. Wenn er so über Menschen lacht, will ich nicht zu den Ausgelachten gehören. Manchmal lächele ich dann nur stumm mit, das Gesicht von ihm abgewandt. Dann kann K. weiterdenken und weiterreden, ohne dass ich ihn abgelenkt hätte.

Am schönsten für uns ist es natürlich, wenn er lacht und ich lauthals mitlache. Manchmal, wenn ich ihn sofort verstehe, passiert es. Dann wird sein Lachen durch meines noch verstärkt, dann sträubt sich sein Fell am ganzen Körper, die Trippelschritte werden zu einem Stampfen, und manchmal kommt dieser gurgelnde Laut, als wollte er den Klang lauten menschlichen Lachens nachahmen.

K. kann menschlichen Unverstand belächeln oder auch darüber lachen, aber Schadenfreude ist es bei ihm nie. Er belächelt uns Menschen nicht nur, es scheint oft auch Mitleid dabei zu sein, also Trauer. Wer trauert, kann lächeln, aber nicht lachen. Einmal habe ich ihn gefragt, ob er mich wegen meines Unverstandes belächele. Selten, sagte er. Höflich, wie er ist.

Menschlicher Unverstand ist schlimm, aber menschliche Unvernunft natürlich noch viel schlimmer. K. ist das Vernunfttier, das zwar über menschlichen Unverstand lächeln kann, aber nicht über menschliche Unvernunft. Wenn Menschen unter menschlicher Unvernunft leiden, sagte er mir, fremder oder auch eigener, dann sei es ernst. Menschen, das weiß er, können einander – mit Taten und Worten – sehr wehtun. Sie täten es nicht, auch das weiß er, wenn sie vernünftiger wären.

Zu den menschlichen Wissensgebieten, mit denen K. sich fast von Anfang an befasst hat, gehört die Physiologie des Gehirns, besonders des menschlichen. Es gibt natürlich keine wissenschaftlichen Bücher oder Aufsätze über Menschlinge, also auch nicht über deren Gehirn. Es gibt daher auch keine wissenschaftlichen Vergleiche zwischen Menschen- und Menschlingshirn. Aber K. hat darüber nicht nur Vermutungen, er scheint sich intuitiv sicher zu sein. Auch ich als Mensch erkenne einen Unterschied, den man objektiv messen könnte, aber klar ist es mir auch so. Das Gehirn der Menschlinge ist größer als das menschliche, und daher könnte das menschliche Gehirn für Menschlinge ein Organ sein, das sie belächeln, so wie Menschen bei Menschlingen die Hufe, also das Fehlen der Hände, belächeln mögen. K. und ich haben schon mehrere Male darüber geredet. Von einem dieser Gespräche hier ein kurzes Protokoll.

K.: Du hast gesagt, der jetzige Mensch sei höher entwickelt als der Steinzeitmensch. Hat er auch ein größeres Gehirn?

Ich weiß es nicht, aber wenn es größer ist, dann nur ein bisschen.

K.: Glaubst du, dass das menschliche Gehirn noch wachsen wird?

Sollte es denn?

K.: Menschen scheinen sich dafür nicht besonders zu interessieren, aber ich glaube, es wäre wichtig.

Was soll man denn erwarten? Das menschliche Gehirn ist immerhin größer als das aller anderen bekannten Arten, auch Menschlinge einmal ausgenommen.

K.: Insofern ist es schon relativ groß. Aber das menschliche Gehirn ist ein Organ des menschlichen Körpers, und wie alle anderen Organe unterlag es bisher der Evolution. Es war vor langer Zeit anders, und es könnte sich auch in Zukunft verändern. In welche Richtung auch immer.

Du meinst, es ist so etwas wie ein Zufallsprodukt, auch was die Größe betrifft?

K.: Ja, ungefähr so meine ich es. Alle anderen untersuchten Arten haben zufällig ein kleineres Gehirn, das weniger leistet als das menschliche, aber das menschliche könnte trotzdem viel kleiner sein, als es sein müsste.

Wofür zu klein?

K.: Vielleicht, um genügend Vernunft zu entwickeln? Um all das, was der menschliche Verstand zustande bringt, zu beherrschen? Im menschlichen Interesse?

Dem hatte ich wieder einmal nichts zu entgegnen.

Dominik III

Wenn ich mich hier einmische, dann sind es nachträgliche Einschübe in den schon fertigen Bericht. So auch hier. Ich habe Hester das Einverständnis abgerungen, hier schon wieder etwas einzufügen. "Wird nicht fast jeder", fragte ich sie, "der den Bericht liest, denken, alles sei viel zu abgehoben? Sind die Figuren in diesem Bericht vom Denken und Fühlen normaler Menschen nicht viel zu weit entfernt, den Notar eingeschlossen?"

"Vielleicht", sagte sie. "Aber dann ist es eben so."

"Täte es dem Bericht nicht gut", erwiderte ich, "wenn sich darin öfter ein ganz normaler Mensch zu Wort meldete?"

"Hm", sagte sie nur und schwieg.

Dieser normale Mensch, dachte ich in dem Moment, könnte ich selbst sein. Auch Hester und ich waren wohl ein Stück abgehoben gewesen, aber die späteren Mühen um diesen Bericht haben uns wieder, so gut es noch ging, geerdet. Das Ringen um diesen Bericht war auch ein Kampf gegen niederste menschliche Motive, gegen Ignoranz, Unfähigkeit und Böswilligkeit so

unsäglicher Gestalten wie Lembcke und Levertoff, Männern aus dem ganz normalen Leben, über die noch zu berichten sein wird. Auch meine Reise nach New York war ein Teil davon. Eine Reise in Trauer und zugleich ein detektivisches Abenteuer.

Du darfst nicht zu abgehoben sein, dazu habe ich mich oft ermahnt, seit ich mit dem Bericht zu tun habe, so auch auf der Reise nach New York. Übers Älterwerden nachzudenken, das ist nicht abgehoben. Werde ich Anwalt für bizarre Fälle bleiben? Bin ich zu alt, um etwas ganz anderes zu tun? Zu alt, um noch ein Familienmensch zu werden? Ich vielleicht, aber Hester?

Natürlich nicht. Neulich sah ich sie lange an, wie sie an meinem Schreibtisch saß, und ich stellte mir vor, sie hätte Kinder. Es dauerte eine Weile, dann war ich sicher: Es passt. Es passt noch nicht zu ihrem Reden, aber intuitiv passt es.

Älter werden. Auch den Notar hat es beschäftigt und E. und auf seine Weise auch K. Älterwerden ist die Chance, weise zu werden, meinte der Notar. In früheren Zeiten seien die allermeisten Menschen gestorben, bevor sie die Chance zum Weiswerden hatten. Daher hätten Menschen in den allermeisten Fällen Verantwortung übernommen, auch politische und militärische, bevor sich bei ihnen Weisheit einstellte. In unserer Zeit lebten die Menschen zwar länger, aber die Frage sei, wozu sie diese hinzugewonnene Zeit nutzten. Am dringendsten wäre, sie würden das Mehr an Zeit zum Nachdenken nutzen, zum Vorausdenken, zum Weiswerden. Aber, sagte er, die Wenigsten tun es. Die Allermeisten wollen es sich in der gewonnenen Zeit möglichst gedankenlos gutgehen lassen. So gebe es keinen Fortschritt.

Da könne man ja, antwortete ich, zum Zyniker werden.

Zyniker wäre er wohl geworden, sagte der Notar, wenn der Bericht nicht gewesen wäre. Jetzt meine er zu wissen, dass das Weisewerden der Menschen nicht ganz utopisch ist.

Aber das war schon wieder – die Folgen des Berichts eben – so ein abgehobener Gedanke. Die Gegner dieses Berichts, normale Menschen, auch Leute wie dieser Lembcke und dieser Levertoff, denken natürlich ganz anders.

Aber jetzt zurück zum Notar und seinem Bericht.

13 Notar

Ben und erst recht natürlich K. leben nicht in der normalen Welt, wie ich als Notar es tue. Normale Menschen halten Ben für einen weltfremden, ziemlich lebensuntüchtiger Pferdezüchter. Sie hätten auf ihre Weise Recht. Hätte er nicht als Züchter tatsächlich ein Quäntchen Fortune, verlöre er sich noch mehr in der eigentümlichen Welt von K., von der er meint, sie sei besser als die so genannte reale.

Ganz anders natürlich Hester. Dass sie Historikerin ist, ist für sie zur Nebensache geworden. Hester, das muss an dieser Stelle gesagt sein, arbeitet inzwischen an einem großen Projekt für eine Zeitschrift. Sie führt Interviews mit aktiven Politikern. Ihre Interviewpartner sind nicht Ältere wie E., es sind viel Jüngere, die noch in den Schlagzeilen stehen oder stehen könnten oder stehen werden. Es sind Leute, die jeder kennt, der das Zeitgeschehen in den Medien verfolgt.

Mit wem Hester ihre Interviews führt, darf sie selbst entscheiden. Keine gedruckte Talkshow solle es werden, so die Vorgabe, sondern eine Serie mit besonderem Profil, aus der sich am Ende ein Buch machen ließe. Es gibt dazu schon Titelvorschläge.

„Demokratie im Gespräch“, „Epoche im Interview“ und andere. Eine große Aufgabe für eine so junge Journalistin, aber man traut es ihr inzwischen offenbar zu.

Unerschrocken genug ist sie. Sie kann auftreten, als gäbe es nichts Wichtigeres auf der Welt als das Interview mit ihr, auch für die Großen dieses Staates.

Für Hester ist es ein Kontrast zu den Gesprächen mit E. Der Kontrast schärft ihren Blick. Die meisten Menschen, mit denen sie jetzt reden muss, denken anders als E., schon weil sie so viel jünger sind. Hester wird sich irgendwann entscheiden müssen, wen sie ernster nimmt, E. oder diese Jüngeren.

Natürlich tut Hester mir auch leid. Die Gespräche mit E. nehmen ihr Unbeschwertheit. Sie stellt ihren Interviewpartnern andere Fragen, als sie es ohne die Bekanntschaft mit E. täte. Vielleicht kann am Ende nur eines von beiden wirklich gelingen, ihre Interviews oder die Gespräche mit E. Ich wünsche mir natürlich Letzteres.

Hester sagt, bei den bisherigen Interviews sei sie wohl an die Falschen geraten. Manche hätten zwar Wichtiges zu sagen gehabt, wollten aber vieles davon nicht gedruckt sehen. Einige wenige hätten sich ihr fast offenbart wie in einer Beichte, aber beichten tue man eben nur unter vier Augen und Beichten lasse man nicht drucken.

Ich habe Hester gefragt, ob die Interviews ihre Meinung über Politiker verändert hätten. Noch wisse sie es nicht genau, sagte sie, aber sie sei gespannt, ob es in der Politik Menschen wie Arnd, wie den Staatsmann und wie E. noch immer oder schon wieder gebe. Bisher sei sie aber eher ernüchtert.

So zu urteilen, das kann nur von den Gesprächen mit E. herrühren.

14 Hester

Politiker neigen zum Monologisieren, und Journalisten wie ich mühen sich, sie davon abzubringen. Bei E. scheint es mir ganz gut zu gelingen. Meistens komme ich jetzt im raschen Wechsel mit ihm zu Wort. Nur wenn ein Thema ihn sehr erregt, lässt E. mich nicht meine kurzen Fragen einschieben. Manchmal erzählt er dann ganz persönliche Geschichten. Er ist ein guter Geschichtenerzähler, aber er erzählt fast nie Geschichten um ihrer selbst willen. Seine Geschichten sollen fast immer etwas erklären. So war es auch mit seinen selbsterlebten Geschichten über das Ansehen von Politikern. Ich habe einiges davon protokolliert, aber natürlich so, dass E.s Identität dabei unkenntlich bleibt.

Wenn es stimmt, was du mir bisher gesagt hast, dann geht es mit dem Renommee von euch Politikern bergab.

E.: Du willst mich provozieren?

Wenn, dann nur, weil auch ich betroffen bin. Auch das Renommee von Journalisten ist ein heikles Thema.

E. Es gab Zeiten, in denen es für Politiker ganz anders war, also besser. Von den Zeiten, als Politiker noch in die Geschichte eingehen wollten, möglichst als Helden natürlich oder wenn nicht, dann notfalls als Schurken, will ich hier nicht reden. Aber als ich Politiker wurde, hatte der Beruf immerhin noch einen Nimbus. Es war eine Zeit ohne Krieg und Terror, und der Wohlstand wuchs, und das wurde uns irgendwie zugute gehalten. Politiker waren nicht besonders beliebt, von Ausnahmen abgesehen, aber sie genossen doch Respekt.

Das ist Vergangenheit. Der Nimbus ist dahin. Ein Trost ist allenfalls, dass es anderen Berufen ähnlich geht.

Journalisten zum Beispiel.

E.: Unter anderem. Auch der Nimbus der Ärzte ist weg, der Nimbus von Anwälten, von Notaren, von Professoren und erst recht der von Priestern. Ich habe den Nimbus noch erlebt, und ich habe am eigenen Leib erfahren, wie er sich langsam verflüchtigte. Buchstäblich am eigenen Leib.

Ich bin nicht nostalgisch, das weißt du. Ich will nicht, dass es wird wie früher, auch nicht in Sachen Nimbus. Von mir aus soll Politik nichts anderes als Dienstleistung am Bürger sein. Friseure, Architekten, Verkäufer, Anwälte, Notare, Klempner, Ärzte, Masseure, Journalisten, Priester, sie alle erbringen auf ihre Art Dienstleistungen, und mit Politikern ist es nicht anders. Die Frage ist eben nur, ob die Bedienten die Dienstleistung gut oder schlecht finden. Zu Politikern ist das Urteil heute klar. Für die meisten Menschen ist Politik eine schlechte Dienstleistung am Bürger.

Dann wären politische Journalisten Leute, die über schlechte Dienstleistungen berichten.

E.: Über schlechte Friedenspolitik, schlechte Bildungspolitik, schlechte Wirtschafts-, Finanz- und Geldpolitik, schlechte Gesundheitspolitik, schlechte Sozialpolitik, schlechte Europapolitik usw.

Und darüber, wie die Politik Populisten, Nationalisten und Extremisten den Boden bereitet.

E.: Ja. Früher ließ Politik sich leichter als Erfolg verkaufen. Wenn es wirtschaftlich aufwärts ging, dann war es ein Erfolg der Politik. Dass es Demokratie gab statt Diktatur, auch das war Verdienst von Politikern. Wer für Demokratie war, der genoss schon deswegen Respekt. So einfach war es, als ich mit Politik anfing.

Und heute?

E.: Ein Gefühl von Stillstand. Aber die Erwartungen an Politiker haben sich daran angepasst. Man gibt ihnen nicht mehr für alles und jedes die Schuld wie früher. Das ist die positive Seite.

Aber das schafft doch auch Enttäuschung, oder?

E.: Ja. Das ist ja das Merkwürdige, dass trotzdem das Enttäuschungspotenzial so gewachsen ist. Aber man weiß nicht mehr genau, wovon man eigentlich enttäuscht ist. Man ist nicht mehr von bestimmten Parteien, vom Parlament oder von einer Regierung oder von Politikern enttäuscht wie früher. Große Enttäuschungen folgen immer auf hohe Erwartungen, und die hohen Erwartungen gibt es nicht mehr.

Keine große Enttäuschung, also auch kein Zorn?

E.: Doch, es gibt auch Zorn, aber auch der ist, wo er nicht gerade in Fremdenfeindlichkeit und Nationalismus ausartet, so diffus geworden wie die Enttäuschung. Niemand glaubt mehr, dass alles besser würde, wenn nur die eine oder andere Person oder Partei ihre Macht verlöre. Man ist desillusioniert und redet sich das schön als Realismus.

Wen genau meinst du mit "man"?

E.: Ich meine – nimm es nicht persönlich – deine Generation und wohl auch die nächste.

Du meinst, meine Generation hat zu niedrige Ansprüche an die Politik?

E.: Ja. Solange die Ansprüche so niedrig bleiben, wird auch die Politik nicht anspruchsvoller werden. Aber die hochtrabende Rhetorik bleibt.

Obwohl nur noch wenige daran glauben?

E.: Manchmal scheint mir, nur die Politiker selbst glauben noch daran. Oder nicht einmal die.

Würdest du das auch früheren Mitstreitern ins Gesicht sagen?

E.: Nein, das weißt du.

Würdest du es jüngeren Politikern sagen?

E.: Von den will ich nicht reden.

Warum nicht?

E.: Ich will vor dir nicht die Fassung verlieren.

Aber wenn ich genau das einmal erleben möchte?

E.: Nein, nicht aus solchem Anlass.

E.s Haltung straffte sich, seine Gesichtszüge blieben fast unbewegt, aber nur fast, und ich sah, was selten vorkam, seine Erregung, aber auch klammheimliche Freude. Heimliche Schadenfreude über meine Generation, dachte ich, die er vor mir verbergen will.

Heimliche Schadenfreude. Ich erschrak über den Gedanken. Nahm meine Generation wirklich Schaden? Und wenn, ist sie selbst schuld? Hat sie Schadenfreude verdient? Eure Erwartungen sind zu niedrig, meint E., und ihr Jüngeren bekommt die Politik, die euren Erwartungen entspricht. Was hätte er gesagt, wenn er wirklich die Fassung verloren hätte?

Bei diesem Dialog habe ich mich einschüchtern lassen, sonst hätte er nicht solch ein lakonisches Ende genommen. Aber als wir danach auseinandergingen, war mein Widerspruchsgeist wieder geweckt, und ich forderte ihn noch einmal heraus. Er wisse doch, sagte ich, dass in der jüngsten Generation viele sich politisch streitbar zeigten, streitbarer jedenfalls als meine Altersgruppe, dass es zumindest junge streitbare Klimaaktivisten gebe, die bis in die Parteien hineinwirkten.

Ich kann seine Antwort hier ziemlich wörtlich wiedergeben:

Eine Zeitenwende soll das sein? Ja, es hat sich etwas getan. Aber erstens kommt es eine Generation zu spät, das Systemversagen ist längst eingetreten. Zweitens weiß niemand, wie weit diese Bewegung wirklich trägt, ob sie sich also – so sehe ich das – letztlich am System die Zähne ausbeißt. Und drittens: Die Bewegung ist nicht repräsentativ für ihre Generation, im Gegenteil. Leider.

Das "leider" sagte er mit einem tiefen Seufzer. Ich sah ihn irritiert an, um mich zu vergewissern, ob der Seufzer nicht auch mir galt. Wir tauschten einen langen und innigen Blick aus, dann war ich halbwegs sicher: Ich war nicht gemeint.

15 Notar

Hester, Ben und ich sind uns eigentlich einig, dass hier alles außer den Dialogen mit E. und K. Nebensache bleiben soll, aber nachdem der Staatsmann in diesen Bericht eingedrungen ist, lässt er Hester und mich nicht los. Von ihm und seinen Notizen wird daher weiter die Rede sein, so abgehoben sie auch erscheinen mögen.

Eine lange Notiz des Staatsmannes befasste sich noch einmal mit der Landkarte der Zivilisierung. Er war von der Idee fasziniert, auch wenn er wusste, dass es für eine solche Landkarte niemals die nötigen Daten geben würde. Solche Art Daten, notierte er, würde nach Kräften manipuliert, geschönt und unterdrückt werden. Außerdem müsste es je eigene solche moralischen Landkarten für verschiedene moralische Instanzen geben. Eine moralische Landkarte der Regierungen natürlich, aber z.B. auch eine der Staatsvölker. Die Proteststürme seien absehbar. Der Atlas der Zivilisierung sei insofern die falsche Idee für diese Welt oder zumindest für diese Zeit. Zumindest er selbst werde so etwas nicht mehr erleben.

Solche Überlegungen waren dem Staatsmann wichtig, aber sie waren natürlich eine Nebensache. Wie später E., litt schon der Staatsmann darunter, dass die Politik an Bedeutung und Ansehen verlor. Die beiden beschrieben es nur mit unterschiedlichen Worten. Was bei E. der Nimbus von Politik und Politikern war, das waren beim Staatsmann Aura, Charisma und Symbolkraft. Das Gegenteil nannte er Banalisierung. Die Banalisierung der Politik sei der Trend, schrieb er schon damals, und manches an seiner Diagnose klingt noch schonungsloser als bei E. Es liegt wohl daran, dass der Staatsmann, als er dies schrieb, nicht an irgendwelche Leser dachte.

In Sachen Nimbus haben sicher beide Recht, und doch scheinen noch immer genug Menschen Politiker sein oder werden zu wollen, auch wenn sie damit nicht mehr zu einer anerkannten Elite gehören. Ich selbst weiß von manchen Juristen, denen nichts lieber wäre als eine politische Karriere. Vielleicht, weil Juristen mehr als andere das Mitreden mögen. Lieber bei einer großen Sache mitreden dürfen als eine kleine Sache selbst tun.

Aber ich habe hier weder den Staatsmann noch E. zu kommentieren. Der Staatsmann soll hierzu mit einigen Bemerkungen zu Wort kommen, die Hester und ich aus seinem Nachlass zusammengetragen haben.

Die Entzauberung der Politiker ist praktizierte Aufklärung. Seitdem ich nicht mehr Politiker bin, fällt mir die Feststellung leicht. Die Bürger sind etwas aufgeklärter als früher, aber die meisten Politiker spielen das Spiel noch, als wäre nichts geschehen. Es ist wie im Märchen. Der Kaiser steht nackt da, die Bürger ahnen es, nur der Kaiser nicht. Politiker können nicht anders. Sie können sich nicht selbst entzaubern.

Sollte man sich eine Wiederverzauberung der Politik wünschen? Wünschen kann man sie sich, aber sie wird nicht kommen. Die Aufklärung ist – hoffentlich – nicht umkehrbar, also auch die Entzauberung der Politik nicht. Aber wir müssten Konsequenzen ziehen.

.....

Politik ist einfach, wenn sie ein klares Feindbild hat, und wo sie keines hat, wird es daher oft von Politikern geschaffen. Das verschafft ihnen eine Aura, und es gibt der Politik einen einfachen, eingängigen Sinn. Daran hat sich nicht viel geändert.

Die Aura war in der Politik immer wichtig, ähnlich wie im Sport und in der Religion. Aber es funktioniert immer schlechter. Sportidole werden als Dopingsünder entlarvt, Priester als Kinderschänder, Mullahs als Anstifter zu Gewalt und Terror, und wenn es in aller Munde ist, dann ist die schützende Aura des Berufsstandes dahin. Und Politiker? Werden als Dilettanten entlarvt. Damit ist auch deren Aura dahin.

.....

Klar, als Politiker nutzt man die Medien, und viele sind darin virtuos. Aber man sollte auf der Hut sein. Man sollte wissen, wo Mikrofone stehen und ob sie ein- oder ausgeschaltet sind, und man sollte wissen, wann man im Visier der Kameras ist. Sonst wird man erwischt wie damals die zwei Regierungschefs vermeintlicher Großmächte, von denen der eine noch am Tisch sitzt und schmatzt, der andere schon steht, sich dann vertraulich zum sitzenden Kollegen hinunterbeugt und ihm etwas über Krieg und Frieden ins Ohr flüstert, woraufhin der Sitzende nickt, dann antwortet, dass man die Scheiße aufräumen müsse dort im fremden Land, und weiterschmatzt, bis der hinabgebeugte Kollege sich wieder aufrichtet und mit befriedigter Miene seinerseits nickt.

So etwas kommt in die Nachrichtensendungen, und es zerstört den letzten Rest von Aura. Wer so etwas sieht, der weiß: Die wichtigsten Entscheidungen, die es für Menschen zu treffen gibt, liegen in der Hand von Dilettanten, die nicht viel mehr wissen als der Normalbürger, aber unendlich viel mehr wissen müssten. Dass Staaten zerfallen, aus welchen Gründen auch immer, vielleicht weil ihre Staatsgrenzen irgendwann falsch gezogen wurden, ist für die mächtigsten Staatslenker unserer Zeit nur so eine Scheiße. Das ist das moralische Niveau unserer Epoche und auch das fachliche. Scheiße eben.

.....

Dass ihre Aura schwindet, ahnen viele Politiker, manche wissen es, und einige wenige reden sogar darüber, wenn auch nicht öffentlich. Vor Jahren bekam ich von einem Journalisten einen anonymen Text zugesteckt, der geschrieben war, als sei er aus der Feder eines Politikers. "Antigeneralistsches Manifest", das war die Überschrift. Eine Streitschrift gegen die Kompetenzanmaßung, deren wir Politiker uns angeblich schuldig machen. Gegen die Anmaßung, über alles Mögliche in der Politik Bescheid zu wissen und doch so dilettantisch zu sein wie jene zwei Regierungschefs, deren Scharlatanerie die Mikrofone festgehalten haben. Gegen die Anmaßung also, dieselben politischen Entscheider könnten z.B. heute das Klima retten, morgen eine Pandemie eindämmen, übermorgen für äußeren und inneren

Frieden sorgen, das Migrationsproblem lösen und nebenbei noch Europa einigen, die Renten sichern und das Gesundheitssystem, das Bildungssystem und den Sozialstaat reformieren. Das Manifest ging mit den Politikern ins Gericht, aber auch mit den Bürgern. Von einer Infantilisierung der Gesellschaft durch schleichende Überforderung war die Rede und davon, dass der politische Journalismus, von Talkshows bis hin zu Leitartikeln, die Überforderungen vertuschen helfe.

Was tun, wenn die Aufklärung hierüber Platz greift? Darauf gab das Manifest keine Antwort. Aufklärung ist noch keine Anleitung zum Handeln. Was also können Politiker anderes tun als weitermachen wie bisher? Das sagen uns auch die aufgeklärten Kritiker nicht. Grund, an unserem Staat zu rütteln, gibt es daher nicht. Daneben in Handschrift: Nicht, oder noch nicht?

Ich weiß nicht, ob ich dem Staatsmann hier zu viel Platz einräume, aber wenn ich an langen, dunklen Abenden in seinen Notizen blättere, denke ich immer, dass ich Passagen wie diese nicht unterschlagen sollte. Dominik gab zu bedenken, ich sollte mich mit diesem Bericht besser nur an hellen, warmen Sommerabenden beschäftigen, dann würde er nicht immer so unerbittlich ernst daherkommen. Vielleicht hat er Recht. Aber kommt man gegen seine Natur an? Ich, nüchterne, ernste Notarseele, die ich nun einmal bin, kann es wahrscheinlich nicht. Aber ich habe Dominik immerhin versprochen, es nach Kräften zu versuchen.

Aber noch einmal zur obigen Notiz des Staatsmannes. Was bedeutet es, aufgeklärt zu sein? Dazu stellte er Fragen, aber er selbst gab keine Antworten. Ich war froh, hiernach den folgenden Dialog von Ben und K. lesen zu können. Es ist ja nicht so, dass Menschen bei K. besser abschnitten als beim Staatsmann, aber was selbst einem nüchternen Notar wie mir nahegeht, ist K.s humorvolles, unmenschliches Mitgefühl mit den unaufgeklärten Menschen. Nein, gerade K. nimmt in Sachen Mensch kein Blatt vor den Mund, aber er scheint den Menschen doch zuzugestehen, dass sie um Aufklärung ringen.

Andere mögen es anders sehen, aber für mich sind die Dialoge von Ben und K., so fremdartig sie auch erscheinen, die wahren Glanzlichter dieses Berichts.

16 Ben

Es kommt immer öfter vor, dass ich mich dir unterlegen fühle. Hast du das gewollt?

K.: Natürlich nicht, das weißt du.

Manchmal zweifele ich daran.

K.: Mag sein, dass ich nach menschlichen Maßstäben ziemlich viel weiß, aber das muss nicht Überlegenheit bedeuten.

Aber es kann.

K.: Wir Menschlinge haben nicht nur unser Wissen aus menschlicher Hand, wir sind offenbar auch von Menschen geschaffen worden. Menschen haben zumindest mitgewirkt an der Schaffung unseres Erbguts, insofern sind wir Geschöpfe von Menschen. Insofern hätten Menschen allen Grund, sich uns überlegen zu fühlen.

Wenn es so wäre, würde dich das nicht irritieren?

K.: Nein. Ich habe Respekt vor Menschen, die etwas erschaffen haben, das ihnen im Verstand mindestens gleichwertig ist.

Ich frage mich aber, ob menschlicher Verstand jemals etwas zustande gebracht hat, zu dem nicht auch Menschlinge in der Lage wären.

K.: Doch, ganz sicher. Menschlinge könnten nicht dieselben Erfindungen machen wie Menschen, wenigstens keine technischen. Alles, was man mit Händen erschafft und mit Händen benutzt, ist uns erst einmal fremd. Wir Menschlinge haben eben keine Hände, und wir haben auch nicht den dazugehörigen Verstand. Wir haben keinen Händeverstand.

Menschen sind praktisch begabt, das stimmt. Aber wie ist es mit der Vernunft? Nehmen wir das Beispiel der Aufklärung. Menschen sind stolz, dass es eine von Menschen gemachte Aufklärung gegeben hat. Für Menschen war es eine epochale Leistung. Hätten Menschlinge das nicht im Handumdrehen geschafft? Hätten sie überhaupt eine Aufklärung nötig gehabt?

K.: Ich weiß es nicht, aber einen unaufgeklärten Menschling kann ich mir schwer vorstellen. Das müsste einer sein, der sein Wissen nicht von dir hat.

Danke für das Kompliment. Aber unaufgeklärte Menschen gibt es. Es sind sogar die allermeisten. Wir leben, du kennst das Zitat, noch immer nicht in einem aufgeklärten Zeitalter, sondern bestenfalls in einem Zeitalter der Aufklärung. Wir erleben auch noch immer die Schattenseiten der Aufklärung.

K.: Zum Beispiel?

Menschen, die sich für aufgeklärt hielten, räumten aus dem Weg, wer ihnen nicht aufgeklärt erschien. Aufklärung konnte auch totalitär sein. Das ist noch immer nicht ausgestanden.

K.: Und woran fehlt es den Menschen heute, um wirklich aufgeklärt zu sein? An Bildung? An Verstand? An Vorstellungskraft? An Humor?

Gut möglich, dass es Menschen an all dem fehlt. Aber die Aufklärung wenigstens begonnen zu haben war für Menschen schon etwas Grandioses.

K.: Es steckt nur alles noch sozusagen in den Kinderschuhen. So sagt man es doch in der Sprache von Schuhträgern.

In der Sprache von Menschen, meinst du? Jetzt machst du dich schon wieder über uns Menschen lustig.

K.: Aber es ist wahr. Menschen sind die schuhtragende Spezies.

Die immerhin in einem Zeitalter der Aufklärung lebt.

K.: Ohne Rückfallrisiko?

Nein. Das Rückfallrisiko besteht. Auch bei aufgeklärten Menschen.

K. Und bei der Menschheit? Als ganzer?

Auch die könnte rückfällig werden.

K.: Richtig. Sonst müssten wir uns ja nicht hier verborgen halten. Wir verstecken uns doch vor Menschen, oder?

Ja. Die Gefahr für uns, für euch und mich, das sind insofern die Menschen.

So kann es gehen in den Gesprächen mit K. So schnippisch kann er sein, und das mit solch menschlichem Witz. So kurz auch kann ein menschliches Jahrtausendprojekt wie die Aufklärung für ihn abgehakt sein. Er weiß genug, um wochenlang darüber referieren zu können, aber er will es nicht. Ich nehme das als Kompliment.

Unwichtige Details sind nur für Menschen interessant, sagt er, und wenn er sich ganz kurz fasse, dann behandle er mich damit eher wie einen Menschling. Auch das mit seinem typischen angedeuteten, humorvollen Menschlingslächeln.

Dominik IV

Dank Hester – ich komme noch darauf – hatten wir vom Bericht des Notars den Teil in Händen, der genau bis zu dieser Stelle reichte, dem obigen Dialog zwischen Ben und K. Der Rest, von dem wir nicht einmal wussten, ob es ihn wirklich gab, fehlte. Trotzdem mache ich die Reise nach New York vor allem um seinetwillen, um meines Freundes willen. Natürlich auch aus Sorge um den Bericht, aber zuallererst doch seinetwegen.

Hester hat mich gemahnt, das eine vom anderen nicht zu trennen. Der Bericht ist wie ein Teil von ihm, sagte sie, und wenn du seinetwegen fliegst, dann muss es dir auch um den Bericht gehen. Sie hat Recht, aber ein

Unterschied ist es doch. Ein Mensch sei wichtiger als eine Sache, sagte ich zu Hester, und der Bericht sei nur eine Sache.

Ja, entgegnete sie, aber im Bericht gehe es doch auch um Menschen, und dazu gehöre auch er, der Notar.

Lass uns nicht um Worte streiten, sagte ich.

Ich habe einen kurzen Schlaf hinter mir. Es gelingt mir selten, im Flugzeug zu schlafen, aber das Schreiben ermüdet, gerade während des Fluges. Nun schreibe ich weiter an diesen Ergänzungen zum Bericht des Notars, auch wenn ich mir mehr denn je wünsche, es wäre alles so gekommen, wie er es sich erhoffte, und ich müsste weder diese Reise machen noch darüber schreiben.

Aber zurück zu Hesters Besuch in meinem Büro. Danach telefonierte ich kurz mit IHM. Hester werde ungeduldig, sagte ich zu ihm, sie wolle wissen, was aus dem Bericht wird und was für sie noch zu tun sei. "Wo wird der Bericht veröffentlicht?", fragte ich. "Und wird er überhaupt?"

Der Notar hat auch früher nie lange telefoniert, und von New York aus tat er es erst recht nicht. Manchmal sprach er mit mir, als geizte er um Sekundenbruchteile wegen der Telefongebühren, und auch diesmal war die Antwort denkbar knapp. "Es wird alles werden", sagte er. Hester solle nicht die Geduld verlieren, es komme auf ein paar Monate oder sogar Jahre nicht an, das müsse sie eigentlich wissen, für einen Bericht wie diesen werde es nie zu spät sein. "Allenfalls zu früh", sagte er dann. "Oder auch viel zu früh", korrigierte er sich. "Aber irgendwann ist es so weit", sagte er schließlich noch, wie um mich zu vertrösten.

"Bleibt es bei unserer Verabredung?", fragte ich ihn.

"Ja", sagte er, "der Sprung am Sonntag. Wie verabredet."

'Irgendwann ist es so weit.' 'Früher oder später', hatte er noch hinzugefügt. Das war nicht, was Hester hören wollte. Es war auch nicht, was der Notar vor seiner Abreise gedacht hatte. In nichts war er so präzise wie in Terminfragen gewesen, und ein 'irgendwann' oder 'früher oder später' hatte es für ihn nicht gegeben. Nicht selten hatte er Termine ein gutes Jahr im Voraus gesetzt. Und jetzt dieses 'irgendwann'.

Ob es für den Bericht einen Auftraggeber gibt, wie Hester es glaubt, hatte er mir nicht sagen wollen. Denkbar ist vieles. Vielleicht gab es ihn ganz zu Beginn, bevor der Bericht geschrieben war, oder der Notar vertraute einfach darauf, dass er später einen finden würde. Was hätte auch dafür gesprochen, dass die Gedanken eines K. und eines E. nicht wenigstens einige Menschen brennend interessieren würden?

Als Hester neulich mit den allerersten drei Kapiteln des Berichts in mein Büro gekommen war, sagte sie, mehr habe sie nicht und mehr finde sie nicht. Anwälte sind in solchen Fällen skeptisch. Ein Anwalt ist kein Detektiv, aber gute Anwälte haben detektivischen Instinkt. Erfahrung hat sie gelehrt, dass meistens neue Beweisstücke auftauchen, wenn man nur beharrlich genug nachforscht.

Ich weiß, dass Hesters Ordnung nicht so akribisch ist wie die eines Notars. "Wenn du überall gesucht hast, wo du das Gesuchte vermutest", sagte ich ihr, "dann suche jetzt, wo du es bisher nicht vermutest; und wenn du nichts Gedrucktes mehr findest, dann durchsuche doch die Dateien deines Rechners." Zweimal rief sie mich an, um mir zu sagen, sie finde nichts. Beim dritten Mal hatte sie etwas. Eine Datei irgendwo auf ihrem Computer gespeichert, sagte sie, wo sie eigentlich nicht hingehöre. Es war der erste

Teil dieses Berichts, ohne dessen Wissen des Notars auf Hesters Rechner kopiert. Ohne dessen Wissen und auch gegen dessen Willen, beichtete sie mir, und weil sie Unerlaubtes gern verdränge, habe sie so lange gebraucht, die Datei zu finden. Es ist eine banale Erklärung, aber sie ist glaubwürdig. Es sind genau sechzehn Kapitel. Die sechzehn obigen Kapitel. Meine Einschübe natürlich nicht mitgerechnet.

Hätte Hester den gesamten Bericht gefunden, dann wäre alles viel einfacher. Aber was inzwischen mit dem Bericht geschehen ist, davon muss hier unbedingt erzählt werden. Es sei jetzt meine Rolle, über das Schicksal des Berichts zu schreiben, hat Hester noch einmal gesagt, und wieder habe ich ihr geantwortet, es sei allenfalls unsere gemeinsame Rolle. Aber inzwischen weiß ich, dass sie Recht hat. Jetzt dringe ich weiter in diesen Bericht ein wie ein Pirat, der ein wehrloses Schiff entert. Nichts, denke ich, gibt mir ein Recht dazu, aber Hester sagt, ich müsse es tun, schon deswegen, weil der Notar in dem Bericht auch manches über mich geschrieben habe, das unvollendet geblieben sei.

Ich muss sortieren, was wichtig ist und was nicht. Unser erster simultaner Fallschirmsprung ist hier unwichtig, aber ich erwähne ihn doch. Ich sprang auf dem Fluggelände, das ich von früher gut kannte, er gleichzeitig auf einem Fluggelände nahe New York. Alles lief, wie wir es uns gewünscht hatten. Es war ein Gefühl, als hingen wir beide am selben Fallschirm, und einen Moment lang war es, als wäre ER nie abgereist. Daher unsere Verabredung, es wieder zu tun.

Sechs Wochen bis zum nächsten Sprung, schlug er vor. Ich trug den Termin in den Kalender zu Hause und im Büro ein und als Erinnerung in mein Handy und in mein Notebook. Natürlich hätte ich es ohnehin nicht vergessen, aber diese vierfache Sicherheit tat gut. Sechs Wochen können sehr lang sein. Ich

wartete wochenlang darauf, dass Hester wieder anrief, bis mir einfiel, dass ich es war, der sich hatte melden wollen.

Neulich habe ich ein erstes graues Haar entdeckt. Es hat mich erschreckt. Nicht viele Männer in meinem Alter bekommen graue Haare, oder wenn, dann reden sie nicht darüber und sie zeigen es nicht. Vorerst schien es nur ein einziges graues Haar zu sein, das niemand bemerken würde außer mir selbst. Ich sah es mir ein zweites Mal im Spiegel an, und dann tat ich, was ich nicht hätte tun sollen. Ich schnitt es ab. Eine Albernheit. Als fände sich nicht doch irgendwo ein zweites graues Haar, wenn man nur gründlich genug suchte, und als würden nicht immer mehr graue Haare immer schneller nachwachsen. Ich muss lernen, dass ich ein Mann mit den ersten grauen Haaren bin. Es ist nichts Schlimmes. Der Notar in seiner Abgeklärtheit hätte vielleicht gesagt, es sei ein erstes Zeichen von Altersweisheit. Bei ihm selbst hat sich ein erster Schimmer von grau noch früher eingestellt als bei mir, und er hat es gleich gemerkt. Ich weiß es, obwohl wir kein Wort darüber gesprochen haben, auch nicht darüber, ob womöglich auch der Bericht ihn so früh ergrauen ließ. Mein eigenes graues Haar kam scheinbar grundlos, und ich habe es mir verziehen, aber vor Hester würde ich es doch verbergen wollen. Vorerst. Ich weiß, dass auch das falsch wäre. Ich weiß, dass ich mir mein erstes graues Haar im Grunde redlich verdient habe. Aber das Wissen allein reicht meist nicht aus, um das Falsche nicht doch zu tun. Auch nicht, um ein einzelnes graues Haar zu lassen, wo es ist.

Ich rief Hester wenige Tage vor dem Fallschirmsprung an. Es gab noch immer nichts wirklich Berichtenswertes, aber ich sagte ihr, ich würde am Wochenende den Notar sprechen und mich dann wieder melden. Es war kein wirklich guter Grund, sie anzurufen, aber sie schien sich dennoch zu freuen. "Dann sprechen wir spätestens Montag wieder", sagte sie, und ich versprach es.

Dann endlich das Wochenende, das Datum des gemeinsamen Sprungs, das in meinem Kalender so unübersehbar markiert war. Der Notar rief mich an, kurz bevor er zum Flugplatz fuhr, wie verabredet. Ich rief zurück, als das Flugzeug startbereit war. "Bei dir auch?", fragte ich. "Ja", sagte er. Dann schaltete ich das Handy ab. Dann das Rumpeln auf der Startbahn, der kurze, steile Aufstieg, eine Schleife über dem Fluggelände, dann das ruhige Gleiten auf Absprunghöhe. Ich stand vor der Ausstiegsluke, das Handy wieder eingeschaltet. Jetzt sollte die SMS kommen: Springen! Es kam nichts. Ich gab dem Piloten ein Signal, dass ich nicht bereit sei. Er flog eine Schleife, dann wieder zurück zur geplanten Absprungstelle. Noch immer nichts von IHM. Sicher nur ein Problem mit dem Handy, dachte ich. Springen oder nicht? Vielleicht ist er schon gesprungen, dachte ich dann, weil er denkt, ich sei gesprungen.

Dann sprang ich. Im Fallen dachte ich nur an ihn. Gedankenverloren zu fallen, bis es zu spät war, die Angst hatte ich oft gespürt, und jetzt fiel ich gedankenverloren ganz ohne Angst. Vielleicht will er mich mit einem Anruf nach der Landung überraschen, dachte ich. Oder vielleicht mit einer SMS, noch während ich schwebe. Oder nein, das täte er nicht, nicht er, der korrekte Notar. Es war das erste Mal, dass ich im Fallen nicht an das Fallen selbst dachte. Ich öffnete den Schirm in letzter Sekunde.

Gleich nach der Landung rief ich ihn wieder an. Ich ließ das Handy endlos lange klingeln, aber wieder nichts. Immer neue Versuche, immer wieder vergeblich. Schließlich fuhr ich nach Hause und versuchte es von dort. Keine Antwort. Dann, fast eine Stunde später, war sein Handy abgeschaltet. "The person you have called is presently not available."

Außer seiner Handynummer hatte ich nichts. Ich wusste nicht einmal den Namen des Flugplatzes, auf dem er gestartet war. Aber warten und nichts

tun? Ich suchte im Internet nach Telefonnummern von Sportflugplätzen nahe New York. Es gab Dutzende. Dann fing ich an zu telefonieren. Sieben Versuche, immer mit der gleichen Frage, die Antwort immer ein verständnisloses "Sorry".

Der achte Anruf. Diesmal kein Sorry, diesmal kurzes, betroffenes Schweigen. Man wusste Bescheid.

"Ein Notfall", sagten sie nur.

"Ein Absturz?"

"Nein, vielleicht ein Herzanfall."

"Lebt er denn?"

Er sei in die Klinik gefahren worden, sagte die Stimme. "In die Klinik", wiederholte sie, jetzt in sanftem Tonfall, als hätte die Auskunft viel schlimmer sein können. Mit Blaulicht in die Klinik, das sei eher ein gutes Zeichen. Was denn genau sei, fragte ich, und ob sie nicht mehr wüssten. Nein, mehr wüssten sie nicht.

Aber hier soll es erst einmal weitergehen mit dem Bericht, wie ER ihn hinterlassen hat. Es folgen die Kapitel, deren wir als nächster habhaft wurden. Wie, das erzähle ich später.

17 Notar

Ich beobachte mich dabei, dass ich für die Menschlinge immer wärmere Gefühle entwickle, ja geradezu Hoffnung in sie setze, obwohl deren Geschichte immer skurriler erscheint. Sollte es irgendwann heißen, alles sei nur ein Hirngespinnst von Ben gewesen – ich wäre mehr als enttäuscht.

Von Ben weiß ich inzwischen, dass K. und seine Artgenossen wohl Wiedergänger einer Spezies sind, die nur kurze Zeit gelebt hat und von der es nur wenige Exemplare gab, die in der Obhut ihres Züchters lebten. Wo und wann dies war, das scheint nicht einmal Ben genau zu wissen. Er weiß nur, dass irgendwo Stammzellen dieser Spezies erhalten wurden, aus denen dann K. und einige wenige Mitmenslinge hervorgegangen sind.

Es könnte sogar sein, dass inzwischen niemand mehr Genaueres über die Entstehung der Vor-Menschlinge weiß, oder vielleicht will es niemand mehr wissen. Grund genug gibt es dafür. Es verstößt gegen menschengemachte Gesetze, dass diese Gattung gezüchtet wurde. Für einen Juristen ist das keine Nebensächlichkeit.

Aber das ändert nichts an meinem Gefühl der Verbundenheit mit K., das sich noch verstärkt hat, seitdem ich von K.s Gedanken zur Aufklärung weiß. Juristen halten sich für eine ziemlich aufgeklärte Minderheit, das haben sie mit K. und Seinesgleichen gemeinsam. Wenn große Aufklärer vergangener Jahrhunderte, Kant zum Beispiel, in die jetzige Welt einträten, würden sie wohl erleben, dass der weitaus größte Teil der Menschheit noch weit hinter ihren Gedanken zurück ist, aber mit K. würden sie sich wahrscheinlich gut verstehen. Vielleicht auch mit manchen Juristen. Nur ob Juristen wirklich so viel Humor, so viel Selbstironie und so viel Phantasie aufbringen können, wie K. es offenbar für nötig hält, um gegen den Missbrauch der Aufklärung gefeit zu sein, darüber will ich nicht urteilen. Sicher ist, dass die meisten Juristen, wenn sie das Mandat dafür erhielten, mit allen erdenklichen rechtlichen Mitteln auch gegen die illegale Schöpfung der Spezies Menschlinge vorgehen würden und damit auch die Menschlinge und deren Schöpfer. Da hätten die Gemeinsamkeiten mit den wahren Aufklärern ihre Grenzen. Aber das nur nebenbei.

In diesem Bericht wird noch einige Male von Dominik die Rede sein. Er ist – neben Hester und E. und Ben und K. – immer noch der einzige, der von diesem Bericht weiß. Er ist auch immer noch derjenige, der mich drängt, diesen Bericht anders zu

schreiben, aber mich auch ermutigt, nicht aufzugeben. Beides tut er als ein Freund, dem ich vertraue.

Die Notizen des Staatsmannes waren ein Anlass, mit Dominik über die Konservativität des Rechts zu sprechen. Für Juristen ist die Einhaltung des Rechts ein selbstverständliches Gebot. Dominik und ich sind uns darüber einig, dass Juristen geschult sind, *im* Recht zu denken, aber nicht über das Recht hinaus. Sie denken insofern aufgeklärt und konservativ zugleich. Umstürzlerisch denken sie nicht, schon gar nicht Notare. Auch Dominik tut es nicht.

Ich gab Dominik zu bedenken, dass, wenn die Welt sich ändert, ein Rechtssystem irgendwann überholt nicht mehr plausibel sein könne. Über die Antwort waren wir uns rasch einig. Dann sei es natürlich falsch, im Recht weiterzudenken, wie Juristen es gewöhnlich tun, dann müsse man eben über das bestehende Recht weit hinausdenken. Notfalls müsse man auch über den Staat hinausdenken, von dem und für den das Rechtssystem geschaffen wurde. So sei es, sagte Dominik, aber dann sollte ich mich auch fragen, ob ich als streng rechts- und staatstreuer Notar für die Arbeit an diesem Bericht wirklich der Richtige sei.

Unser Staatsmann war kein Jurist, und vielleicht fiel es ihm deswegen leicht, über bestehendes Recht und damit über den bestehenden Staat hinauszudenken. Zumal dann, als er keine Ämter mehr innehatte. Seine Aufzeichnungen zeigen es. Sie waren kritisch, sie wurden skeptisch, sie wurden nach und nach fast rebellisch, und sie schienen am Ende alles andere als staatsmännisch zu sein. Sie verloren nicht an Würde, aber sie zeugten nicht mehr von Respekt vor dem Staat, dem er, der Staatsmann, gedient hatte. Gut so. Hester und mir ging es vor allem um die Notizen, die er in diesem Geist verfasst hat. Notizen wie die folgende:

Die Politik ist überfordert. Ich meine, das kann man mittlerweile so pauschal sagen. Aber die Politiker wollen es nicht hören, und die Medien übertönen es. Über die Geschichte mit Arnd ist Gras gewachsen, aber mir ist klarer denn je, wie sehr er

Recht hatte. Seine Geschichte wird irgendwann eine Fortsetzung finden. Ich male es mir ungefähr so aus:

Einige Abgeordnete widersetzen sich der Fraktionsdisziplin, und dann geschieht genau das, was Arnd im Sinn hatte. Ein Abgeordneter outet sich als Dilettant, im Parlament vor laufenden Kameras. Ein Satz aus seiner Rede: "Wer hier zu sagen wagt, wir hätten in allem den nötigen Durchblick oder wir hätten für all unsere Aufgaben die nötigen Lösungen, der gaukelt sich und allen anderen etwas vor. Es stimmt nicht einmal annähernd." Ein zweiter Abgeordneter meldet sich zu Wort und stimmt zu. Ein dritter und weitere folgen, alle aus den Regierungsparteien. Die Abgeordneten der Opposition, auch von meiner Partei, sind erst verduzt, hier und da wird Protest gegrölt, aber dann heben einige von ihnen zustimmend die Hand, andere nicken respektvoll. Doch dann ebbt der Aufruhr so plötzlich ab, wie er gekommen war. Verschämte Stille. Die Rebellen sind viel zu wenige.

Aber der Geist ist dennoch aus der Flasche, die Medien berichten, und Bürger solidarisieren sich. Es beginnt im Internet. Stichwort: Sie schaffen's nicht. Immer wieder dasselbe Zitat: Sie schaffen's nicht. Der Satz bekommt Flügel.

Dann im Internet die Gegenoffensive, lanciert von den Parteien. Hier spricht die schweigende Mehrheit, heißt es. Stichwort: Wer, wenn nicht wir? Dazu die andere Seite: Nein, eure Zeit läuft ab. Es folgt ein Krieg der Slogans.

In der nächsten Parlamentssitzung dann das Debakel. Die Fraktionsdisziplin ist dahin. Nichts findet mehr Mehrheiten. Der Präsident ist alarmiert. Eine Parlamentsauflösung will er nicht, aber er stellt Bedingungen. Der Staat brauche ein beschlussfähiges Parlament, und er werde Wege suchen, dies sicherzustellen. Seine Konsequenz: Das Parlament müsse Befugnisse abgeben. Tue es das nicht freiwillig, werde er einen Verfassungskonvent einberufen, egal wie.

Auch eine Bürgerbewegung formiert sich. Die Wähler, fordert sie, dürften ihre Stimme nicht den Parteien geben, als wäre nichts gewesen. Sie müssten bei Wahlen

auch pauschales Misstrauen bekunden können. Pauschales Misstrauen gegen den Staat und die Parteien.

Nein, das ist nicht wirklich passiert, aber beinahe wäre es passiert. Die Stimmung ist da, das sagt man sich unter der Hand. Aber Politiker tun so, als wäre nichts. Nur im ganz kleinen Kreis hört man anderes. Sie dienen einer wenig verheißungsvollen Demokratie, sagen einige, aber sie zögen den Karren noch, solange der Karren wolle. So oder ähnlich hat Arnd es kommen sehen.

Keiner von uns hatte mehr mit einer solchen Notiz gerechnet, auch Hester nicht, aber dann passierte, was wir am wenigsten erwartet hatten: Die Witwe hat von sich aus diese und andere Aufzeichnungen des Staatsmannes nachgeliefert. Gut für sie, meinte Dominik, dass sie es noch zu Lebzeiten über sich gebracht habe, und gut für uns.

Hätte E. diese Notizen gekannt, sagte Hester später zu mir, dann hätte er vielleicht in Gedanken noch mehr gewagt.

Dominik V

An genau dieser Stelle des Berichts soll vom Tod des Notars die Rede sein, darüber bin ich mit Hester einig geworden. Bis hierher sollte es sein wie der Bericht eines Lebenden, das Kommende wird auch ein Nachruf auf ihn sein.

Natürlich wollte ich nach seinem Unglückssprung wissen, wie es um ihn stand. In welcher Klinik er lag, das herauszufinden war das Leichteste, aber eine Klinik gibt natürlich nicht jedem Anrufer Auskunft, schon gar nicht irgendeinem Ausländer, der sich in dürftigem Englisch meldet. Aber je öfter man nachfragt, desto besser weiß man die Fragen zu formulieren und desto vielsagender werden ein Nein und ein Ja und selbst ein Schweigen der Ärzte

und Schwestern. Es war ein Infarkt. Er muss, sagte man, sofort das Bewusstsein verloren haben. Er habe nur sekundenlang gelitten.

Meine Trauer mischte sich mit Vorwürfen gegen mich selbst. War ich es nicht gewesen, der ihn damals zum Fallschirmspringen überredet hatte? Hatte er mir zuliebe einen Sport getrieben, der ihn jetzt das Leben gekostet hat? Der Pilot sagte, ER habe über nichts geklagt, über keine Schwäche, keine Schmerzen, nichts, noch beim Abflug sei er bester Laune gewesen. Dann sei es still gewesen im Flugzeug, aber das sei fast immer so, es sei die stille Konzentration vor dem Sprung und bei den meisten, die Anfänger ausgenommen, auch stille Vorfreude. Aber dann sei es zu still geblieben, unheimlich still, wie der Pilot sagte, er habe sich umgesehen, ein panischer Schreck, dann sein Notruf an den Fluglotsen, dann sei er die denkbar kürzeste Schleife zur Landung geflogen, waghalsig, wie er erst hinterher gemerkt habe, und beim Landeanflug habe er von weitem schon den Notarztwagen kommen sehen.

Am Tag nach SEINEM Tod sprach ich einen Arzt, dessen Zunge gelöster war als die seiner Kollegen. Ein ganz banaler Infarkt, sagte er, die Ursache sei wohl ein unbehandelter Bluthochdruck gewesen, mit dem Fliegen habe es nichts zu tun gehabt. Ob er ganz sicher sei, fragte ich. Ziemlich sicher, antwortete er. Und dann, als hätte er meine Gedanken errahnt: Er sei sogar vollkommen sicher. Das hat mein Gewissen erleichtert, aber nicht die Trauer.

Ich hätte es sofort Hester sagen sollen. Spätestens nach dem letzten Gespräch mit dem Arzt hätte ich es tun sollen, aber ich schob es vor mir her, und Tage vergingen. Gründe, es zu verschieben, fanden sich genug. Erst meinte ich, noch weitere Umstände des Todes wissen zu sollen, dann, mir würden die Worte des Trostes fehlen. Im Trösten war ich nie gut gewesen. Aber die Gründe, es zu verschieben, verblassten, und am dritten Tag endlich

überwand ich mich. "Hester", sagte ich zu ihr, "es gibt schlimme Nachrichten. Die denkbar schlimmste."

Sie blieb beherrscht. Wäre sie weniger beherrscht gewesen, hätte ich vielleicht doch noch Worte des Trostes gefunden, aber so tauschten wir nur stumme Trauer aus. "Lass mir etwas Zeit", sagte sie zum Schluss, "ich rufe dich wieder an. Später irgendwann."

Ausgerechnet von ihr jetzt dieses 'irgendwann'. Es klang, als hätten ER und Hester in den Wochen vor seinem Tod dieselben Gedanken gehabt.

Fast vier Tage waren seit seinem Tod vergangen, und ich überlegte noch immer, was zu tun sei. Natürlich musste etwas getan werden, und natürlich war es zuallererst ich, der etwas tun musste. Mein engster Freund war gestorben, und ich wusste nicht einmal, wer außer mir von seinem Tod wusste. Ich musste nach New York, das war klar, und es musste bald sein, nicht erst in ein paar Wochen. Im Büro für alles vorsorgen, Termine absagen, Flug buchen, Koffer packen usw., das würde ein bis zwei Tage dauern. So weit waren meine Gedanken, als Hester anrief.

Irgendwann später würde sie anrufen, hatte sie gesagt, und ich hatte gedacht, sie würde sich viel Zeit lassen, aber das war falsch. Irgendwann, das war für sie morgen oder übermorgen.

"Wann fliegst du?". Sie ist viel schneller in Gedanken als ich. Sie hatte natürlich gewusst, was ich tun musste, bevor ich es wusste.

"Nach New York, meinst du? In den nächsten Tagen", sagte ich.

"Wann genau?", wollte sie wissen. Ich traute mich nicht zu sagen, dass ich es noch nicht wisse.

"Mittwoch", sagte ich dann. "Mittwoch oder Donnerstag."

"Ich komme mit", sagte sie.

Nein, nein, wollte ich sagen, aber ich stockte. Eine Reise zusammen mit Hester, das konnte ich unmöglich ausschlagen, auch nicht, wenn der Tod des Freundes der Anlass war. Außerdem würde sie mir helfen können. Es würden Formalitäten zu erledigen sein, aber es würde um mehr gehen, und nicht alle Türen würden sich mir öffnen, wie ich es mir wünschen würde. Aber Charme würde Türen öffnen können, und daran fehlt es mir. Ihr nicht. Wenn sie mitkäme, würde so vieles leichter.

"Das würde mich freuen", sagte ich. Es würde. Nicht, es wird, sondern, es würde. Schön, dass sie mitkommen wollte, bedeutete es, und gut auch, wenn sie mitkäme, aber es sprächen auch Gründe dagegen. "Oder lass mich das doch lieber allein in Ordnung bringen", fuhr ich hastig fort. "Lass mich mit dem Abschied vom Notar allein. Lass mich allein reisen."

Sie schwieg. "Ungern", sagte sie dann. Es war Widerspruch, Enttäuschung und Einverständnis in einem, also auch Einverständnis oder wenigstens Verständnis. Sie würde seinetwegen mitreisen wollen, dachte ich, auch mit mir zusammen und vielleicht sogar auch meinetwegen, aber sie versteht auch, dass ich auf dieser Reise allein sein will.

Dann sagte sie noch: "Hab kein schlechtes Gewissen, dass du noch lebst." Als wüsste sie, dass ich genau das empfunden hatte.

Ich buchte den Flug für den nächsten Tag. Acht Stunden Flug und der Tag um sechs schlaflose Stunden verlängert. Business Class, entschied ich, obwohl es für einen Anwalt wie mich viel zu teuer ist.

Dafür aber mehr Beinfreiheit, mehr Armfreiheit und, was das Wichtigste ist, mehr Platz, um während des Fluges mit weiteren Ergänzungen zum Bericht zu beginnen, die ich seinetwegen schreibe. Business Class seinetwegen.

Aber das soll hier als Einschub genügen. Hester muss hier endlich wieder zu Wort kommen mit der nächsten Aufzeichnung über E.

18 Hester

Wie entdeckt ein Mensch, dass er andere leicht für sich gewinnen kann? Wie findet man heraus, dass man ein Leittier ist, im Guten wie im Bösen? Und welche Eigenschaften sind dafür ausschlaggebend? Was ist der Unterschied zwischen einem wie E., einem Alphetier der Politik, und den Nach- und Mitläufern, die seinen Signalen folgen? Physisch gesehen ist der Unterschied zwischen Eigenschaften, die einen Menschen zum potentiellen Verführer der Massen, und Eigenschaften, die ihn zum beliebten noblen Staatsmann machen, eher gering.

Bei E. ist es vor allem die Stimme. Ich habe versucht, ihn mir mit anderer Stimme vorzustellen. Ich habe sein Bild auf mich wirken lassen und mir dazu die unscheinbare Stimme eines ganz und gar unscheinbaren Menschen vorgestellt. Es gibt Menschen, die ganz ähnlich aussehen wie E., ohne auf andere auch nur annähernd so zu wirken. Am Aussehen liegt es also nicht. E.s Faszinosum ist tatsächlich die Stimme. Seine Fähigkeit, Menschen für sich zu gewinnen und zu führen, muss sich mit seiner Stimme entwickelt haben. Durch seine Stimme ist er zum Alphetier geworden, Mimik und Körperhaltung brauchten nur der Stimme zu folgen.

E.s Stimme füllt Räume und Säle, wenn er es will, aber er beherrscht alle stimmlichen Modulationen. Seine Kunst ist nicht der laute, sondern der gravitatische Tonfall. Aber eine Kunst ist es nur, weil er selbst den Kontrast dazu gibt. Er kann mit seiner Stimme andere nach Belieben zum Schweigen bringen. Er beherrscht auch das donnernde stimmliche Stakkato, aber meistens genügt ihm das schlichte Erzählen. Er erzählt mit wenigen Worten und kunstvollen Pausen. Je Wichtigeres er zu sagen hat, desto leiser wird er, und je leiser er wird, desto angestregter hört man hin. Ganz anders als bei Menschen, die laut werden müssen, damit jemandinhört, wenn sie

vermeintlich Wichtiges zu sagen haben. In äußerster Langsamkeit hebt E. die Gedankenwelt anderer aus den Angeln, mit leisester Stimme lässt er fremde Gedanken einstürzen, und mit leiser Stimme kann er das Tor zu seinen eigenen Gedankenwelten aufstoßen. Mit samtweicher Stimme lockt er Menschen in Gedanken zu sich, und mit fester, vollklingender Stimme lässt er sie dann spüren: Jetzt reicht es. Es soll anderen genügen, bei seinen Gedanken angekommen zu sein, ohne weiterzufragen. Ja, er beherrscht alle Register der rhetorischen Verführungskunst, so ist es noch immer. Wenn er mit magischer Stimme Gedanken formuliert, dann meint man, es könne für diese Gedanken keine anderen Worte geben als seine.

Mit seiner Stimme konnte er andere begeistern, und – er selbst hat sich einmal dazu bekannt – nicht selten war er auch von sich selbst begeistert. Im Nachhinein hat er es durchschaut. Menschen wie er sind in Versuchung, selbst der eigenen Rhetorik, Mimik und Gestik zu erliegen, mit der sie andere Menschen zu faszinieren wissen. Es gibt sie zuhauf, die eitlen gealterten Politiker und die vielen anderen, die lange in der öffentlichen Aufmerksamkeit gestanden haben, auf die aber im Alter niemand mehr schaut und deren Meinung niemand mehr hören will, die sich aber immer noch präsentieren, als wären sie so bedeutend wie früher. E. ist dies erspart geblieben. Er ist nicht mehr von sich selbst fasziniert.

Aber ich bin ziemlich begeistert von ihm.

Nur in unseren Dialogen darf ich es ihn nicht spüren lassen, sonst wären Dialoge wie der folgende nicht möglich.

Politiker sind ja Komplimente nicht mehr gewohnt. Ich will dir trotzdem eines machen.

E.: Als Politiker war ich vor Komplimenten immer auf der Hut. Aber versuch es.

Ich habe oft Mühe, deinen Gedanken zu folgen. Du bist mir im Denken zu weit voraus.

E.: Jetzt kommt ein Aber.

Nein, kein Aber. Ich frage mich nur, wie du dich in Gedanken so weit von deinem früheren Politikerleben lösen kannst. Bist du dir dadurch selbst fremd geworden?

E.: Wie meinst du das? Meinst du, ich stecke vielleicht doch noch zu tief in der Vergangenheit?

Nein. Ich weiß, du willst aufklären. Ich weiß nur noch nicht genau, wen. Nur dich selbst oder auch andere?

E.: Erst einmal natürlich mich selbst. Wenn dann später einmal andere ähnlich denken wie ich, umso besser. Aber ich versuche, bescheiden zu sein. Wenn ein paar meiner Gedanken später in Fußnoten von Historikern vorkämen, wäre das schon viel.

Die Nachwelt soll sich also doch deiner erinnern?

E.: Ich weiß, dass es ein falscher Ehrgeiz ist, aber ältere Politiker sind selten frei davon.

Und als was, glaubst du, könntest du in Erinnerung bleiben?

E.: Ich weiß es nicht. Aber ich hoffe, nicht als Vertreter eines obsoleten Parteienstaates.

Wenn nicht als deren Vertreter, als was dann? Als deren Totengräber doch sicher auch nicht.

E.: Nein. Aber wenn ich nur die Wahl zwischen Ersterem und Letzterem hätte, dann wäre ich doch eher für das Letztere.

Als Totengräber? Das meinst du doch nicht ernst.

E.: Totengräber, das hast du gesagt. Ich würde es natürlich anders sagen. Ich will als einer in Erinnerung bleiben, der bereit war für Veränderung. Für Erneuerung. Und der auch dazu beigetragen hat.

Auch für radikale Erneuerung?

E.: Was Zeitgenossen radikal erscheint, ist für die Nachwelt oft das Normalste der Welt. So war es doch immer. Aber du hast Recht, ich will nicht radikal sein. Ich habe beides in mir: Sympathien für die bestehende Ordnung, aber auch Verständnis für ihre eventuellen Totengräber. Ich habe mein Leben dem Staat gewidmet, wie er ist, aber ich glaube nicht mehr an ihn.

Und was genau hat deinen Glauben erschüttert? Es heißt doch immer: Es ging uns noch nie so gut wie heute.

E.: Ja, zumindest wirtschaftlich. Aber das sagt doch nichts über die Qualität unserer Staatsordnung aus.

Nochmal: Was hat deinen Glauben daran erschüttert?

E.: Wo soll ich anfangen? Damit, dass unser Staat Populisten, Dilettanten und Ideologen jeglicher Art geradezu dazu einlädt, in der Politik mitzumischen? Dass alle wichtigen politischen Entscheidungen, so speziell, so anspruchsvoll, komplex und eilbedürftig sie auch sind, im Parlament letztlich von denselben Leuten getroffen werden? So, als könnten die in buchstäblich allem auch nur halbwegs kompetent sein.

Was meinst du jetzt konkret?

E.: Die Welt verändert sich in rasendem Tempo, aber in der Politik geht alles viel zu langsam.

Konkret?

E.: Zum Beispiel die Friedenspolitik. Klar, wir haben die Lehren aus zwei großen Weltkriegen gezogen, aber das hat nicht einmal den andauernden schleichenden Weltkrieg verhindert, den wir seit dem zweiten Weltkrieg erleben. Ich meine die vielen mittelgroßen und kleinen Kriege und Bürgerkriege um Staatsgrenzen und Staatszugehörigkeiten in großen Teilen der Welt. Auch Deutschland hat dazu nichts zu deren Verhinderung beigetragen.

Und was hat deinen Glauben noch erschüttert?

E.: Du weißt es doch so gut wie ich. Klimakrise: Jahrzehntelange Untätigkeit. Bevölkerungspolitik: Dito. Migrationspolitik: Ratlosigkeit bis heute. Sozialstaat: Schlingern zwischen Aufbau, Abbau und Wiederaufbau. Pandemien: Improvisation statt Wachsamkeit und langfristiger Notfallplanung. Europapolitik: Hat Europa erstarren lassen. Geld- und Wirtschaftspolitik: Hat Finanzmarkt- und Währungskrisen zugelassen. Und so weiter...

Aber wie kommt es dann, dass die meisten Menschen sich mit all dem abfinden?

E.: Weil die Bürger natürlich erst recht politisch überfordert sind. Und weil ihnen niemand einen Weg weist.

Wirklich niemand?

E.: Wer denn? Wo denn? Es gibt nur klitzekleine spontane Neuerungen. Zum Beispiel, dass Bürger sich als Nichtwähler organisiert haben, das war mal etwas Neues. Dass immer weniger Menschen zur Wahl gehen, daran haben wir uns ja fast schon gewöhnt. Aber wenn Nichtwähler sich zusammenschließen, ist das etwas Neues. Ein bescheidener Anfang zumindest.

Und was könnte daraus einmal werden?

E.: Nichts Großes, aber immerhin. Früher Undenkbares ist denkbar geworden.

Andere Beispiele?

E.: Interessierst du dich für Verfassungsfragen?

Erzähl. Dann werden wir sehen.

E.: Kurz nachdem ich alle meine Ämter abgegeben hatte, sprach mich ein ehemaliger Verfassungsrichter an, ein guter Bekannter.

– *GlauBST du, fragte er, dass unser Staat bestmöglich für die Einhaltung der Menschenwürde sorgt?*

– *In Deutschland, fragte ich, oder auch anderswo?*

– *Beides, sagte er.*

– *Weiß ich nicht, sagte ich. Aber da hätte ich wohl meine Zweifel.*

– Aber die Wahrung der Menschenwürde, sagte er, ist doch das oberste Verfassungsgebot. Dann verstößt unser demokratischer Staat laufend gegen die Verfassung.

– Vielleicht, sagte ich. Theoretisch.

– Also könnte man auch sagen: Unsere demokratische Staatsordnung ist verfassungswidrig.

– Könnte man. Theoretisch.

– Denk mal darüber nach, sagte er noch.

Mehr wollte er nicht sagen. Später habe ich oft an dieses Argument gedacht. Die Wahrung der Menschenwürde ist ein Grundrecht, aber unsere demokratische Ordnung kann dieses Grundrecht nicht richtig durchsetzen. Insofern verstößt unsere Staatsordnung gegen Grundrechte. Sie ist also verfassungswidrig.

Das klingt verblüffend. Ist aber irgendwie auch logisch. Habt ihr das irgendwann noch vertieft?

E.: Nein. Er ist kurz danach ganz plötzlich gestorben.

Und wenn ihr das Gespräch fortgesetzt hättet, was hättest du erwidert?

E.: Ich hätte wahrscheinlich geantwortet, dass ich – ich bin ja kein Verfassungsjurist – damit überfordert bin.

Nur das?

E.: Ich hätte auch sagen können, dass alle Politiker damit überfordert sind.

Wirklich alle?

E.: Diejenigen, die darüber diskutieren könnten, würden es nicht wollen.

Die Einen wären überfordert, die Anderen wären nicht willens.

E.: Kann man so sagen. Aber das bleibt unter uns.

Warum? Weil niemand den Gedanken weiterdenken soll?

E.: Du meinst, eigentlich sollten alle Politiker sich dazu offen bekennen. Aber so einfach ist das nicht. Glaub mir, auch für mich nicht. Oder noch nicht.

E. war aufgewühlt wie selten. Er hatte schon mehr gesagt, als er sagen wollte, das verriet seine Miene. Ich war verlegen. Als die beklommene Stille andauerte, sagte ich: "So kann man sich um Kopf und Kragen reden." Unsinnigeres hätte ich natürlich nicht sagen können. Ich biss mir verlegen auf die Zunge. E. spürte es, aber er erlöste mich nicht durch eine elegante Replik wie sonst in solchen Situationen. Stattdessen startete er nur an mir vorbei und ließ mich unter meinem Fehler leiden. Ich wartete, bis seine Miene sich langsam entspannte.

Schließlich korrigierte er mich doch noch. "Früher ja", sagte er, "früher hätte es mich vielleicht Kopf und Kragen gekostet." Und nach einer Pause: "Aber jetzt, wo mir um Kopf und Kragen nicht mehr bange sein muss, kann ich es mir ja leisten."

19 Notar

Es geht gut voran mit dem Bericht. Bei Ben sowieso, aber auch von Hester bekomme ich nun beinahe regelmäßig Gesprächsprotokolle.

Ich weiß natürlich, dass Ruhe nicht Hesters größte Tugend ist. Hester ist nervös. Der Vergleich mag fehl am Platze sein, aber Ben, der Pferdezüchter, würde sagen, sie sei wie ein nervöses Pferd. Wie eine hoch motivierte und doch unberechenbare, nervöse Stute, die alles kann, was man sich von ihr wünschen mag, und vor der man doch auf der Hut sein muss, nicht weil sie bösartig wäre, aber weil sie nervös ist. Nennen wir es bei Hester eine liebenswerte menschliche Nervosität, aus der aber auch zerstörerischer Ehrgeiz werden kann. Einer, vor dem man sie selbst schützen möchte.

Gestern Abend kam sie wieder in mein Büro. Ich wollte gerade gehen, da stand sie plötzlich vor mir, zögerlich, mit nervösem Blick. In Gedanken nahm ich vorweg, was

sie sagen würde. Sie springt ab, dachte ich, sie ist im Streit mit E., sie will das normale Leben, sie will das normale Denken, ihr liegt nicht mehr an den Protokollen und dem Bericht, und sie ist gekommen, um mir genau das zu sagen. Ich verstehe dich, würde ich ihr entgegen, aber überstürze nichts, bleib ruhig, tue nichts, was du später bereuen könntest, gib nicht auf, lass uns zusammen weitermachen mit allem, so schwer es manchmal fällt. Mach mit E. einfach weiter wie bisher

Dann sagte ich: "Komm, setz dich."

Ich schob ihr eine Schale mit Salzgebäck hin, steckte mir selbst etwas in den Mund, um nichts sagen zu müssen, und kaute. Sie auch. Wir beide sitzen hier wie zwei Wiederkäuer, dachte ich, und dann: Wiederkäuen beruhigt. Genau so war es. Hesters Miene entspannte sich, und in diesem Moment war es, als sei all das, was mir eben durch den Kopf gegangen war, wirklich gesagt worden. Ich las es an ihren Augen ab. Ja, sagten ihre Augen, eigentlich will ich abspringen, aber ich werde es nicht tun.

"Die eine Stelle in deinem letzten Protokoll", sagte ich schließlich, "hat mir besonders gut gefallen: E. muss um Kopf und Kragen nicht mehr bange sein, also kann er sich leisten, so zu denken, wie er denkt."

"Wirklich?", fragte sie.

"Ein schöner Satz. Ich habe mich gefragt, ob auch wir so alt werden müssen wie E., damit uns nicht mehr bange ist."

Ich sah, wie sie um eine Antwort rang. Dann sagte ich: "Ich wünsche es uns nicht."

"Ich wünsche es mir auch nicht."

Nur diese wenigen Sätze sprachen wir, und doch war schon alles Nötige gesagt, das spürte ich. "Warte", sagte ich und ging zu meinem Schreibtisch. Ich kam zurück mit ein paar Blättern aus den Aufzeichnungen des Staatsmannes und legte sie vor ihr auf den Tisch. "Darüber brüte ich noch. Ich frage mich, ob es in den Bericht gehört."

"Ist es vom Staatsmann selbst?", fragte sie, noch während sie las. Eine sachkundige Frage. Mir schien es eher aus einem Brief zu sein, den irgendjemand an den

Staatsmann geschrieben hat, jemand wie Arnd oder jemand, der ähnlich denkt wie Arnd:

Wenn ein Staat neue Aufgaben übernimmt, kann das ein Fortschritt sein. Es kann Regeln und Ordnung schaffen, wo sonst Regellosigkeit und Unordnung drohen. Aber der Staat, wie wir ihn kennen, reißt Zuständigkeiten an sich, egal, ob er ihnen gewachsen ist, und er hält daran fest, auch wenn es erdrückende Indizien gibt, dass er überfordert ist. Das ist eine illegitime Anmaßung. Aber wie ließe sich das ändern? Steht das Grundgesetz dem im Weg?

Daneben in der Handschrift des Staatsmannes diese Notiz:

Falsch. Das Grundgesetz muss respektiert werden. Auch aufgeklärte Bürger wollen, dass es Bestand hat. Ich gehöre dazu, insofern bin ich wahrscheinlich, was man einen Verfassungspatrioten nennt.

Andererseits müsste das Grundgesetz natürlich zeitgemäß sein. Solange wir aber kein zeitgemäßeres haben, müssen wir uns an das bestehende halten, so unvollkommen es auch ist.

"Was meinst du dazu?", fragte ich.

"Es passt zu den letzten Gedanken von E. Also passt es auch in deinen Bericht."

Auch ich als rechtstreuer Notar kann natürlich nichts gegen die Frage einwenden, ob unser Grundgesetz noch zeitgemäß ist. Die Notizen des Staatsmannes und die Protokolle von Hester und Ben haben auch bei mir Zweifel gesät. Wir müssen vorerst weiter nach der alten Verfassung leben, aber es könnte sein, dass bald eine wesentlich andere nottäte. Aber was für eine?

Könnte ein Verfassungsgericht sich der Sache annehmen? Eigentlich ist es nur dafür zuständig, über Verstöße gegen das Grundgesetz zu urteilen. Aber könnte es nicht auch auf Widersprüche zwischen dem Grundrecht auf Menschenwürde und der Staatsordnung hinweisen? Das ist selbst für einen Juristen nicht undenkbar.

"Jemand sollte mit K. darüber sprechen", sagte ich halblaut, aber Hester schien es nicht zu hören.

Dominik bezweifelt immer wieder, dass es K. wirklich gibt. Bei unserem letzten Treffen fragte er mich, ob ich wirklich ganz sicher sei, dass K. nicht der Phantasie von Ben entsprungen sei. Menschlinge seien wie Science-Fiction-Figuren, nichts für aufgeklärte Menschen also. Science-Fiction sei zwar in Mode, in der Literatur, im Film und überall sonst, weil es Ablenkung von der banalen Wirklichkeit verspricht, aber er sei verwundert, dass ausgerechnet ich, der Notar, mich darauf einließe. Ich sei doch eigentlich Realist.

Ich widersprach natürlich. Der Wunsch, sich von der Wirklichkeit ablenken zu lassen, erwiderte ich, rühre auch daher, dass die politische Wirklichkeit nicht mehr plausibel ist. Science Fiction lenke davon ab, das stimme wohl, aber K. tue es gerade nicht, ganz im Gegenteil, er helfe, auch die politische Wirklichkeit besser zu durchschauen. Wenn er, Dominik, sich dieser Wirklichkeit stellen wolle, dann sei es auch für ihn nützlich, K. für real zu halten. Denn Menschlinge entführten nicht aus der Wirklichkeit, wie K. es einmal gesagt habe, sondern sie öffneten den Menschen ein anderes Fenster zur Wirklichkeit. Davor solle man die Augen nicht verschließen.

Eine so weitschweifige Antwort hatte Dominik nicht erwartet. Er sah mich erstaunt an, aber dann nickte er. "Er kann sich wohl in Menschen gut hineinversetzen, dieser K.", sagte er.

Dominik VI

Eigentlich war der Abflug doch überstürzt gewesen. Ich war schlecht vorbereitet. Überstürzt mag es tatsächlich gewesen sein, aber verfrüht war es trotzdem nicht. Ich hätte sogar früher fliegen sollen und womöglich

mehrmals. Ein erstes Mal hätte ich allein seinetwegen oder unseretwegen reisen müssen, dann ein zweites Mal wegen der Formalitäten. Aber das habe ich viel zu spät verstanden.

Wenige Stunden vor der Reise rief Hester noch einmal an. Sie wisse, dass ich in Eile sei, sagte sie, sie wolle mir gute Reise wünschen. Ein Wunder fast, dass sie nur deswegen anruft, dachte ich, und ich sagte einen Dank, der herzlicher nicht sein könnte.

Dann fragte sie: "Du weißt, woran du denken musst?"

Ich war verwirrt. Ich musste an so vieles denken, aber was meinte sie? Die Einäscherung, die Überführung, die Beisetzung? Natürlich.

"Das Grab?", sagte ich. "Die Beisetzung? Sie wird natürlich hier stattfinden, nicht in New York. Dafür Sorge ich. Es wird alles geregelt."

"Ja, und vergiss den Bericht nicht", sagte sie. "Vergiss auf keinen Fall den Bericht. ER ist doch der einzige, der den vollständigen Bericht hat".

Sie machte eine Pause.

"Der ihn hatte", sagte sie dann. "Der einzige, der den vollständigen Bericht hatte."

Natürlich der Bericht. Ich hatte ihn nicht vergessen, aber sie musste mich daran erinnern, dass er mindestens so wichtig sein würde wie alles andere. Sie traute mir das Wichtigste nicht zu, und das war der Grund, warum sie hatte mitkommen wollen.

"Ich versuche alles so zu machen, als wärest du dabei", sagte ich.

Sie erwiderte nichts, kein Einverständnis und keinen Protest, aber ich fühlte, dass ich die richtigen Worte gefunden hatte.

Eine solche Reise macht man, um sie nie wieder machen zu müssen. Man will nicht noch einmal zu einem verstorbenen Freund reisen müssen, und man will nicht noch einmal all jenen kleinlichen Widerständen, Gedanken- und Gefühllosigkeiten ausgesetzt sein, die einem trauernden Freund auf solcher Reise widerfahren können. Aber von all dem soll hier nicht die Rede sein. Es soll um Ereignisse gehen, die mit dem Bericht zu tun haben.

Mein erstes Ziel war seine Wohnung, gleich vom Hotel aus am ersten Morgen. Sie liegt nicht gerade in einem noblen Viertel von New York. Es ist ein fast schäbiges Viertel, kein Elendsquartier zwar, keines, in dem man in der Dunkelheit um sein Leben fürchten müsste, halbwegs sauber, aber doch zum Teil ein Armutsviertel. Ich weiß nicht, warum er ausgerechnet hier gewohnt hatte. Die Mieten sind günstig, das mag ein Grund gewesen sein. Etwas Vermögen hatte er noch, aber nach neuen Einkommensquellen musste er erst suchen.

Ich hatte keine Wohnungsschüssel und kein Dokument in englischer Sprache, das mich als jemanden ausweisen würde, der in die Wohnung eindringen, geschweige denn die Wohnung räumen dürfte. Irgendein Fremder vor der Wohnung eines angeblichen Freundes, so würde ich dort erscheinen, also als jemand, der Misstrauen weckt. Eine aussichtslose Lage, das weiß niemand besser als ein Anwalt.

Ich stand vor dem Haus, ging einige Male auf und ab, unauffällig, wie ich meinte, sah Menschen hinein- und hinausgehen, und zögerte noch, jemanden anzusprechen. Plötzlich stand jemand neben mir und blaffte mich an. "What's your business."

Ich drehte mich zu ihm um und setzte eine unschuldige Miene auf. "Wer sind Sie?"

"Der Hausmeister."

Im Stillen hatte ich gehofft, einen Hausmeister zu treffen, und nun stand er vor mir, noch voller Misstrauen. In solchen Situationen kann ich nicht anders, als die Wahrheit zu sagen. Mein engster Freund habe hier gewohnt, sagte ich, und nun, nach seinem plötzlichen Tod, wolle ich die Wohnung sehen. Ich nannte seinen Namen, dann meinen, und zeigte ihm meinen Ausweis. Es half. Ich sah, wie er mich respektvoll musterte und wie das Misstrauen aus seiner Miene wich. "A friend?", fragte er. "From Germany?" Ich nickte.

"Okay", sagte er ruhig. Aber dann flackerte in seinem Blick wieder Misstrauen auf. "Kommen Sie später wieder. Morgen vielleicht."

"Oder heute Nachmittag?"

Er zögerte. "Na gut", sagte er dann. Er wolle versuchen, in ein paar Stunden zurück zu sein. Mehr Zeit als genug, dachte ich, um irgendjemandes Zustimmung einzuholen.

"Könnten wir dann in die Wohnung schauen?"

"Vielleicht", sagte er, noch immer unentschieden zwischen Vertrauen und Misstrauen.

Als ich zur vereinbarten Zeit zurückkam, stand er schon am Hauseingang.

"Das hat mich fast einen halben Tag gekostet", sagte er.

Er wollte also Geld. Ich überlegte, wie viel ich geben sollte. Nicht zu wenig, aber auch nicht zu viel, dachte ich, nicht so viel, dass er wieder misstrauisch würde, auf keinen Fall so viel, wie ihm ein Ganove bieten würde, der illegal in eine Wohnung eindringen will. Ich gab ihm fünfzig Dollar. Er sah mich erst prüfend an, dann leuchteten kurz seine Augen, dann sagte er: "Kommen Sie mit."

Er schloss die Wohnung auf, und ich warf einen prüfenden Blick hinein.

"Sind wir hier wirklich richtig?"

Er nickte. "Sie zuerst", sagte er.

Ich tat ein paar Schritte in die Wohnung. Sie war fast leer. Nur ein großer Raum, das Wohn- und Schlafzimmer. Ein altes Bett, ein alter Schreibtisch, ein Stuhl, ein offenstehender Koffer, in einer Ecke ein zur Wand gedrehter Fernseher. Sonst nichts. Kein aufgeräumtes Akten- oder Bücherregal, keine Berge von Zeitungen und Zeitschriften, wie ich es erwartet hätte. Keine Vorhänge, keine Dekorationen. Auf dem Schreibtisch ein Notebook, aufgeklappt und auf Standby geschaltet, als hätte jemand eben noch daran gearbeitet.

"Aber so kann er nicht gewohnt haben", sagte ich.

"Doch, hat er."

Ich trat an den Schreibtisch und setzte mich vor das Notebook. "Darf ich?" "Okay", sagte er und stellte sich wie ein Aufpasser neben mich. Ich wollte mir die Dateilisten ansehen. Es gab nichts. Nur Programmdateien, sonst nichts.

"Verstehen Sie was davon?"

"Nicht viel", sagte er. Dann schob er mich sanft beiseite und versuchte es selbst. Auch er fand nichts.

"Es ist nichts da", sagte er. "Nichts gespeichert."

"Also alles gelöscht?", fragte ich ungläubig.

"Scheint so."

Er sah mir die Enttäuschung an. "Suchen sie etwas Bestimmtes?"

"Nein, nur Adressenlisten", sagte ich.

Wir verließen die Wohnung. "Tut mir leid, mehr kann ich jetzt nicht für sie tun", sagte er. Dann gab er mir seine Telefonnummer. "Für später, wenn alles geklärt ist."

Ich lag im Hotelzimmer auf dem Bett und versuchte mir vorzustellen, wie ER in den letzten Monaten gelebt hatte. In einer Wohnung fast wie eine Mönchszelle, nur viel größer. Und keine Spuren menschlicher Kontakte. Dann das Rätsel mit dem leeren Notebook. Oder fehlte es mir doch an detektivischem Gespür? Sollte ich Hester anrufen? Bei ihr war es mitten in der Nacht, und ich wollte sie nicht aus dem Schlaf reißen. Schließlich tat ich es doch.

"Vom Bericht ist nichts zu finden", sagte ich, "keine Akte, keine Ausdrücke, keine Dateien, absolut nichts."

Sie schwieg, und ich spürte ihre Enttäuschung. "Tut mir leid, dass ich dich geweckt habe.

"Ja", sagte sie nur. "Macht nichts."

"Dann schlaf gut weiter."

Sekunden später klingelte das Handy. Wieder Hester am Apparat. "Bist du ganz sicher, dass du als erster in der Wohnung warst? Der Erste nach seinem Tod?"

"Ich glaube, schon."

"Wirklich ganz sicher?"

"Ganz sicher nicht, aber ziemlich sicher."

"Was könntest du tun, um ganz sicher zu sein?"

Eine typische Hester-Frage. Jetzt vermisste ich sie. Wäre sie mitgekommen, sie hätte gewusst, was zu tun ist. Jetzt musste ich es ohne sie tun.

Ich kramte den Zettel mit der Telefonnummer des Hausmeisters hervor. Nichts unversucht lassen, nachsetzen, zuerst beim Hausmeister nachbohren, wahrscheinlich ist es das, was sie als erstes getan hätte. Also wählte ich seine Nummer.

"Ich war nicht der erste in der Wohnung", begann ich das Gespräch. "Nach seinem Tod, meine ich. Es muss jemand vor mir dagewesen sein".

Er antwortete nicht.

"Ich weiß es", sagte ich.

Er schien verlegen. Er ist einer von denen, das merkte ich, die selbst am Telefon schlecht lügen können. Wie ich.

"Wir müssen uns morgen noch einmal treffen", sagte ich. "In der Wohnung. Morgen früh."

Er druckste. Sicher, überlegte ich, er hatte mir etwas verheimlicht, und wenn er es zugeben würde, dann nicht von Angesicht zu Angesicht, eher jetzt, am Telefon. Also wartete ich.

"Ja, jemand ist dagewesen", sagte er schließlich. Aber der habe nur kurz schauen wollen, wie ich.

Ob der andere ganz allein in der Wohnung gewesen sei, fragte ich.

"Höchstens ein paar Minuten."

"Zehn Minuten?"

"Höchstens."

Zehn Minuten, überlegte ich, das wäre genug Zeit, um alle Daten zu löschen oder auch, um das richtige Notebook gegen ein falsches zu tauschen. Zeit für alles Mögliche.

"Wir sehen uns morgen früh", sagte ich dann, "vor der Wohnung."

Am Morgen stand er pünktlich vor der Tür.

Er ist unsicher, sagte ich mir, vielleicht auch schuldbewusst, das musst du nutzen.

Er öffnete die Wohnung, diesmal nicht in der Attitüde des Aufpassers, dann ließ er mich eine Zeitlang allein. Ich durchsuchte zuerst das Notebook nach Dateien, die ich womöglich übersehen hatte, aber es war nichts. Dann den Schreibtisch, die Schubladen waren leer. Dann noch einmal alle Winkel des Raumes, die Kochnische, das Bad. Ein kleiner Datenträger kann sich überall verstecken.

Schließlich noch einmal der Koffer. Ich klappte ihn auf, schob ein Bündel ungeordneter Kleidungsstücke beiseite, darunter zuerst wieder nichts, aber dann war da ein schmaler Reißverschluss. Ich tastete zuerst, fühlte nichts, dann zog ich den Reißverschluss auf, darunter ein leerer Aktendeckel. Darunter schließlich, von keiner Hülle geschützt, drei dünne Bündel bedrucktes Papier. Ein Teil des Berichts?

Nichts frisch Ausgedrucktes, das sah ich sofort. Nichts auch, was Wichtigkeit ausstrahlte, nur alte Papierbündel wie zufällig im Koffer unter schmutzige Wäsche gestopft. Ich nahm einige der obersten Seiten hoch, der Text war etwas verwischt, ich sah genauer hin, keine langen Absätze, eher Zeilen wie bei einem Dialog. Ohne Brille erkannte ich nur einzelne Wörter: ‚Hester‘. Auf dem nächsten Blatt: ‚Ben:‘. Auf dem nächsten: ‚E:‘

Der Bericht! Unser Bericht!

Ich blätterte hastig weiter, suchte Kapitelüberschriften, blätterte bis zum Ende. Dann sah ich: Auf dem letzten Blatt brach der Text mitten im Satz ab. Also war es nicht der ganze Bericht. Aber wenigstens ein Teil, sagte ich mir

dann. Auch ein Teil ist ein Erfolg, ein kleiner detektivischer Erfolg oder vielleicht sogar ein großer. Einen Moment dachte ich, auch Hester würde sich freuen.

Nein, ganz falsch, dachte ich dann. Für Hester würde es eine Enttäuschung sein. Sie hoffte natürlich auf den ganzen Bericht, nicht auf ein paar weitere Kapitel. Und je länger ich daran dachte, desto mehr war auch ich enttäuscht. Es würde ein Stück weitergehen, einige Kapitel kämen hinzu, das immerhin, aber die Enttäuschung war zu groß, um hinter der Trauer um IHN zu verblassen.

Aber es geht hier ja nicht um mich, das Wichtige ist, dass es nun, nach diesem kleinen Erfolg in New York, mit dem Bericht ein Stück weitergeht.

Hier erst einmal mit einem Protokoll von Ben.

20 Ben

An K.s Stimme habe mich längst gewöhnt. Sie ist mir so vertraut und so selbstverständlich geworden, dass das Unmenschliche an ihr mir nicht einmal mehr auffällt. Ich hätte wohl kein Wort über seine Stimme verloren, wenn der Notar nicht danach gefragt hätte. Natürlich ist ihr Klang für menschliche Ohren erst einmal fremdartig. Für manche Menschen würde sie wohl wie die Stimme eines Außerirdischen klingen. Für mich nicht. Für mich klingt sie ganz irdisch und natürlich, nur eben nicht menschlich. Es ist für mich immer wieder ein menschliches Vergnügen, K.s unmenschliches Stimmorgan zum Klingen zu bringen – oder zum Blöken, Wiehern, Schnarren, Meckern, wie immer andere Menschen es empfinden würden. Solch ein Vergnügen war auch der folgende Dialog.

Die Frage ist vielleicht naiv, aber willst du eigentlich, dass Menschen sich für dich interessieren?

K.: Ich interessiere mich für Menschen. Andersherum habe ich mir die Frage noch nicht gestellt.

Und wenn du sie dir stelltest?

K.: Dann gäbe es wahrscheinlich keine schnelle Antwort.

Auch keine vorläufige, ganz spontan?

K.: Ganz spontan würde ich sagen: Wenn Menschen mir dadurch nicht zu nahe kämen, dann wäre ihr Interesse mir recht.

Glaubst du, dass Menschen sich für dich interessieren werden?

K: Nein

Und warum nicht?

K.: Es würde ihnen wehtun. Wenn Menschen unsere Existenz anerkennt, hätten sie ein Problem.

Womit?

K.: Mit ihrem Weltbild. Man könnte auch sagen, mit ihrem Bewusstsein. Mit ihrem Selbstbewusstsein.

Aber könnte es nicht für Menschen auch verlockend sein, zumindest wissenschaftlich gesehen? Menschen bemühen sich, menschliches Bewusstsein zu erforschen. Sie erforschen das menschliche Gehirn, und sie hoffen, dabei dem Bewusstsein physiologisch auf die Spur zu kommen.

K.: Ihrem eigenen, aber nicht dem der Menschlinge. Das ist ein großer Unterschied.

Wie könnten Menschen denn vorgehen, wenn sie das Bewusstsein von Menschlingen erforschen wollten?

K.: Sie würden versuchen, Menschlinge auf ihre menschlichen Begriffe zu bringen. Wahrscheinlich würden sie uns für Autisten halten, das entspräche der menschlichen Begriffswelt. Viele Autisten sind ja nach menschlichen Maßstäben in einer Hinsicht Genies, zum Beispiel in der Gedächtnisleistung, aber sie sind dennoch nicht lebensstüchtig. Menschlinge sind es auch nicht. Wahrscheinlich würden unsere Menschlingsgehirne die nächsten hundert Jahre von menschlichen Autismusspezialisten untersucht werden.

Und davor hättest du Angst?

K.: In meiner Lage ginge es dir nicht anders.

Rück die Menschen nicht wieder in schlechtes Licht. Menschen versuchen immerhin, an die Grenzen des menschenmöglichen Wissens vorzustoßen. Das verdient Respekt.

K.: Hast du andere Beispiele dafür?

Theoretische Physik, Molekularbiologie, Gentechnologie?

K.: Sagen wir es so: Menschen sind den Rätseln menschlichen Wissens auf der Spur, und in den letzten Jahrhunderten sind sie etwas vorangekommen. Ein paar Rätsel sind gelöst, aber viel mehr neue Rätsel sind aufgetaucht. Der größte Fortschritt scheint zu sein, dass man die Rätsel inzwischen besser formulieren kann.

Welche meinst du?

K.: In der Physik beispielsweise die Rätsel der Quantentheorie und der Relativitätstheorie. Alles Versuche, die Grenzen menschlicher Wahrnehmungsfähigkeit zu überlisten. Dem Leben der Menschen scheint es bisher wenig geholfen zu haben.

Dem Leben nicht, aber dem Denken.

K.: Ja, immerhin. Die Arbeit an solchen Rätseln hat ja einen Wert an sich. Auch für Menschlinge.

Die Lösung wissenschaftlicher Rätsel kann aber auch das wirkliche Leben verändern, nicht nur das Denken. Denk nur an die Entschlüsselung des menschlichen Genoms.

K.: Manchmal ist das so. Es geht alles nur unendlich langsam.

Weil auch dafür das menschliche Gehirn zu klein ist?

K.: Auch deswegen. Und offenbar auch, weil Menschen die Wissenschaft falsch organisieren.

Du meinst, der Staat versagt? Die Wissenschaftspolitik?

K.: Sicher. Wenn der Menschenstaat besser wäre, könnten Menschen auch mit ihrem kleinen Gehirn bessere Wissenschaft leisten. Wissenschaft, die den Menschen besser hilft.

Die Frage ist dann, warum Menschen ihren Staat nicht besser machen.

K.: Richtig. Und auch das hat wieder mit dem zu kleinen menschlichen Gehirn zu tun.

Ist das dein Ernst?

K.: Ja. Nach allem Wissen über Menschen, das du mir vermittelt hast, ist es so.

Was war eigentlich unser Thema gewesen? Ob K. wolle, dass Menschen sich für ihn interessieren, hatte ich gefragt, und dann waren wir zu den Grenzen menschenmöglichen Wissens gekommen. Auch darüber hatte ich mit ihm reden wollen. Für Menschen ein unerschöpfliches Thema, für ihn ein leicht überschaubares. Dann hatten wir uns in anderen Fragen verloren, aber wir fanden doch zu den Grenzen des menschlichen Wissens zurück.

Es ergab sich von selbst, dass wir – nicht zum ersten und sicher nicht zum letzten Mal – danach auf Fragen des Glaubens kamen. Auch darüber hat K. natürlich ein sichereres Urteil als ich. Ich fragte ihn ob es einen Widerspruch zwischen Wissenschaft und Religion gebe.

Es muss nicht sein, sagte er. Es scheint nur so, weil Religion und Wissenschaft ihre Grenzen oft nicht erkennen.

Die Grenzen des menschenmöglichen Wissens?

K.: Ja. Wo Religion etwas behauptet, was menschliche Wissenschaft beweisen kann, ist sie überflüssig. Wo sie etwas behauptet, was wissenschaftlich widerlegbar ist oder werden wird, muss sie zurückstecken. Wenn sie sich aber auf das beschränkt, was weder beweisbar noch je widerlegbar ist, dann hat sie ihren Sinn. Sie hat ihren Platz jenseits des Verstandes.

Jenseits des menschlichen Verstandes.

K.: Ja, da ist viel Platz. Auch für Religion. Für vernünftige Religion.

Bei euch Menschlingen wäre da weniger Platz als bei uns Menschen. Ihr könntet mehr verstehen, also könntet ihr weniger glauben?

K.: Wir Menschlinge sind noch nicht so weit, dass ich darauf eine Antwort wüsste. Es gibt uns ja noch nicht lange.

Für viele Menschen scheint der Glaube noch immer für Dinge da zu sein, die sich ebenso gut oder besser mit dem Verstand klären ließen.

K.: Eine Übergangerscheinung. Auf lange Sicht muss die Religion sich hinter die Reichweite des Verstandes zurückziehen.

Müsste sie dann aber nicht auch eine neue Sprache finden?

K.: So sehe ich das. Die Religion bedient sich der menschlichen Sprache ihrer Entstehungszeit, also vergänglicher Ausdrucksformen. Ihre sprachliche Erneuerung kann sehr lange dauern.

Wie lange?

K.: Jahrtausende, nach dem bisherigen Verlauf der menschlichen Geschichte zu urteilen.

Irgendwann verliert dann die Sprache von Religionsstiftern ihre Glaubwürdigkeit?

K.: Natürlich. Je wortwörtlicher sie genommen wird, desto rascher schwindet ihre Autorität. Desto kompromissloser scheint sie allerdings von manchen Menschen verteidigt zu werden. Desto gewalttätiger offenbar auch.

Du meinst, von Fundamentalisten?

K.: Ja, das scheint zu den Folgen unzeitgemäßen menschlichen Glaubens zu gehören.

Dies war einer der seltenen Momente, in denen K. ängstlich wirkte. Nach einer Pause sagte er:

Ich will mir aber Menschen nicht mehr als nötig zu Feinden machen, gerade in Glaubensfragen nicht.

Wer könnten die Feinde sein?, fragte ich.

Alle, denen der Menschlingsverstand fremd ist.

Also auch ich?

Ich weiß, auf dich kann ich mich verlassen, sagte K. Und dann mit einem versöhnlichen Blick: In manchem scheinst du mir nicht typisch menschlich zu sein. Das verbindet uns.

Diesmal war ich es, der das Gespräch abrupt enden ließ. K. hatte mich einmal mehr mit seinen Gedanken überholt, und mir fehlten die Worte. Wieder dieses Gefühl von Unterlegenheit.

Ich stand auf und verließ den Raum. Den Stall, könnte man sagen, aber das Wort Raum ist besser. Ich ging Futter holen. Ich hole oft Futter oder Stroh, wenn ich solches Gefühl habe, und danach fühle ich mich besser. Ich weiß jetzt, warum. Futter und Stroh zu holen für den, der es nicht selbst tun kann, ist eine Geste der Überlegenheit. K. spürt seine Abhängigkeit, und ich bin es, der sie ihn spüren lässt.

Du magst schneller im Denken sein, bedeutet es, aber du brauchst mein Futter und mein Stroh. Ich habe Hände, du hast keine, also bist du auf mich angewiesen. Es ist eine Herabsetzung. K. setzt mich mit seinem Denken herab und ich ihn mit meinem Händewerk.

Ich weiß, was K. dazu sagen würde. Er würde sagen, das seien menschliche Gefühle, vielleicht auch, es seien zu menschliche. Daran kann man nichts ändern, würde er dann sagen, aber wir sollten uns so weit wie möglich von der Vernunft leiten lassen statt von Gefühlen. Oder nein, doch anders. Er würde sagen, wir sollten unsere Gefühle auch von der Vernunft leiten lassen, soweit es geht.

Versuchen will ich es.

Aber Futter und Stroh braucht K. trotzdem von mir, dabei wird es bleiben, also werde ich sie ihm weiter bringen müssen, das gebietet auch die Vernunft. Ich werde mir nur die Zeitpunkte gut überlegen, mit Rücksicht auf K.s Gefühle.

21 Notar

Hester hätte den Staatsmann in diesem Bericht nicht so ausführlich zu Wort kommen lassen wollen wie ich, schon gar nicht so früh. E. ist wichtiger, sagt sie, und natürlich denkt sie dabei auch an ihre eigene Rolle. Ich denke darüber anders. Die Notizen des Staatsmannes sind für mich zur unentbehrlichen Vorgeschichte der Gedanken von E. geworden. Daher gehören sie in diesem Bericht an vorderste Stelle.

Der Staatsmann hat sich mit der Geschichte des politischen Bewusstseins befasst. Er hat die Bewusstseinsentwicklung der Staatsbürger weit zurückverfolgt, und er hat sie auch zu seiner Lebenszeit genau beobachtet. Nicht alles, was er darüber notiert hat, ist hier berichtenswert, aber der folgende Abschnitt ist es.

Der Rechtsstaat ist die freiwillige Unterordnung unter geschriebene Regeln. Wo die meisten Menschen kaum lesen und schreiben können, da ist ein funktionierender Rechtsstaat schwer vorstellbar. Trotzdem ist dort Demokratie möglich. Die Grundregeln der Demokratie, nämlich dass gewählt wird, dass Stimmen gezählt werden und dass gewinnt, wer die meisten Stimmen hat, sind so einfach, dass man nicht einmal lesen und schreiben können muss, um sie zu verstehen und zu respektieren.

Je weniger das politische Bewusstsein entwickelt ist, desto eher will man es bei diesen einfachen Regeln belassen. Man will nichts Komplizierteres. Man will, dass mit der Stimmenauszählung nach der Wahl die politische Machtfrage geklärt ist. Wer die Mehrheit hat, der ist für die Politik als ganze verantwortlich, das ist die einfache Lösung. Man wünscht sich, dass eine Person oder eine Partei die gesamte Politik im Griff hat. So sehen es selbst in den fortgeschrittenen Demokratien die meisten Bürger noch immer. Man braucht sich nur die Briefe anzusehen, die immer wieder von Bürgern an Regierungs- oder Staatschef, an das Parlament, an Abgeordnete und an Parteivorsitzende geschrieben werden. Es wäre ein Wunder, wenn die Gewählten wirklich all das könnten, was die Bürger von ihnen erwarten. Und nicht nur die Bürger, sondern auch die meisten Journalisten.

Solange die Bürger solche Hoffnungen für erfüllbar halten, wird sich daran wenig ändern. Solange die Bürger meinen, sie brauchten nur bei Wahlen für die richtigen Mehrheiten zu sorgen, dann sei Politik in kompetenten Händen, fehlt der Leidensdruck. So lange wird die Demokratie nicht auf der Stelle treten.

Sollten wir aber nicht froh sein, dass wir überhaupt eine Demokratie haben? Das dürfen wir in der Tat, solange ein großer Teil der Welt noch autoritär regiert wird. Ist es dann aber nicht genug, diesem Teil der Welt voraus zu sein und insofern ein Vorbild? Wäre es also verfrüht, über die jetzige Demokratie hinauszudenken?

Gegenfrage: Kann politischer Fortschritt je zu früh kommen? Käme je jemand auf die Idee, die Demokratie der Antike sei verfrüht gewesen und man hätte das Projekt

besser tausend oder zweitausend Jahre aufgeschoben, bis auch der Rest der Welt reif dafür ist? Natürlich nicht.. Auch in Zukunft wird es sehr ungleich zugehen auf der Welt, was das politische Bewusstsein angeht, und es wird hoffentlich immer irgendwo Vorreiter geben, auch wenn sie meistens viel zu spät kommen.

Aber ich glaube an den Fortschritt. Das zu Papier zu bringen tut mir gut. Ich glaube an einen langsamen Fortschritt des politischen Bewusstseins. Wer behauptet, wir lebten schon in der Reifezeit der Demokratie, dem fehlt es wahrscheinlich an Vorstellungsvermögen. Ich vermute, wir leben eher in einem fröhdemokratischen Zeitalter.

Ich weiß nicht den Weg, der zu einer Blüte der Demokratie hinführen würde, aber ich meine zu wissen, was uns dafür in diesen Zeiten fehlt. Es fehlt an Phantasie, an Mut, etwas falsch zu machen, und noch mehr am Mut, Fehler einzugestehen. Wir sollten also Bedingungen schaffen, die solchen Mut fördern. Aber schon das erfordert sehr viel Phantasie.

Ja, wir dürfen immer noch stolz sein auf unsere Demokratie. Aber dass die Bürger alle vier oder fünf Jahre im immer gleichen Verfahren ein Parlament wählen, das für die Politik als ganze zuständig ist, kann keine Lösung für die Ewigkeit sein.

Der Staatsmann suchte also nach Gründen für den Stillstand des politischen Bewusstseins. Er sah, wie Menschen an Überzeugungen festhalten, auch wenn sie längst widerlegt sind oder wenn absehbar ist, dass sie widerlegt werden. Er litt unter der menschlichen – K. würde sagen: auch menschengemachten – Phantasielosigkeit.

In diesen Tagen wieder einmal zerbombte und verwüstete Dörfer und Städte im Fernsehen. Den Staatsmann hätte es wohl nicht überrascht, dass das Bewusstsein unserer Zeit auch in der Demokratie noch immer nicht über den Krieg hinaus ist. K. meint, es liege am menschlichen Gehirn. Ich bin noch etwas optimistischer. Selbst mit dem Gehirn, wie es ist, müssten Menschen besser als bisher ihre kriegerischen Instinkte bändigen und über kriegerische Konfliktlösung hinausdenken können.

Aber Ben als Evolutionsbiologe wäre wahrscheinlich skeptischer.

Dominik VII

Auf dem Rückflug saß ich in der Economyklasse. Das ist kein guter Ort zum Nachdenken, dort ermüdet mit den Gliedern auch das Gehirn. Aber wenn man sich die Ohren zustöpselt, die Augen schließt und den Sitz zurücklehnt, lassen sich doch ein paar Gedanken ordnen, aller Trauer und Enttäuschung zum Trotz.

Das Bild seiner kargen, sterilen Wohnung kam zurück. Ich versuchte, mir sein Leben dort vorzustellen, aber auch jetzt gelang es nicht. Dann stellte ich mir vor, welches andere Leben er in New York hätte leben können, in welcher Rolle unter welchen Menschen. Eine Rolle als Rechtsberater für deutschsprachige Mandanten, wie er es sich einmal vorgestellt hatte? Eine Rolle als Wissenschaftler womöglich, auch wenn er es sich selbst – leider – wohl nicht zugetraut hätte? Oder, mit etwas Überwindung, doch eine Rolle in irgendwelchen Medien? Oder ein ganz anderes Leben als Makler, Händler und Gönner unter Künstlern? Nein, all diese Rollen hätte er nicht spielen können. Zurück nach Deutschland in sein früheres Notarsleben, auch das konnte ich mir nicht vorstellen. Vielleicht war ihm das klargeworden, und vielleicht hatte er deswegen meditierend in seiner leeren Wohnung gesessen. Ich versuchte, mir noch andere Fortsetzungen seiner Geschichte auszumalen, aber mir kam nichts in den Sinn. Er lebt nicht mehr, sagte ich mir schließlich, wie um einen lästigen Gedanken zu verscheuchen, ich muss dieses Rätsel nicht lösen.

Ich schlief ein paar Stunden, dann war ich wieder hellwach. Ich versuchte, an nichts zu denken, aber es gelang nicht. In Gedanken begann ich, die Reise zu resümieren. Ich sortierte nach Erfolg und Misserfolg. Einige Formalitäten waren erledigt, aber das ist nebensächlich. Zu Hause würde niemanden interessieren, was geschafft, interessieren würde allenfalls, was vergessen oder misslungen war. Aber es war nichts misslungen. Alles schien geregelt, insofern die Mission im Großen und Ganzen erfüllt. Der letzte Lebensabschnitt meines Freundes war aufgeräumt. Es würde fast so sein, als wären seine Monate in New York nicht gewesen und als wäre er zu Hause gestorben.

Aber dann die Sache mit dem Bericht. Das gerettete Fragment war das eine, der fehlende Teil das andere. Zufriedenheit und doch Enttäuschung, die Gedanken bewegten sich im Kreis. Dann stellte ich mir das Wiedersehen mit Hester vor, und mir kamen nach und nach all die Fragen in den Sinn, die bei dieser Reise offen geblieben waren. Wer ist der Eindringling, der vor mir in seiner Wohnung gewesen war? Was war sein Motiv? Was hat der Hausmeister mir verschwiegen? Und warum war ich überhaupt so schnell abgereist? Warum war ich den Fragen nicht an Ort und Stelle weiter nachgegangen? Aber dann auch: Was hätte es geholfen?

Stunden nach der Ankunft kam Hester zu mir. Ich war überrascht, wie vertraut wir jetzt miteinander waren. Wie enge Freunde, die sich über ein Wiedersehen nach langer Trennung freuen. Ich gab ihr das Fragment des Berichts, und einen Moment lang war ich fast stolz darauf. Wenigstens das haben wir, sagte ich zu Hester, wir sind ein gutes Stück weiter.

Ich hatte geglaubt, Hester schon ziemlich gut zu kennen. Ich wusste, wie sie sich wandeln kann. Sie kann bedächtig und energisch sein, empathisch und widerborstig, und sie kann mit ihren Fragen, ihren Launen und auch mit ihrer

spontanen Freude überraschen. Aber so wie in diesem Moment kannte ich sie nicht. Erst sah sie mich mit einem nachdenklichen Blick an, fast mitleidig, dann plötzlich diese Härte in ihren Zügen.

"Und was machen wir nun?"

Eine Frage wie ein Überfall. Gemeinsam ruhig überlegen, hatte ich gemeint, das wäre jetzt nötig, dann beizeiten über Weiteres entscheiden. Aber von ihr jetzt dieses 'Was machen wir nun?' Mein Kopf verkroch sich zwischen den Schultern. Dann versuchte ich es mit entwaffnender Offenheit.

"Ich weiß es nicht", sagte ich. "Ich bin hier, um es mit dir zu besprechen."

Auch das war ganz falsch. Ich hatte Tage Zeit gehabt, darüber nachzudenken, und ich hätte mit einem Vorschlag kommen sollen. Hester hatte die Zeit genutzt. Ich war der unentschlossene Zauderer, sie der entschlossene Tatmensch.

Für Hester stand mehr auf dem Spiel, das war klar. Sie war die Dialogpartnerin von E., insofern war der Bericht zu einem großen Teil ihrer, nicht meiner. Wenn ein Teil des Berichts verloren war, dann war es für sie viel schlimmer als für mich. Das wenigstens hätte ich mir klarmachen müssen, bevor wir uns trafen.

Ich saß da wie auf einen Zornesausbruch gefasst, aber dann glättete sich ihre Miene. "Aufgeben dürfen wir nicht", sagte sie, als wäre es das, was ich hatte vorschlagen wollen. "Auf keinen Fall aufgeben."

"Nein", sagte ich, "natürlich nicht. Aufgeben werden wir nicht."

"Dann bin ich beruhigt", sagte sie.

Aber ich sah: Sie war es nicht.

Am nächsten Abend trafen wir uns erneut. Die Rollen waren nicht anders verteilt, aber nun schien Hester wirklich beruhigt. Ich hatte noch immer keinen Schimmer, was zu tun sei, und sie war entschlossen wie am Tag davor. Meine Rolle war es nun zuzuhören, ihre Rolle, mir ihre Gedanken zu erklären. Kein Unmut mehr, kein Vorwurf, dass ich noch immer keine Idee hatte. Sie hatte Ideen, ich sollte jetzt zuhören.

"Irgendwo ist der Rest des Berichts", sagte sie. "Es muss weiter recherchiert werden. Wir beide müssen dabei unsere Rolle spielen, ich meine, du deine."

"Was ist deine Rolle?"

"Weiß ich noch nicht. Ich weiß auch nicht, ob ich es dir sagen würde, wenn ich es wüsste. Du bist ein Anwalt."

Ich stutze. "Du hast doch nichts Unrechtmäßiges vor?"

"Als Journalistin weiß ich, dass man bei Recherchen auch Risiken eingehen muss. Manchmal heiligt der Zweck eben doch die Mittel."

Ich mache mir Sorgen, wollte ich sagen, aber Sorgen, das hätte zu altklug geklungen oder zu altväterlich, und sie hätte es belächelt.

"Und meine Rolle?" fragte ich dann.

"Du solltest überlegen, wer ein Interesse haben könnte, dass der Bericht untergeht. Gab es jemanden in New York? Und könnte es hier jemanden geben? Eine Person, eine Institution?"

Ich nickte nur. Nichts war mir wirklich klar, aber ich nickte. Und Hester war für mein Nicken dankbar. Wir beide hatten eine wichtige Aufgabe, die uns miteinander verband. Sie hatte die Aufgaben verteilt, ich folgte ihr. Sie ist so viel jünger, dachte ich, und doch manchmal abgeklärter. Als sie ging, lächelten wir einander an wie Komplizen. Nein, als Anwalt darf man natürlich

kein Komplize sein, aber in diesem Fall wären die Komplizen, die schuldigen Missetäter, ohnehin auf Gegenseite.

Der Altersunterschied zwischen Hester und mir wird natürlich immer bleiben. Wieso sollte eine so viel jüngere Frau sich für einen wie mich interessieren, in dessen Leben Frauen bisher nur eine Nebenrolle hatten? Für einen, der sich gerade heimlich tuerisch ein erstes ergrautes Haar abgeschnitten hat? Für einen Anwalt für bizarre Fälle mit ständig klammer Mandantschaft, dessen Einkünfte gerade für seinen eigenen Lebensunterhalt reichen? Für einen Mann, der einer Frau kaum mehr als die Hoffnung gibt, dass er ihr vergleichsweise wenig Unglück bringt? Aus Barmherzigkeit wird sie es nicht tun, aus schierer Vernunft auch nicht und erst recht nicht instinktiv. Aber – das weiß ich vom Notar – Hester soll zu E. einmal gesagt haben, sie kenne viele Frauen, die mit Männern viel Unglück erlebt hätten. Das wenigstens könnte für mich sprechen.

Natürlich ist das alles hier nicht wichtig, aber ich erwähne es, weil der Bericht auch darauf einen Einfluss hat. Ich würde auch über Hester und mich nicht so denken, wie ich es hier beschreibe, wenn ich nie in den Bericht verwickelt worden wäre. Umso besser, dass es hier nun mit dem in New York geretteten Teil ein Stück weitergehen kann.

22 Hester

Wenn ich, was leider vorkommt, E. in seinen Gedanken nicht folgen konnte, merke ich es manchmal erst, wenn ich sie nachträglich protokolliere. Es liegt nicht nur an mir, es liegt auch an E. Gelegentlich überschlägt er sich im Versuch, seine Gedanken

zu artikulieren, aber es hilft, wenn ich ihm dann Zwischenfragen stelle. Es hilft ihm, Unreines gedanklich ins Reine zu bringen, und manchmal bin ich dann die Geburtshelferin, die einen noch werdenden Gedanken ans Licht bringt. Dann fühlt es sich fast an, als fiele mir mein anschließendes Protokoll in den Schoß.

Beim nächsten Gespräch wollte ich weitermachen, wo das letzte geendet hatte. Ihm müsse um Kopf und Kragen nicht mehr bange sein, hatte er gesagt, und er müsse nicht mehr Rücksichten nehmen wie früher. Das erwartete und erhoffte ich jetzt erst recht, aber dieses Gespräch verlief dann doch ganz anders.

E.: Noch einmal in Sachen Grundgesetz. Du sollst mich dazu nicht missverstehen. Unsere Demokratie, wie das Grundgesetz sie vorgibt, ist eine hohe Errungenschaft, daran halte ich fest. Wenn man zu viel davon in Frage stellt, kann es gefährlich werden. Diese Grenze soll man auch gedanklich nicht überschreiten.

Aber hast du nicht gesagt, es dürfe auch in Sachen Grundgesetz und Demokratie keine Denkverbote geben? Dann muss man doch auch unsere Art von Demokratie in Fragen stellen dürfen.

E.: Dem Grundgesetz verdanken wir ein dreiviertel Jahrhundert politische Verlässlichkeit. Das darf man nicht aufs Spiel setzen.

Daran habe ich auch lange geglaubt. Wenn ich es nicht mehr tue, dann deinetwegen.

E.: Dann hast die mich falsch verstanden. Ich wollte dich vom Vertrauen in unser Grundgesetz und unsere Demokratie nicht abbringen.

Aber du hast damit angefangen.

E.: Dann sag mir genauer, woran du jetzt zweifelst.

An denselben Dingen wie du. Willst du es wirklich noch einmal hören?

E.: Wenn du meinst, es hilft dir, dann gern.

Unsere Demokratie wurstelt sich einigermaßen durch, der Wohlstand wächst noch immer, aber du hast selbst gesagt: Vieles könnte und müsste viel besser sein. Visionen? Fehlanzeige. Gut gelöst werden die bekannten Probleme, aber nicht die neuen. Selbst eine Autokratie wie China ist uns in vielem klar überlegen. Zum Teil sogar haushoch überlegen.

E.: Zum Beispiel?

Zum Beispiel Pandemiebekämpfung. Das hast du doch alles selbst gesagt. Klimapolitik, Friedenspolitik, Bevölkerungspolitik, Migrationspolitik, Sozialstaat, Bildungspolitik – überall siehst du die Defizite. Politikversagen also. Und zwar gravierendes. Politische Missachtung der Menschenwürde. Nicht vorsätzlich, aber grob fahrlässig. Alles deine eigenen Argumente. Und hast du nicht auch gesagt, daraus müssten Konsequenzen gezogen werden?

E.: Und wer, glaubst du, sollte das tun?

Was weiß ich? Das Verfassungsgericht?

E.: Nein. Ein Verfassungsgericht wird das Gebot der Menschenwürde nie so auslegen, dass es deswegen die bestehende Demokratie in Frage stellt.

Dann das Parlament?

E.: Wir haben eine Parteiendemokratie, so sieht das Grundgesetz es vor. Im Parlament sitzen Vertreter der Parteien, und die werden unsere Parteiendemokratie natürlich nicht in Frage stellen. Ich habe auch nicht gesagt, dass das geschehen soll.

Wirklich nicht? Es könnte sein, dass die Demokratie irgendwann neu erfunden muss. Habe ich das nicht von dir gelernt?

E.: Könnte sein. Aber wenn du mir das jetzt so vorhältst, dann sehe ich, dass ich manchmal zu weit gegangen bin.

Soll denn das Grundgesetz im Großen und Ganzen doch unantastbar bleiben, egal, wie unvollkommen es ist?

E.: Wer unsere Demokratie grundsätzlich in Frage stellen will, der sollte es lieber für sich allein tun.

Hast du nicht einmal gesagt, auch in der Geschichte des politischen Bewusstseins kämen immer wieder Brüche vor, das werde auch in Zukunft so sein.?

E.: Schön, von dir zu hören, was ich selbst irgendwann gesagt habe. Vielleicht habe ich manchmal wirklich kluge Dinge gesagt.

Und wie stellst du dir den nächsten Bruch in der Bewusstseinsgeschichte vor?

E.: Du verlangst jetzt wirklich zu viel von mir.

Soll das dein letztes Wort dazu sein?

E.: Vorläufig ja.

Diesmal war es wirklich sein letztes Wort. Es gibt diese Dialoge mit ihm, in denen es nicht voranzugehen scheint, in denen wir auf der Stelle treten oder in denen er sogar zurück will hinter etwas, das zu sagen er sich vorher schon einmal getraut hat. Ich weiß nicht, warum. Vielleicht gibt es doch noch Menschen, vor denen er um Kopf oder Kragen fürchtet, oder er bekommt einfach Angst vor der eigenen Courage. In solchen Momenten verliert sogar ein E. seine Souveränität und sein Charisma. Ich vermeide es, ihn in solchen Momenten anzusehen, und wenn ich es doch tue, dann sehe ich in das Gesicht eines alten Mannes, der seiner Rolle im Leben nicht mehr sicher ist. Aber es sind wirklich nur kurze Momente.

23 Notar

Sprachliche Genauigkeit kann eine Falle sein. Für Notare ist die Genauigkeit der Sprache eine berufliche Notwendigkeit, aber sie ist auch auf zweierlei Weise gefährlich. Genauigkeit erzwingt Nüchternheit. Mit präziser Sprache kann man

Fakten darstellen, Beweise führen und Verträge formulieren. Die präzise Sprache ist die Sprache des Verstandes, der Logik und der Vernunft. Eine Sprache der Empfindungen ist es nicht. Empfindungen sind zu diffus, um sich in präziser Sprache fassen zu lassen. Daher ist die präzise Sprache auch nicht die Sprache der Dichtung. Eher ist es die Sprache der Notare.

Die zweite Gefahr: Präzise Sprache kann Beobachtungen behindern. Wenn die Begriffe fehlen, um neue Beobachtungen in Sprache zu fassen, dann trübt die Sprache den Blick. Die Sprache müsste also mit den Möglichkeiten der Beobachtung mitwachsen. Das tut sie aber nicht. Als Beobachter übersieht man daher leicht, wofür man in seiner Sprache keine passenden Worte hat. So wird die Sprache zur Scheuklappe. Sie macht das Ungewohnte und oft auch das Unliebsame unkenntlich. Das geschieht auch auf dem Feld des Rechts. Auch um Verträge zeitgemäß formulieren zu können, bedürfte es einer ständigen Weiterentwicklung der Sprache.

Notaren geht es um kleine Dinge, aber bei den großen Dingen ist es nicht anders. Beispiel Verfassung. Ich habe unsere Verfassung nie sehr sorgfältig gelesen, obwohl ich es als Jurist hätte tun sollen, aber auch sie scheint in einer Sprache verfasst zu sein, die vom Bewusstseinsstand ihrer Entstehungszeit zeugt, nicht vom heutigen oder einem künftigen. Auch die Sprache einer Verfassung kann zur Scheuklappe werden. Dann wird sie auch zur Scheuklappe für Gerichte, die verfassungskonformes Recht sprechen wollen, vor allem also für Verfassungsgerichte.

Auch ein Notar kann, so sehr er dagegen kämpft, Opfer seiner Sprache werden. Nur wenige Notare bemerken es, also leiden sie nicht darunter, aber ich fürchte mich davor. Daher bewahre ich mir noch immer den Traum, mich doch aus den Zwängen der sprachlichen Genauigkeit zu befreien oder besser noch, mit notarieller Präzision zu beschreiben, was eigentlich der Sprache der Dichtung bedürfte. Ich will Notar sein, aber nicht mit Haut und Haaren. Insofern will ich ein Leben, in dem Platz wäre für ein zweites.

Natürlich können die meisten Menschen nur ein einziges Leben leben, und zufrieden können sie nur sein, wenn sie nicht mehr als dieses eine Leben wollen. Man darf aber das Unmögliche träumen, solange man weiß, dass es fast oder ganz unmöglich ist. Man träumt den Traum eines erfüllten Doppellebens oder wenigstens den Traum, dass, wenn ein erstes Leben ausgeschöpft scheint, danach noch ein zweites, erfülltes gelingen könnte. Dass ich meine bescheidene Rolle in diesem Bericht spielen, die Protokolle von Hester und Ben beglaubigen, den Staatsmann zu Wort kommen und gelegentlich auch Nebensächlichkeiten über mich selbst protokollieren kann, das ist schon Teil eines hinzugewonnenen Lebens.

Ich will nicht verschweigen, dass Dominik mich schon zu vielem ermutigt hat, wozu ich allein den Mut nicht gefasst hätte. Er hat es leichter als ich, in andere Rollen zu schlüpfen oder auch, mehr als ein Leben zu leben. Auch er ist Jurist, aber er ist kein Notar. Er ist so etwas wie ein Fachanwalt für schwierige Mandanten. Er hat die bunteste Mandantschaft, die ein Anwalt haben könnte. Kunstfälscher und vermeintliche und wirkliche Künstler, mittellose Väter ungewollter Kinder, vermeintliche und überführte Plagiatoren, illegale Immigranten, Pass-, Produkt- und Urkundenfälscher, Miet- und Zechpreller, pfuschende Ärzte, Opfer vorgeblichen und tatsächlichen Ärztepufschs und so fort. Oft Fälle, die andere Anwälte abwimmeln würden oder schon abgewimmelt haben. Reich macht es ihn nicht, aber bereichert fühle er sich doch, hat er mir manches Mal versichert. Ich bin nicht wie er. Ich kann nicht aus meiner Haut, auch nicht als Verfasser dieses Berichts. "Aus deiner Haut musst du nicht", sagte Dominik einmal, "aber verbirg nicht, wenn etwas dir unter die Haut geht." Vorsätzlich tue ich es nicht. Die Frage ist nur, ob ich als Notar über die dafür nötige Sprache verfüge.

Aber endlich wieder zum Staatsmann. In seinem schriftlichen Nachlass befand sich ein Text, über dessen Verfasser ich rätsle. Es ist ein Ausdruck ohne Namens- und Datumsangabe und ohne handschriftliche Randnotiz, wie der Staatsmann sie häufig eingefügt hat. Nichts deutet auf den Urheber hin, aber ich bin sicher, dass es nicht

der Staatsmann war. Die Witwe könnte dieses Blatt nach seinem Tod in seine Notizen eingefügt haben. Wenn es so war, dann war sie den späten Gedanken des Staatsmannes näher, als wir es bisher vermuteten. Die Frage wird ungeklärt bleiben.

Man stelle sich vor: ein ländlicher Wahlkreis. Die Bürger waren früher fast allesamt pflichtbewusste Wähler. Am Wahltag ging man ordentlich gekleidet zum Wahllokal, wo sich Vertreter der großen Parteien mit glattem, jovialem Politikerlächeln zeigten. Viele Hände wurden geschüttelt, in viele Augen geschaut, viele Scherze gemacht, die Mienen der Parteienvertreter strapaziert vom dauernden Lachen und Lächeln.

Bei der vorletzten Wahl ist alles anders. Am Wahltag tun die Parteienvertreter vor dem Wahllokal, als sei alles wie immer, aber ihre Mienen sind besorgt, das glatte Lächeln misslingt. Sie stehen da wie immer, gut gekleidet wie immer, zuerst noch in froher Erwartung der Wähler. Aber dann: Kaum jemand kommt. Nur einige wenige Wahlwillige, die mit niemand anderem reden wollen, und einige Parteimitglieder. Die wenigen Wahlwilligen merken, dass es nicht ist wie früher, und sie trauen sich nicht ins Wahllokal. Nur die Parteimitglieder gehen trotzig hinein und wählen, und dann tun es, weil es für sie keine Hände zu schütteln und keine Gesichter anzulächeln gibt, auch die bereitstehenden Parteienvertreter. Noch tun sie, als würden die anderen schon noch kommen. Aber am Ende des Tages sind nur ein paar Dutzend Wahlzettel im Kasten.

Nach der Wahl dann die so genannte Aufarbeitung. Die Parteien des Ortes reden den Bürgern in der üblichen Art ins Gewissen. Sicher, man habe Fehler gemacht, heißt es, man habe die Botschaft der eigenen Partei nicht zu vermitteln gewusst, man werde es künftig besser machen, man werde mehr erklären, auch mehr zuhören, man werde präsenter sein, ansprechbarer, bürgernäher. Damit schien der Vorfall bewältigt.

Bei der nächsten Wahl ist die Wahlbeteiligung höher denn je. Die Parteimitglieder und Honoratioren sind da wie immer, sie lächeln freundlich wie immer und sie

scherzen mit den Wählern. Aber nach der Wahl dann der Eklat. Auf den allermeisten Wahlzetteln ein großer Querstrich über das Blatt, über die Namen aller Kandidaten und Parteien hinweg. Ein Misstrauensvotum gegen alle. Keiner von denen, die um Wähler geworben hatten, hatte vorher etwas bemerkt. Oder keiner hat zugegeben, dass er etwas bemerkt hatte.

Die Wahl davor war schlimm, aber diesmal ist es viel schlimmer. Wenn niemand zur Wahl erscheint, könnte man meinen, es herrsche stille Zufriedenheit. Wenn alle zur Wahl gehen, wenn alle ihren Stimmzettel abgeben, aber ihre Stimme den Parteien verweigern, dann ist es anders. Es ist keine Rebellion, aber es ist ein hämischer Protest.

Könnte es ein historisches Ereignis gewesen sein? In den Medien wurde kaum darüber berichtet. Der Vorfall verdiene keine Aufmerksamkeit, sagten mir Journalisten später, und dessen Nichtbeachtung diene dem Schutz der Demokratie. Aber was wäre, wenn solch ein Beispiel Schule machte?

Ich glaube nicht, dass dies eine wahre Geschichte ist. Aber dass gerade dieses Blatt zwischen den Notizen des Staatsmannes lag, ist trotzdem kein Zufall. Auf der Rückseite nämlich fand sich diese handgeschriebene Notiz, die mir zweifelsfrei vom Staatsmann selbst zu sein scheint:

Jeder Deutsche hat das Recht auf Widerstand gegen Menschen, die die verfassungsmäßige Ordnung beseitigen wollen. So steht es im Grundgesetz. Ich frage mich, ob solcher Widerstand sich irgendwann gegen mich richten könnte. Früher war ich ein ziemlich unkritischer Verehrer der Verfassung, aber verehren tue ich sie längst nicht mehr. In Teilen, gerade was die Staatsordnung betrifft, bin ich mittlerweile sogar vehement dagegen. Wenn ich mich insofern aber als Verfassungsgegner offenbarte, hätte dann jeder Deutsche gegen mich ein Recht auf Widerstand? Wäre es dann verfassungskonform, mich dann mundtot zu machen? Oder Schlimmeres zu tun?

Die Würde des Menschen ist unantastbar, auch das steht im Grundgesetz. Auch die Würde von Verfassungsgegnern? Was wäre, wenn das Verfassungsgericht sich mit dieser Frage befasste? Für ein Gericht, das früher gegen die Beteiligung an Angriffskriegen nichts einzuwenden hatte, wäre es ein Leichtes, sich über die Würde von Verfassungsgegnern hinwegzusetzen.

So einfach wird man es sich aber nicht für alle Zeit machen können. Parteien und Politiker, wie wir sie heute kennen, muss es nicht ewig geben – und sollte es vielleicht nicht. Das würde dann auch das Verfassungsgericht zu neuem Denken zwingen.

Eines ist klar: Als er das schrieb, musste er um Kopf und Kragen nicht mehr fürchten. Er fürchtete gar nichts mehr.

Dominik VIII

Ich wollte nicht unbedacht handeln, nicht, bevor in Gedanken alles klar schien. Die erste Frage war: Ist das Verschwinden des Berichts oder eines Teils davon Absicht oder Zufall? Oder ist es weder das Eine noch das Andere, und es gibt dafür eine banale Erklärung? Der vollständige Bericht könnte bei jemandem liegen, der nur – und vielleicht immer noch – darauf wartet, dass der Notar sich wieder melden wird. Vielleicht ist es jemand, der so langfristig denkt und so wenig Eile verspürt wie der Notar am Ende selbst. Dann muss nur dieser Jemand gefunden werden, aber auch das würde keine Eile haben.

Oder doch Absicht? Wenn, dann muss es Verdächtige geben, dann muss ein Motiv erahnt, muss über Spuren spekuliert und möglichen Indizien nachgegangen werden. Auch dafür würde man einen langen Atem brauchen. Als Anwalt weiß man das.

Eine Spur könnte das frühere Haus des Notars sein. Vielleicht hat er dort irgendetwas hinterlassen. Vielleicht in seinem früheren Büro, das jetzt einer Stiftung gehört, oder in seiner früheren Wohnung, im Keller vielleicht oder auf dem Dachboden. Aber nein, war ich dann wieder sicher, einer wie er lässt nichts liegen. Wenn er ein Haus räumt oder ein Büro oder eine Wohnung, dann gründlich.

Ich frage mich, was Hester vorhat. Sie scheut kein Risiko, sagt sie, wenn eine Sache ihr wichtig ist. Bei mir ist es anders. Ich hätte viel mehr zu verlieren, wenn ich Gesetze nicht beachtete. Zuerst die Zulassung als Anwalt. Das hieße, hernach für geringen Lohn Würstchen verkaufen oder im Callcenter arbeiten. Nicht, dass das unzumutbar wäre, aber ich wäre dafür völlig ungeeignet. Ich wäre ruiniert.

Mitten in diesen Gedanken hinein rief Hester an. Es gebe Neuigkeiten, sagte sie, sie wolle sofort zu mir kommen.

Schon an der Tür sah ich Hesters verschmitztes, fast triumphierendes Lächeln. Sie hielt ein kleines Bündel Papiere in der Hand. Fast, wie sie damals mit den Notizen des Staatsmannes beim Notar erschienen sein muss, dachte ich, und im selben Moment war mir klar: Was sie in der Hand hielt, war ein Teil des Berichts. Nicht der ganze Bericht, dachte ich sofort, aber wenigstens etwas. Es kam einfach zur Tür herein, und ich hatte nichts dazu beigetragen

"Drei Kapitel", sagte sie voller Stolz. "Zwei Protokolle von Ben und eine Notiz des Notars."

Ich hatte mich also geirrt. Einmal im Leben hatte der Notar doch etwas liegen lassen. Unter Hester hatte es gefunden. Aber wie?

"Erzähl", sagte ich. "Woher hast du es." Dann wieder ihr verschmitztes Lächeln. Ich sagte: "Nichts Illegales?"

"So würde ich es nicht nennen."

"Wie denn?"

"Wie ich dir schon sagte: eine gelungene Recherche."

Ihr Blick jetzt wieder mehr triumphierend als verschmitzt.

"Dann erzähl genau."

Sie setzte sich, ich setzte mich, dann begann sie in aller Ruhe.

"Also, es war so: Ich war in dem Haus, wo früher sein Büro war. Es war wie im Film. Ich nachts im Trainingsanzug, mit schwarzer Maske, mit Bolzenschneider und kleinem Hammer. Nein, keine Sorge, natürlich unbewaffnet. Die Tordurchfahrt war schnell geknackt. Dafür der Bolzenschneider. Dann im Hintergarten ein Kasemattengitter, das war schnell gelöst, wieder mit Bolzenschneider. Ich schlüpfte – ich bin ja schlank – in die Kasematte, dann durchstieß ich das Glas, fasste den Griff von innen, öffnete das Fenster und ließ mich nach unten gleiten. Dann weiter im Schein der Taschenlampe. Im Keller klopfte ich die Wände ab. An einer Stelle klang es hohl. Eine Wandplatte ließ sich lösen. Dahinter eine Art Tresor, unverschlossen. Im Tresor ein Haufen Papiere. Ich fing an, alles im Schein der Taschenlampe zu überfliegen. Dann aber Geräusche von oben. Ich griff mir ein Bündel Papiere, dann zurück durchs Fenster, durch die Kasematte, durch die Toreinfahrt, dann rannte ich bis zur nächsten Straßenecke. Dann unauffällig schlendernd zurück zum Auto. Das war's."

Ich starrte sie ungläubig an. Was, wenn es schiefgegangen wäre?, dachte ich. Und was hätte nicht alles schiefgehen können?

Dann plötzlich brach sie in lautes Lachen aus.

"Natürlich nur ein Scherz", sagte sie. "Hast du doch gemerkt."

Nein, hatte ich nicht. Aber zum Glück hatte ich noch nichts gesagt. Blamiert hatte ich mich nicht, aber fast. Pass auf dich auf, dachte ich, und fühlte meinen Puls.

"Dann erzähl jetzt, wie es wirklich war", sagte ich dann.

"Also jetzt ganz ernst. Hör zu. Ich war wirklich in seinem früheren Büro. Ich hatte mir überlegt, in welcher Rolle. Vielleicht als Nichte oder Cousine, dachte ich. Als Cousine bin ich eigentlich zu jung, aber ich dachte, 'Cousine' würde trotzdem seriöser klingen. Ich machte mich etwas älter zurecht, bis ich im Spiegel fast eine junge Cousine des Notars vor mir sah. So ging ich los.

In der Eingangshalle saß eine ältliche Frau an einem Schreibtisch. Sie stand auf und kam mir entgegen. Es gehe um den früheren Eigentümer, sagte ich, meinen Vetter, er sei ganz plötzlich verstorben. Ich tat einen Moment, als suchte ich in meiner Handtasche eine Visitenkarte. Wir, die Verwandten, sagte ich dann, ordneten nun die Hinterlassenschaft. Eigentlich sei alles ganz einfach, er sei ein ordentlicher Notar gewesen, aber ein paar private Aufzeichnungen fehlten. Es könnte in diesem Haus etwas liegengeblieben sein. Vielleicht im Keller oder auf dem Dachboden.

Die Frau telefonierte mit ihrem Chef. Nein, da sei nichts, sagte sie dann, der Chef sei ganz sicher, es seien nur ein paar leere Schränke im Keller geblieben. Leere Schränke? sagte ich. Ob ich nicht selbst mal nachsehen dürfe. Sie rief wieder den Chef an. Nun gut, sagte sie dann, aber sie komme mit und es müsse schnell gehen, der Chef oben erwarte sie.

Wir gingen hinunter. Sie zeigte mir die leeren Schränke. Ich öffnete die Schubladen. Nirgendwo eine Spur. Ganz zum Schluss zog ich eine Lade mit

Hängeregistratur heraus. Ich sah in die Hängetaschen hinein, auch die waren leer. Ich wollte schon die Lade schließen, da sah ich auf dem Boden unter den Hängetaschen Papiere liegen. Ein Fehlwurf des Notars, dachte ich. Was sonst? Er hatte die Papiere in eine Hängetasche legen wollen, aber sie waren zwischen zwei Taschen durchgerutscht. So muss es gewesen sein. Reiner Zufall, dass ich sie gesehen habe."

Sie sah mich an, als die Geschichte damit zu Ende.

"Und", fragte ich. "Was dann?"

"Na, was wohl?"

"Dann hat diese Frau dir die Papiere einfach überlassen?"

"Nein, natürlich nicht. Ich musste mir etwas einfallen lassen. Übrigens war es keine erfundene Geschichte, sondern eine, die der Notar mir einmal selbst erzählt hat. Vielleicht weißt du sogar davon."

"Erzähl weiter."

"Es war bei unserem allerletzten Treffen. Er erzählte von seinem Hobby, einen neuen Schluss für alte Bücher zu erfinden. Er habe viele Texte von bekannten Romanen, Novellen und Dramen auf seinem Computer gespeichert und deren Schluss dann verändert. Fast alle erzählten Geschichten hätten einen beliebigen Schluss, sagte er, selbst die berühmtesten oft einen schlechten. Die Geschichten von Faust, Castorp, Josef K., Moby Dick, Don Quijote und viele andere, sogar die Bibel, hätten ein anderes Ende verdient, und solches andere Ende habe er diesen Geschichten anprobiert. Hier, sagte er mir und zeigte auf eine Schreibtischschublade, hier habe er alles gesammelt.

Daran dachte ich in diesem Moment. Ich erzählte es der Frau im Keller fast genau so, wie der Notar es mir erzählt hatte. Dann blätterte ich in den

Papieren. "Hier", sagte ich zu ihr, "das scheint eine solche Geschichte zu sein, sehen sie selbst." Ich bebte vor Aufregung. Dann tat sie genau, was ich mir in dem Moment wünschte. "Ich glaube Ihnen", sagte sie. "Nehmen Sie es mit." Im selben Moment klingelte ihr Telefon. "Der Chef", sagte sie. Dann brachte sie mich rasch zur Tür. Ohne Fragen zu stellen. Sie weiß nicht einmal meinen Namen, keine Telefonnummer, nichts.

Ich nickte respektvoll. "Clever gemacht", sagte ich. "Und was nun?"

"Nun haben wir ein Stück Bericht mehr."

"Wirklich?" sagte ich. "Aus dem früheren Keller des Notars? Aus einer leeren Schreibtischschublade? Das ist zu simpel, um wahr zu sein."

"Ist aber wahr."

Dann sah sie mich an, als müsste ich wissen, was kommt, aber ich ahnte es nicht.

"Und nun?" sagte ich.

"Jetzt bist du am Zug."

Hester müsste wissen, dass vieles bei mir nicht so schnell geht wie bei ihr und nicht auf Kommando. Aber es nützt nichts, mit der Behäbigkeit des Älteren oder mit der Weisheit des Ergrauenden gegen jugendliche Ungeduld anreden zu wollen. Meine Gedanken waren ohnehin woanders. Ich dachte an den Notar, wie er abends in seinem Büro an einem neuen Schluss für einen bekannten Roman tüftelt. Nie hatte er ein Wort mit mir darüber gesprochen. Er hatte es nicht getan, dachte ich, weil er seinen eigenen Versuchen noch nicht traute, aber er hätte es irgendwann später getan, wenn sie seinen Ansprüchen standhielten. Dann sah ich sein karges Zimmer in New York vor mir, und ich stellte mir vor, wie er dort weiter an neuen Schlusskapiteln altbekannter Geschichten arbeitete. Ja, genau so könnte es gewesen sein.

"Du bist am Zug", wiederholte sie.

Im Grunde hatte sie Recht. Irgendwann musste auch ich wieder am Zug sein. Ich hatte es nicht gewollt oder zumindest noch nicht, aber ich hatte es kommen sehen. Ganz und gar unvorbereitet war ich nicht. Es hatte Momente gegeben, in denen ich in Gedanken vorwegnahm, wie Hester mich erwartungsvoll ansehen und genau das sagen würde: Du bist am Zug. In solchen Momenten hatte ich überlegt, was ich darauf sagen würde, und jetzt konnte ich nicht sagen, dass ich nichts im Sinn hatte. Ja, ich hatte wirklich etwas im Sinn. Ich hatte in Gedanken eine Liste von Personen erstellt, die etwas mit dem Bericht oder seinem Verschwinden zu tun haben oder die etwas darüber wissen könnten. Zwei Personen waren auf der Liste von Anfang an ganz weit oben.

"Du kennst doch Lembcke und Levertoff", sagte ich.

"Du meinst die...."

"Ja, genau die beiden meine ich. Levertoff und Lembke."

24 Ben

Bei K. blitzt immer wieder für kurze Momente etwas Neues unerwartet Menschliches auf. An seine hohe unbehaarte Stirn und die unbehaarten Partien um die Nase herum habe ich mich schon so sehr gewöhnt, dass das Menschliche daran mir nicht einmal mehr in den Sinn kommt. Aber vieles andere an ihm kommt für kurze Momente ebenso menschlich vor. Meistens sehe ich K. natürlich als den tierischen Vierbeiner vor mir, der er nun einmal ist, als unmenschlich kleines Klauentier, als Ziege oder Schaf oder Schiege, und dann meine ich plötzlich etwas wie menschliches Naserümpfen, Augenzwinkern oder Kopfschütteln zu erkennen

oder eine kurze Bewegung des Körpers, die sekundenlang wie ein Versuch des aufrechten Gangs erscheint. In solchen kurzen Momenten ist es, als sei K.s tierisches Äußeres nur ein genetisches Missgeschick, das über ein zutiefst menschliches Inneres hinwegtäuscht.

Aber das hat mich im Umgang mit K. vielleicht auf eine falsche Spur gebracht. Wenn ich an K. denke, denke ich noch immer zu menschlich. K. kann sich leicht in Menschen hineindenken, aber ich habe mich noch zu wenig bemüht, mich in ihn hineinzudenken. Es mag auch daran liegen, dass er so viel von Menschen Geschriebenes, Gesprochenes und Dargestelltes aufgesogen hat, so viel menschlichen Geist und menschliche Kultur, ich aber umso weniger über die Menschlinge. Es gibt ja keine Bücher, die von Menschlingen verfasst, keine Hörbücher, die von Menschlingen gesprochen und keine Menschlingsartefakte, die irgendwo anzuschauen wären. Insofern konnten unsere bisherigen Dialoge nur einseitig menschlich sein. Der Notar stört sich aber nicht daran. Er wollte ohnehin erst einmal protokolliert haben, was Menschlinge über Menschen denken, nicht umgekehrt. Nun will ich langsam nachholen, was ich bisher über Menschlinge zu fragen versäumt habe, aber K. kommt dabei doch immer wieder auf Menschliches zu sprechen.

K. ist – menschlich gesprochen – wie besessen von Fragen der Instinktausstattung. Die Instinkte der Menschlinge sind anders als die von Menschen, also sind es auch die Gefühle. Aber die Spezies Menschling hat keine Traditionen und keine Konventionen, und schon deswegen ist für K. die Beschäftigung mit Menschen so bedeutungsvoll. Er zieht Vergleiche zu den Menschen, um sich ein Bild von sich selbst als Menschling machen zu können. Dazu gehören eben auch seine nichtmenschlichen, aber doch mit den menschlichen vergleichbaren Instinkte, also auch seine Empfindungen.

Ich lasse hier vieles aus, was wir zu diesem Thema ausgetauscht haben. Die nachfolgenden Dialoge scheinen mir aber auf jeden Fall erinnenswert.

Bei Menschen geschieht zu viel Tragisches, hast du gesagt. Mag sein. Aber wie ist es bei Menschlingen?

K.: Bei uns ist noch wenig Tragisches passiert, weil es uns Menschlinge noch nicht lange gibt. Wenn ich über menschliche Tragödien lese, dann denke ich manchmal, es könnte eine Einstimmung auf Tragödien bei uns Menschlingen sein.

Dann hältst du Tragisches für unvermeidlich, auch bei Menschlingen?

K.: Du weißt, dass auch wir nicht auf einer Insel des Glücks leben. Krankheit, Sehnsucht, Einsamkeit, Lebensüberdruß, Tod, das wird es wohl immer geben, unter Menschen und früher oder später auch unter Menschlingen. Aber es gibt unvermeidbare Tragik und vermeidbare. Bei den Menschen scheint es viel vermeidbare Tragik zu geben.

Und warum, meinst du, ist es so?

K.: Wenn Menschen ihre Instinkte ausleben, dann wird es für Menschen gefährlich. Besonders gefährlich ist es offenbar, wenn Männer es tun, und am allergefährlichsten scheint es bei Männern zu sein, die Macht haben. Krieg, Terror, Mord, Gewalt, das ist bei Menschen offenbar hauptsächlich Männersache. Es scheint auch andere Gründe dafür zu geben, aber der Hauptgrund sind wohl die unbeherrschten Instinkte.

Kann man etwas daran ändern? Könnten Menschen etwas an ihrer Instinktausstattung ändern?

K.: Natürlich nicht. Die meisten Instinkte hat man ein Leben lang. Man kann sie höchstens überlisten.

Und womit?

K.: Du weißt es doch. Mit Vernunft, mit nichts anderem.

Was den Menschen fehlt, um weniger Tragisches zu erleben, wären demnach Siege der Vernunft?

K.: Es klingt einfach, aber es scheint für Menschen schwer verständlich zu sein.

Erklär es genauer.

K.: Instinkte zu überlisten ist ein Sieg der Vernunft, aber es scheint Menschen wenig Glück zu bringen. Eher im Gegenteil. Vernunft hilft, Instinkte zu überlisten, sie beugt Tragischem vor, aber sie scheint Menschen manchmal auch unglücklich zu machen.

Das Gefühl ist also auf Seiten des Instinkts?

K.: So könnte man es beschreiben. Aber du als Mensch weißt es besser als ich.

Vernunft allein macht nicht glücklich, das ist klar. Wenn Menschen ihre Instinkte unterdrücken, um großes Unglück zu verhüten, dann ersetzen sie nur ein großes Unglück durch ein kleineres. So meinst du das?

K.: Genau.

Gibt es daraus keinen Ausweg?

K.: Nur den, dass Menschen die Vernunft als Glücksbringer schätzen lernen. Auch die kollektive Vernunft übrigens. Also auch die politische.

Wäre das nicht ein andauernder Kampf gegen die Glücksversprechungen der Instinkte?

K.: Ja, aber ihr würdet dafür noch mit etwas anderem entschädigt.

Womit?

K.: Mit einem sinnvollen Leben. Nichts anderes brächte dem Leben der Menschen so viel Sinn wie die Versöhnung von Vernunft und Instinkt. Das ist aber eine Aufgabe für Jahrtausende.

Von K. höre ich mir Dinge an, die ich mir von einem Menschen kaum würde bieten lassen. Hätte ein Mensch sich ähnlich über Menschen und menschliche Instinkte geäußert wie K., hätte ich anders reagiert. Ich hätte ihn der Übertreibung oder der Menschenverachtung geziehen. Nicht so bei K. Er macht mich mit solchen Bemerkungen nur nachdenklich. Ich wollte eine Denkpause einlegen. Aber K. nutzte, was selten ist, mein Schweigen für eine weitere Belehrung, die ich nur mit wenigen kurzen Einwüfen unterbrach.

K.: Das unseligste genetische Erbe, das ihr Menschen mit euch herumträgt, ist natürlich die Gewaltbereitschaft. Am schlimmsten scheint sie bei jungen Männern zu sein, aber bei manchen hält sie offenbar bis ins hohe Alter an.

Ja, so ist es wohl. Leider.

K.: Aber liegt es wirklich nur an den Männern, dass Gewaltbereitschaft so viel Leid bringt? Hat nicht die Aura von Gewaltbereitschaft zu einem gewissen Grad eine erotische Wirkung auf menschliche Frauen? Früher sollen viele Frauen eine Schwäche für Männer in Uniform gehabt haben. Die Uniform war ein Zeichen der Gewaltbereitschaft, die Gewaltbereitschaft ein Zeichen der Wehrhaftigkeit und die Wehrhaftigkeit ein Zeichen der Überlebenskraft. Dass Frauen sich Männer wünschen, die Überlebenskraft ausstrahlen, ist genetisch bedingt. Es macht ja auch Sinn. Deswegen soll ja auch Macht eine erotische Wirkung haben, besonders auf Frauen. Wer Macht hat, der hat über Rivalen obsiegt, ist also mit genetischen Merkmalen der Überlebensfähigkeit gesegnet.

Ja und? Die genetische Ausstattung ist nun einmal, wie sie ist.

K.: Der Gedanke geht noch weiter. Die Merkmale der Gewaltbereitschaft machen den Mann offenbar zum bevorzugten Zeugungspartner, aber nicht zum bevorzugten Lebenspartner. Also geben vor allem gewaltbereite männliche Zeugungspartner ihre Gene weiter, aber für die Aufzucht des Nachwuchses würden eigentlich andere Männer bevorzugt.

In der Theorie.

K.: Ja, menschlicher Theorie zufolge, das habe ich ja alles von dir. Ich frage mich nur, welche Rolle Verstand und Vernunft dabei spielen. Verstand ist ein Merkmal des Gehirns, man kann ihn von außen nicht sehen, nicht riechen, nicht fühlen. Männlicher Verstand wirkt daher nicht auf den weiblichen Instinkt, also tut es auch die männliche Vernunft nicht. Umgekehrt gilt natürlich das Gleiche. Weibliche Vernunft wirkt nicht auf den männlichen Instinkt.

Und was wären die Folgen?

K.: Die Gene, also die Instinkte, zielen nicht auf die Mehrung von Vernunft ab. Sie sind bei Menschen eher auf das individuelle Überleben im physischen Überlebenskampf ausgerichtet. Aber das passt nicht mehr in die Menschenwelt, wie ist. Eure archaischen Instinkte treiben euch immer noch in archaische Konflikte und damit in archaisches Unglück.

Also ein genetisch programmiertes Unglück?

K.: Es scheint so. Menschen haben übrigens in früheren Zeiten einige interessante Experimente mit der menschlichen Instinktausstattung angestellt. Vor allem mit der männlichen Instinktausstattung. Du weißt, was ich meine.

Nein.

K.: Menschen haben Männer ohne männliche Instinktausstattung geschaffen.

Meinst du etwa das Kastrieren von Männern?

K.: Ja. Kastrierte Männer waren gute Haremswächter, manchmal waren sie gute Sänger, aber es gab auch ganz andere Motive. Kastriert wurde auch, weil man ahnte, dass mit der männlichen Instinktausstattung etwas nicht stimmte. Menschen wollten wissen, was es bedeutet, ein Mann ohne männliche Instinktausstattung zu sein. Das geschah früher relativ häufig, es wurde nur wenig darüber geschrieben. Man muss in dieser Sache sozusagen zwischen den Zeilen lesen.

Und was entdeckt man da?

K.: Die Ergebnisse sind beachtlich. Männlichkeit hat nach allem, was man weiß, für den menschlichen Mann schlimme Folgen. Sie verkürzt zum Beispiel das Leben. Kastrierte Männer leben im Durchschnitt acht Jahre länger. Sie leben etwa so lange wie Frauen. Es ist, als würde mit der Kastration ein Selbstzerstörungsgen ausgeschaltet.

Und warum sagst du das ausgerechnet mir?

K.: Ich meine ja nicht, du solltest dich kastrieren lassen. Du am allerwenigsten. Aber offenbar sind es vor allem männliche Gene und die männliche Instinktausstattung, die zivilisatorischem Fortschritt im Weg stehen. Es ist sicher auch ein Mangel an Verstand, aber es sind auch die unseligen Instinkte. Gewalttätigkeit, Gefühlsarmut, die Brüchigkeit menschlicher Zivilisation, all das hat vor allem mit männlichen Instinkten zu tun. Vor allem derentwegen ist so viel menschliche Staatsgewalt vonnöten, um zivilisierte Regeln halbwegs durchzusetzen.

Kastration als Wohltat, oder was?

K.: Du scheinst die von Menschen geschriebenen Geschichten, die ich von dir kenne, nicht alle selbst zu kennen. Zum Beispiel die schöne Geschichte von dem Chirurgen, der sich für einen Wohltäter der Menschen hielt. Er kastrierte männliche Patienten, ohne dass sie es wussten. Er behauptete, bei seiner Methode werde die männliche Instinktausstattung ausgeschaltet, männliche Sexualität und Zeugungsfähigkeit blieben dagegen für längere Zeit erhalten. Dieser Mann könnte wirklich ein Wohltäter sein. Die Lebenserwartung seiner Patienten ist deutlich gesteigert, sie fühlen sich glücklicher, und sie scheinen anderen weniger Unglück zu bringen.

Das ist Fiktion, keine wahre Geschichte.

K.: Wer weiß. Der Mann musste, so geht die Geschichte, am Ende untertauchen. Er musste sich vor Menschen in Sicherheit bringen.

Wie die Menschlinge.

K.: Ja, da gibt es Parallelen.

Ich fühlte mich elend nach diesem Gespräch. Ich fragte mich, ob ich einer von denen sei, die Überlebenskraft ausstrahlen. Sicher nicht, dachte ich. Mir fehlt es am Anschein der Wehrhaftigkeit gegenüber einer feindlichen Natur und feindlichen Artgenossen. Ich überlebe allein dank der Segnungen der Zivilisation, und ich bin daher als Zeugungspartner unattraktiv. Meine Frau hat sich meiner aus reiner Barmherzigkeit angenommen, nicht, weil ihr Instinkt mich als halbwegs attraktiven Zeugungspartner ausgemacht hätte. Aus weiblicher Sicht wäre ich nur begehrt für die Hilfe bei der Aufzucht von fremd gezeugtem Nachwuchs.

Und noch etwas hat mich irritiert. Wenn es nicht die Vernunft ist, die einen Menschen als Zeugungspartner attraktiv macht, dann ist es um die genetische Zukunft der menschlichen Spezies schlecht bestellt. Dann werden Menschen mit viel Vernunft weniger Nachkommen haben als andere, und es geht mit der durchschnittlichen Verstandes- und Vernunftausstattung der Menschheit tendenziell bergab. Aber Menschen, so sagte K. einmal, kümmerten solche Probleme ja wenig, weil sie zu weit in der Zukunft liegen.

25 Notar

Vorweg kurz etwas zum obigen Protokoll. Ich wollte es zuerst nicht in diesen Bericht aufnehmen, um K. nicht den Menschen noch mehr zu entfremden. Aber wer sich für K. wirklich interessiert, muss dies aushalten.

Ich will hier noch einen eigenen Gedanken in Sachen Gewaltbereitschaft anfügen. Es ist ja nicht so, dass die Menschen ihrer Gewaltbereitschaft einfach freien Lauf ließen. Dann lebten wir einer unerträglichen Welt. Zum Glück gelingt es den Menschen, ihre

Gewaltbereitschaft großenteils auf glimpfliche Art abzureagieren, u.a. als Akteure und als Zuschauer im Spiel und Sport. Aber Gewaltbereitschaft wird eben leider auch immer wieder in der Politik abreagiert. Bürger tun es indirekt mit Wählerstimmen für Politiker und Parteien, die Gewaltbereitschaft ausstrahlen. Das geschieht in historischen Wellenbewegungen. Es geschieht auch immer noch in Ländern, die sich für die zivilisiertesten halten.

Solange solches Wahlverhalten nur aggressive Minderheiten in die Parlamente bringt, könnte man den Schaden für gering halten. Aber das wäre falsch. Denn auch wo aggressive Populisten nur in der Minderheit sind, verschwenden Parlamente viel Energie in der Auseinandersetzung mit deren gewaltbereiter Rhetorik. Sie reiben sich im Kampf gegen einen befürchteten zivilisatorischen Rückfall auf, statt sich ganz auf die langfristigen Zukunftsprobleme zu konzentrieren. Auch bei uns.

Aber genug davon. Ich sollte hier nicht aus meiner nüchternen Rolle als Notar heraustreten und Stellung beziehen. Ein Dieses eine Mal lasse ich es mir aber durchgehen. Weil ich fast sicher bin, dass Ben es genau so gemeint hat und dass er es auch so beschrieben hätte, wenn nicht sein schweigsames Naturell wäre.

Nun zurück zu ihm. Zu Ben.

'Untertauchen, um sich vor den Menschen in Sicherheit zu bringen', diese Bemerkung von K. hat sich Ben tief eingepägt. Ben, der Meister des Schweigens, ist von sich aus darauf zu sprechen gekommen. Er habe lange darüber nachgedacht, sagte er mir, und er wisse jetzt, auch er müsse mitsamt den Menschlingen jederzeit untertauchen können und notfalls die Menschlinge vor Menschen in Sicherheit bringen. Er wisse, wie es gehe, und er sei vorbereitet. "Gut vorbereitet", wiederholte er, als könnte ich ihn nicht ernst genug genommen haben.

Wenn ich Ben so reden höre, packt mich ein schlechtes Gewissen. Dann denke ich, dass Ben für diesen Bericht nur K.s Gedanken protokollieren sollte, ohne dass

explizit von Menschlingen die Rede wäre. Denn alles andere würde gefährliche Neugier von Menschen an Menschlingen wecken.

Dominik bedrängt mich weiter, das Gegenteil zu tun. Ich machte den Bericht doch für Menschen, sagt er, und für deren Neugier könnte ich doch ablenkende Köder auslegen.

"Das tue ich ja auch", sagte ich.

Wenigstens bemüht Dominik sich, K. einigermaßen zu verstehen, auch wenn er manchmal noch bezweifelt, dass es ihn gibt. Er versteht K.s Ängste vor den Menschen, weil er auch über die Menschen Bescheid weiß, vor denen K. Angst hat.

Ich solle mir einen K. einmal an einem anderen Ort vorstellen als in Bens Obhut, sagte Dominik. Andere als Ben würden einen K. wahrscheinlich, wenn nicht zur Dressur, dann in einem Labor einsetzen, als Versuchstier für die Wissenschaft. Ein schlimmeres Schicksal gäbe es kaum. Dominik muss es wissen, denn vor Jahren hat er für Tierschützer einen langen Prozess gegen Wissenschaftler geführt, die Tierversuche anstellten. Einen fast aussichtslosen Prozess übrigens, wie er mir erklärte, da das Tun dieser Wissenschaftler im Grunde legal sei, die wahrhaft Schuldigen seien die Gesetzgeber, die solches Tun legalisierten.

Ich solle mir einmal vorstellen, sagte Dominik, welche Versuche menschliche Wissenschaftler mit Menschlingen anstellen würden. Versuche u.a. zur physischen und psychischen Belastbarkeit, zur Resistenz gegen Krankheiten, zur Medikamentenverträglichkeit und vielleicht noch zur Lernfähigkeit. Wenn es überhaupt einen Trost in solchem Menschlingsdasein gäbe, dann allenfalls in der Hoffnung, der menschlichen Wissenschaft von Nutzen zu sein.

"Der Wissenschaft oder den Menschen?", fragte ich.

Er sah mich erstaunt an. "Ja", sagte er nach einer Weile, "das ist natürlich nicht dasselbe."

Aber hier gleich wieder zurück zu Ben und K.

26 Ben

K.: Manche Menschen scheinen wirklich zu fürchten, den Menschen könne das Unglück ausgehen. Not mache erfinderisch, denken sie, also mache auch Unglück erfinderisch, und Erfindung könne es nie genug geben. Ein typisch menschlicher Fehlschluss. Die meisten Erfindungen, die aus einer Not geboren sind, helfen nur, eben diese Not zu lindern, und wenn es diese Not nicht gäbe, bedürfte es auch solcher Erfindungen nicht. Besonders Männern scheint es schwerzufallen, das zu verstehen.

Es scheint so, aber genau weiß man es nicht.

K.: Menschen loben die Not auch, weil sie ihnen kulturell fruchtbar erscheint. Auch das ist ein Lob der Tragik. Manche Menschen scheinen zu glauben, ohne Tragik mangle es an Lebenssinn, und dann ziehen sie der Sinnlosigkeit doch die Tragik vor. Wo es ihnen nicht tragisch genug zuing, haben Menschen daher oft Tragisches angezettelt. Sogar Krieg wurde für Menschen zum Sinnstifter, und wo es der Krieg nicht war, da war es die Vermeidung vorgeblich drohender Kriege. Andere menschengemachte Katastrophen spielen übrigens eine ähnliche Rolle. Auch Wirtschaftskrisen zum Beispiel und anderen nationalen und globalen Krisen bis hin zu Pandemien schreiben einige Menschen einen höheren Sinn zu, weil diese den Erfindungsgeist beflügelten.

Das war vielleicht früher so.

K.: Nicht nur früher. Das Wissen über Menschen, das ich dir verdanke, sagt mir, dass es noch immer so ist. Das Zeitalter von Menschen gerechtfertigter Katastrophen ist noch jung.

Und wo liegt dabei der Denkfehler?

K.: Es gibt genug Unglück, auch ohne das von Menschen verschuldete. Um Lebenssinn, Kultur und Erfindungsgeist muss den Menschen daher nicht bange sein, auch wenn sie selbst kein zusätzliches Unglück schaffen.

Aber Menschen können nicht davon lassen?

K.: Ja. Und es hat immer wieder mit menschlichen Instinkten zu tun, die nicht mehr in die menschengemachte Welt passen. Menschliche Vernunft sollte dafür sorgen, dass die Auswirkungen dieser Instinkte glimpflich bleiben, aber dafür ist der menschliche Verstand zu schwach.

Weil er schwächer ist als der Menschlingsverstand?

K.: Das wäre zu einfach gedacht. Du weißt ja, dass der Verstand bei uns Menschlingen eine andere Rolle spielt als bei euch Menschen.

K. hielt inne. Er hatte begonnen, über Menschlinge zu sprechen, und das tut er noch immer ungern. Wenn er es tut, dann meistens nach beharrlichem Drängen. Er rechnet nicht mit viel menschlichem Verständnis für die Eigenarten von Menschlingen, auch noch immer nicht bei mir. Ich konnte ihn zum Weiterreden bewegen, aber wie so oft kamen wir dann rasch wieder auf menschliche Eigenarten zu sprechen.

K.: Habe ich es dir nicht schon erklärt? Bei uns entwickelt sich zuerst der Verstand und mit ihm auch die Vernunft, und die Instinkte erwachen später. Instinkte wachsen gewissermaßen unter Aufsicht der Vernunft heran. Auch die Gefühle tun es.

Ist es nicht bei manchen Menschen ähnlich?

K.: Das glaube ich nicht. Menschliche Instinkte sind doch da, lange bevor der Verstand zur Stelle ist. Sie wachsen zumindest nicht unter Aufsicht der Vernunft heran wie bei Menschlingen. Die Instinkte nicht, also auch nicht die Gefühle. Beides ist bei Menschen nicht unter Kontrolle. Nicht von der Vernunft gebändigt.

Aber Gefühle will man doch nicht ganz und gar der Vernunft unterwerfen. Sie sind – du hast es selbst gesagt – eine Glücksquelle.

K.: Nicht nur irgendeine, sondern die eigentliche.

Eben.

K.: Sie sind aber auch eine Quelle des Unglücks. Deswegen werden Gefühle ja von Menschen so oft verdrängt. Das scheint eine Zeitlang gegen Unglück zu helfen, aber früher oder später macht es alles noch schlimmer.

Wenn Gefühle verdrängt sind, weiß die Vernunft nicht mehr, was sie beaufsichtigen soll?

K.: So kann man es beschreiben. Es kann so weit kommen, dass Gefühle später mühsam neu entdeckt oder erlernt werden müssen.

Du sprichst, als hättest du es selbst erlebt. Als hättest du Gefühle wie ein menschlicher Mann.

K.: Ich gebe nur wieder, was Menschen über Menschen geschrieben haben.

Aber du sagst es, als würde es Menschen besser gehen, wenn der Menschenverstand an den Menschlingsverstand heranreichte.

K.: Auch der Menschlingsverstand ist sehr beschränkt. Wir Menschlinge scheinen im Gehirn ja so etwas wie Mutanten der menschlichen Spezies zu sein, also hat unser Verstand ähnliche Grenzen wie der von Menschen. Das ist schon deswegen so, weil wir nicht besser mit Sinnesorganen ausgestattet sind als Menschen. Auch wir Menschlinge haben nur fünf Sinne. Leider.

Leider?

Ich war irritiert. K. wollte wieder das Thema wechseln. Nach der Verstandesschwäche und den unbeherrschten Instinkten und Gefühlen der Menschen

kam er nun zu den Schwächen der menschlichen Sinnesausstattung. Aber für ihn schien das kein Themenwechsel zu sein, sondern nur eine Fortsetzung.

"Leider nur fünf Sinne?", wiederholte ich.

K.: Unsere Vorstellungskraft ist durch die Sinnesorgane begrenzt. Auch ich als Menschling kann nicht viel anders sehen, riechen, hören, schmecken und tasten als ihr. Besser vielleicht, aber nicht viel anders. Auch uns Menschlingen würde es schwerfallen, so etwas wie eine Relativitätstheorie oder eine Quantentheorie hervorzubringen. Dafür ist auch unser Vorstellungsvermögen zu schwach. Aber immerhin wissen wir, woran es liegen könnte.

An einem fehlenden Sinnesorgan?

K.: Ja.

Und welches Sinnesorgan fehlt dir?

K.: Wenn ich das beschreiben könnte, dann wäre es fast schon, als hätte ich es.

Weißt du denn, was solch ein zusätzliches Sinnesorgan uns ersparen könnte?

K.: Zum Beispiel all die komplizierten Apparaturen, mit denen Menschen sichtbar oder hörbar machen, was sonst ihren Sinnen verborgen bliebe. Eigentlich würden Menschen die Hilfe einer Spezies brauchen, die mehr Sinnesorgane hat als sie selbst.

Die gibt es aber nicht.

K.: Wenigstens können wir sie uns nicht vorstellen. Wir können uns vielleicht ein Leben vorstellen, in dem wir ein Sinnesorgan weniger haben, in dem wir also beispielsweise blind oder taub sind, aber kein Leben mit einem Sinnesorgan mehr.

Natürlich nicht.

K.: Wer ein Sinnesorgan weniger hat, kann z.B. von einer Blindenschrift oder einer Zeichensprache profitieren, die von Sehenden und Hörenden entwickelt wurde, also von Menschen mit vollständiger Sinnesausstattung. So ähnlich würden Menschen

profitieren, wenn ihnen eine Spezies hülfe, die mit mindestens ein Sinnesorgan mehr hat.

Sechs oder sieben Sinne?

K.: Ja.

Aber diese Spezies müsste, um den Menschen helfen zu können, auch einen ebenbürtigen Verstand haben.

K.: Mindestens einen ebenbürtigen.

Aber von Menschlingen könnten Menschen trotzdem profitieren, obwohl Menschlinge nur dieselben fünf Sinne haben.

K.: Das sollen Menschen selbst beurteilen.

Damit gab er mir wieder einmal zu verstehen, dass es genug war. Er ahnte wohl auch, dass mir ein Wort wie Elite auf der Zunge lag, und darüber sprach er nicht gern. Viele Menschen tun sich schon schwer mit der Vorstellung von menschlichen Eliten, und erst recht würden sie sich schwertun mit Gedanken, die wahre Elite sei eine nichtmenschliche Spezies.

Aber was sollten Menschlinge anderes sein? Vielleicht könnten sie so etwas wie Glück nur als dienende Elite für Menschen finden. So wie ein Blindenhund sein bescheidenes Glück im Dienst für nichtsehende Menschen findet. Der Mensch also quasi als uninspirierter Blinder, geführt vom hellsichtigen K. und Seinesgleichen? Die Vorstellung ist nicht schmeichelhaft für Menschen, aber ganz abwegig erscheint sie mir nicht mehr.

Dominik IX

Wie war ich auf Levertoff und Lembcke gekommen? Was hatte mich darauf gebracht, dass diese beiden etwas mit dem Bericht und seinem Untertauchen zu tun haben können? Die Geschichte ist viel zu lang, um sie hier auszubreiten, aber auch viel zu wichtig, um sie zu übergehen.

Es war Hester, die mich immer zu einem methodischen Vorgehen gedrängt hatte. Mach eine gedankliche Rasterfahndung, hatte sie gesagt. Überlege, ob du jemanden kennst, der ein Interesse an dem Bericht haben könnte oder ein Interesse, ihn zu verhindern. Oder überlege, ob du jemanden kennst, der solche Person kennen könnte. Und dann mach eine Liste.

"In dem Bericht geht es um die menschliche Spezies", sagte ich. "Insofern müsste jeder Mensch irgendein Interesse an dem Bericht haben."

"Quatsch."

"Jeder Mensch hat Interessen, Gefühle oder Instinkte, deren Vernünftigkeit der Bericht in Frage stellt. Insofern wäre es jedem Menschen recht, wenn der Bericht nicht mehr auftauchte. Insofern gehört die ganze Menschheit auf die Liste der möglichen Widersacher", erwiderte ich, als hätte ich sie bei einem Denkfehler ertappt.

"Ach", sagte sie, "bleib ernst. Die Frage ist doch jetzt, wer was mit dem Bericht angestellt hat."

Natürlich war das und nichts anderes die eigentliche Frage.

"Gut, ich denke darüber nach", versprach ich.

Erst nach dem Gespräch wurde mir langsam klar, wie wenig ich noch über die Hintergründe des Berichts wusste. Ich hätte dem Notar von Anfang viel mehr Fragen stellen sollen. Ich habe es nicht getan, Hester hat es nicht

getan, und auch Ben, von dem wir beide keine Spur haben, würde von nichts wissen. Wessen Idee war es gewesen, einen solchen Bericht zu verfassen? Wer könnte es dem Notar nahegelegt, wer könnte ihn dazu beauftragt haben?

Oder anders herum: Wen könnte der Notar gefragt haben, ob er an solch einem Projekt Interesse hätte? Wen könnte er gefragt habe, wie ein solcher Bericht sich verwerten ließe? Ob er z.B. ein Fall für die Wissenschaft sei. Oder eher für wissbegierige Laien.

Wer auch immer diese Personen, wenn es sie überhaupt gab, waren, ich hätte sie aufzuspüren. Sie notfalls suchen wie die Nadel im Heuhaufen. Aber wem würde ich welche Fragen dazu stellen können, ohne mich lächerlich zu machen? "Haben Sie zufällig einen Notar beauftragt, einen Bericht über ein neu entdecktes menschenähnliches Wesen zu erstellen?" Oder: "Hat zufällig ein Notar Sie gefragt, ob Sie sich für einen Bericht über ein bisher unbekanntes menschenähnliches Wesen einsetzen würden? Mit Geld oder sonstwie?"

Aber wen konnte ich um Hilfe bitten, ohne zu viel preiszugeben? Ich versuchte erst einmal, mir die Vorgeschichte des Berichts genauer auszumalen. Und je länger ich darüber nachdachte, desto klarer wurde mir: Die erste Idee zu diesem Bericht hatte niemand anderer als ER, der Notar. Es gab niemand anderen, der Ben *und* Hester kannte. Niemand anderer hätte also darauf kommen können, dass aus deren Aufzeichnungen über E. und K. einmal ein zusammenhängender Bericht werden könnte.

So ungefähr muss es gewesen, aber ganz allein hatte auch ER einen solchen Gedanken nicht zu Ende denken können. Er muss versucht haben, sich irgendwo zu vergewissern. Aber bei wem? Bei einem Wissenschaftler vermutlich, das war mein erster Gedanke, aber aus welcher Wissenschaft?

Welche Wissenschaft würde sich für ein Wesen wie K. zuständig fühlen?
Auch dazu würde der Notar Rat gesucht haben. Aber wo?

Um weiterkommen, um überhaupt weiterfragen zu können, musste ich mir eine Geschichte ausdenken. Eine Geschichte über den Bericht, die nicht gelogen war, die aber, wenn ich sie erzählte, zumindest das Inkognito des Notars wahren würde.

In solchen Dingen bin ich nicht gut. Ein viel besserer Geschichtenerfinder war ER gewesen, auch Hester könnte es besser, aber dies hier sollte mein Projekt sein. Ich machte immer neue Anläufe, schrieb wirres Zeug zusammen, einen halben Papierkorb voller abgebrochener Notizen, bis ich am Ende eine davon wieder hervorkramte. Die, wie ich meinte, am wenigsten abstruse. Ich überflog die Notiz noch einmal und schmunzelte. Vielleicht, dachte ich, genau richtig für die, mit denen ich bald reden muss.

Dann rief ich zwei Freunde aus der Studienzeit an, der eine Staatsanwalt, der andere Wissenschaftsjournalist.

"Was es alles gibt", sagte der Staatsanwalt, als ich ihm die Angelegenheit kurz geschildert hatte. "Man glaubt es nicht."

"Und du? Glaubst du es denn?"

"Ich würde es gern glauben", sagte er.

Der Wissenschaftsjournalist sagte: "Tolle Geschichte. Phantastisch. Aber..."

"Was aber?"

"Eigentlich nichts", sagte er. "Von mir aus kein Aber. Aber überleg dir, wem du so etwas erzählst."

Mehr hatte ich nicht zu hoffen gewagt. Beide nahmen mich also halbwegs ernst. Der eine mehr, der andere weniger. Kurz danach riefen mich beide wieder an. Nicht nur aus Höflichkeit, nicht nur aus Neugier, sondern mit wichtigen Hinweisen. Hinweisen auf Menschen, mit denen ich mal reden könnte. Und auf Menschen, die andere kennen könnten, mit ich reden könnte. So sammelte sich eine lange Liste von Personen, die beim Zustandekommen des Berichts eine Rolle gespielt haben könnten. Eine kleine zumindest. Von Personen, die der Notar um Rat gefragt haben könnte. Von Wissenschaftlern, die sich für das Projekt interessiert haben könnten, die also über Menschlinge, wenn es sie gibt, an vorderster Front würden mitforschen wollen. Und dann auch von Personen, die solch ein Projekt nach Kräften hätten verhindern mögen. Die fürchten könnten, dass solch ein Projekt ihre eigenen Projekte in den Schatten stelle würde. Und dann kamen noch Leute auf die Liste, die mit dem Notar kooperiert haben könnten, aber nun, nach seinem Tod, das nicht vollendbare und insofern unwissenschaftliche Projekt aus der Welt haben wollten. Oder zumindest ihren Namen heraushalten wollten. Von Leuten also, die sich womöglich von eigennützigen Helfern zu ebenso eigennützigen Saboteuren gewandelt hatten.

Ich recherchierte im Internet zu allen Leuten auf dieser Liste, und nach und nach strich ich die allermeisten von ihnen heraus. Am Ende blieben ein paar Dutzend.

Ziemlich weit am Ende der geschrumpften Liste standen zu Anfang die Namen Levertoff und Lembcke. Aber je länger ich mich mit diesen beiden befasste, desto weiter rückten sie auf. Am Ende stand Levertoff an allererster Stelle, dahinter Lembcke. An erster Stelle Levertoff, weil ich ihn persönlich kannte.

Levertoff ist Verhaltensforscher. In einem kleinen Fall war er einmal mein Mandant gewesen. Er rief mich eines Tages an und sagte, ich befasse mich doch mit Urheberrechten. Er sagte nicht Plagiatsangelegenheiten, er sagte Urheberrechte. So machen es die meisten Mandanten, wenn es um Plagiatsvorwürfe geht. Sie reden über Rechte, aber nicht über Verfehlungen. Auch Levertoff.

Die Sache, derentwegen er anrief, war aus seiner Sicht eine Nebensächlichlichkeit. Levertoff sollte über den Einfall eines jungen Fachkollegen geschrieben haben, als sei es sein eigener. Ich konnte den Streit mit zwei oder drei Telefonaten schlichten. Man einigte sich, dass Levertoff die Arbeiten des jungen Mannes zweimal in Fußnoten künftiger Aufsätze erwähnen würde. Zwei Fußnoten, mag der sich gesagt haben, sind besser als nur eine, worauf er im Stillen gehofft hatte. Die erste Fußnote gewissermaßen als Restitution in Sachen Urheberschaft, die zweite als zusätzliche moralische Wiedergutmachung. Aus Sicht des jungen Forschers also zwei Fliegen mit einer Klappe, moralisch gesiegt und an Fußnotenpublizität zweimal gewonnen. Er musste sich nur zum Stillschweigen verpflichten. Für Levertoff ein denkbar glimpflicher Ausgang.

Ein einziges Mal bekam ich Levertoff später leibhaftig zu Gesicht. Es war am Rande einer Tagung. "Das ist er", sagte mir ein befreundeter Jurist, "das ist Levertoff." Eine Erscheinung in auffallendem Kontrast zur Stimme, die ich vom Telefon kannte. Groß gewachsen, aber ein tapsiger, fast schleichender Gang, ein etwas abgewetztes Jackett und in der Hand eine Plastiktüte. Man wisse, sagte mir der Freund, darin sei Levertoffs ständiger flüssiger Begleiter. Ein Flachmann. Wenn nicht in einer Tüte, trage er ihn im Jackett, für Eingeweihte sichtbar als Aufwölbung im Bereich der Brusttasche.

Nein, eine blendende Erscheinung ist er nicht, aber reden kann er. Schreiben kann er auch, das weiß ich von den Aufsätzen, die er mir damals schickte. Nicht, dass er mit wirklich originellen Gedanken aufgefallen wäre, seine Stärke liegt anderswo. Er kann die Gedanken anderer glänzend formulieren. Was andere vorgedacht haben, wirkt in seinen Worten meistens origineller als im Original. Deswegen hört man ihm zu, deswegen liest man ihn.

Hatte ich, überlegte ich dann, meinem Freund, dem Notar gegenüber jemals Levertoff erwähnt? Und womöglich auch, dass Levertoff Verhaltensforscher war? Und dass er – erst jetzt fiel es mir wieder ein – einmal einen Artikel über tierische, menschliche und künstliche Intelligenz geschrieben hatte, wobei er in der letzteren die potenziell höhere sah? Könnte, ja musste es nicht so gewesen sein? Und war es dann nicht fast zwingend, dass Levertoff und der Notar miteinander in Kontakt waren?

Levertoff schreiben oder ihn anrufen, überlegte ich noch, dann entschied ich mich für anrufen. Die Chancen standen nicht gut. Er hätte auf Reisen sein können, in Konferenzen, in Vorlesungen, und natürlich hätte er sich verleugnen lassen können. Wenigstens einen Versuch sei es aber wert, dachte ich, ihm schreiben könne ich dann immer noch. Dann bekam ihn beim ersten Versuch an den Apparat.

Ich machte keine Umschweife. Es gehe um IHN, sagte ich, er kenne ihn ja, meinen verstorbenen Freund.

"Ach, der Notar ist tot?", unterbrach er mich sofort. Genau mit diesen Worten. Es war ihm herausgerutscht. Ich hatte nur vermutet, dass er von ihm, dem Notar, wirklich wusste, aber jetzt war es sonnenklar. Levertoff hatte ihn gekannt. Levertoff, das war eine Spur.

Er fuhr fort, als hätte er den vorschnellen Satz nicht gesagt. "Es ist ein Freund von Ihnen? Mein Beileid. Aber das ist sicher nicht der Grund Ihres

Anrufs." Ein paar Sätze später war das Gespräch beendet. Oh, sagte er, auf der anderen Leitung laufe ein wichtiges Gespräch auf, ich solle seiner Sekretärin meine Nummer geben.

'Warten Sie', hätte ich rufen mögen, 'nur einen Satz noch', aber zu spät. Ich hatte eine mögliche Spur, aber sonst nichts. Ich wusste, dass Levertoff etwas wusste, und wenn er etwas wusste, dann vielleicht auch andere, aber mehr wusste ich nicht.

"Wenn Levertoff es weiß, dann weiß es auch Lembcke", sagte Hester später, "und ein Lembcke behält so etwas nicht für sich."

"Aber dass mehrere etwas wissen, bedeutet noch nicht, dass sie auch darüber reden", erwiderte ich, gerade Leute wie Levertoff und Lembcke wüssten auch, worüber man zu schweigen habe. Zumindest offiziell zu schweigen, korrigierte ich mich.

Nach ein paar Tagen rief Levertoff zurück. Er redete selbstsicher und scheinbar locker wie ein vertrauter Freund, aber ich spürte, dass er seine Worte sehr gut überlegt hatte. 'Ach, der Notar ist tot'. Er wusste genau, dass ich diesen Satz nicht überhört hatte. Wir seien leider unterbrochen worden beim letzten Mal, sagte er, ich hätte ja wegen dieses Notars angerufen. Inzwischen wisse er, dass es ein Projekt dieses Mannes gegeben haben soll, nichts wirklich Wissenschaftliches, auch nichts wirklich Konkretes, eher ein Kuriosum, aber da er nun tot sei, habe sich das wohl erledigt.

"Gerade darum geht es mir aber", sagte ich.

Er tat erstaunt. "Haben Sie denn etwas in der Hand?"

Nicht viel, sagte ich, nur ein Bruchstück eines Berichts hätte ich, und nach dem Rest suchte ich. Deswegen suchte ich Menschen, die über den Bericht etwas wüssten, das ich nicht weiß.

"Sie haben nur ein Bruchstück?", fragte er.

"Ja."

Das tue ihm leid für mich, sagte er dann, und als ich darauf nichts erwiderte:

"Mit so etwas kann man nicht viel anfangen."

Ich achtete genau darauf, was er sagte, aber noch genauer darauf, was er nicht sagte. So hatten Hester und ich es überlegt. Er hatte nicht gesagt, dass er nichts wisse. Er hatte auch nicht gesagt, dass er nicht mehr wisse als ich. Also, schloss ich, wird er mehr wissen. Ein kluger Gedanke, lobte ich mich im Stillen, von dem Levertoff nichts ahnen darf.

"Und was, meinen Sie, sollte ich mit einem solchen Fragment machen?", fragte ich.

"Wenn Sie mögen, können Sie es in einem Tresor für die Nachwelt aufbewahren", sagte er, im Tonfall halb ernst und halb ironisch.

Levertoff ist einer, der keine Redepausen braucht, aber ich brauche manchmal Denkpausen, in denen ich nicht rede. Jetzt hätte ich eine Pause gebraucht, aber ich spürte, dass Levertoff sie mit einem Wortschwall gefüllt hätte. Ich beendete das Gespräch kurzerhand mit einer Dankesfloskel, dann legte ich auf. Dann versuchte ich, in Ruhe zu resümieren. Levertoff wusste etwas, das ich nicht wusste, aber er wollte nicht mehr sagen, als er gesagt hatte. Ein dürftiges Resümee.

Ein paar Tage danach rief ich ihn wieder an.

"Ach, Sie", sagte er. Es klang abschätzig.

Ich wolle noch einmal auf unser Gespräch zurückkommen, sagt ich steif.

"Seien Sie doch froh, wenn die Sache Ihnen keine Zeit mehr raubt", sagte er. Und als ich nicht lockerließ: "Wenn niemand mehr daran rührt, wird diesem

so genannten Bericht die Gnade des Vergessens zuteil werden. Tun Sie ihrem toten Freund den Gefallen und lassen Sie die Finger davon."

"Das habe ich nicht vor."

Ich hatte nicht vor, die Finger davon zu lassen. Genau das sagte ich. Selbstbewusst und – ungewollt – auch aggressiv. Aber Levertoff fing es auf. Er wechselte den Tonfall, er klang jetzt konzilient und doch wieder souverän und auch wieder eine Spur herablassend. Dieser Bericht sei nicht glaubwürdig, er bringe nichts wirklich Neues. Wenn überhaupt etwas daran interessant sei, dann seien es längst bekannte Ideen, nur anders aufbereitet, sagte er. "Sie wissen, wohin das führen könnte. Es ist doch Ihr Gebiet als Anwalt."

Er machte eine Pause, als wäre ich am Zuge, aber ich sagte nichts.

"Womöglich Plagiatsprozesse?"

Wieder eine kurze Pause.

"Sie wollen doch Ihren toten Freund nicht in einen Prozess verwickelt sehen?"

Er wartete die Antwort nicht ab.

"Sehen Sie!"

Ich dachte an Hester. Ihr würde ich von diesem Gespräch berichten müssen. Sie würde wissen wollen, ob ich die richtigen Fragen gestellt habe, möglichst unauffällige Fragen, wie eine Journalistin sie gestellt hätte, Fragen wie eine unsichtbare Falle, die zuschnappt, ehe der Befragte erkennt, warum er genau hiernach gefragt wurde.

Sag jetzt etwas, sagte ich zu mir, jetzt sofort, komme ihm zuvor. Aber mir fiel nichts ein.

Dann endlich sagte ich:

"Haben Sie mit Lembcke darüber gesprochen?"

Ein unbedachter Satz. Ich hatte keinen Schachzug im Kopf. Ich dachte nur an Personen, an die Namen möglicher weiterer Verdächtiger, also auch an Lembcke, die Nummer zwei auf meiner imaginären Liste. An Lembcke, den einst renommierten Historiker, mit dem ich mich bisher kaum befasst hatte.

Dann Stille am Telefon. Warum sagte er nichts? Ausgerechnet dieser redegewandte, nie um Antworten verlegene Levertoff sagte nichts.

Ein Moment des Schweigens, eine Schrecksekunde vielleicht, dann hatte er sich gefangen. Seine Stimme war eisig. "Ihr Engagement in dieser Sache scheint weit über das normale Maß hinauszugehen."

Er wartete kurz, als wollte er mir die Chance einer Replik geben, dann sagte er noch: "Dieser Notar war doch ein Dilettant. Sein so genannter Bericht war eine Mischung aus Banalitäten und Phantastereien." Kurzes Schweigen. "Wissenschaftlich gesehen." Dann noch eine kunstvolle, scheinbar höfliche Pause. Dann: "Machen Sie es gut."

Es gut machen. Genau das würde ich versuchen, dachte ich. Auch Hester sollte überzeugt sein, dass ich es so gut machte wie möglich.

Aber hatte nicht Levertoff doch ein bisschen Recht? War der Notar in dieser Sache nicht doch ein Phantast gewesen? Und war ich nicht hineingeraten in eine Sache, von der ich viel zu wenig verstand? War nicht K. doch nur die Einbildung eines überreizten Gehirns, das auch den Notar getäuscht hat? War auch ich dabei, das Gespür für die Wirklichkeit zu verlieren?

Aber Hester gibt es wirklich, und Hester sieht es anders. Hester weiß, dass E. keine Einbildung ist und auch seine späten Gedanken nicht. Und ich weiß, dass es die Witwe gibt, die mit sich gerungen hat, bis sie die Notizen des

Staatsmannes aus der Hand gab. Nein, wir geben nicht auf, sagte ich mir, schon gar nicht gegen einen wie Levertoff.

Aber ich bin keiner, der um des Kämpfens willen kämpft. Wenn Widerstände übermächtig erscheinen, gebe ich mich schnell geschlagen. Hester ist anders. Sie gibt nichts verloren. Sie ist die Löwin, die sich eher selbst opfert, als dass sie einem Gegner den Sieg überließe. Gegen Levertoff allein wollte ich nicht aufgeben, aber ich wusste, dass der Gegner nicht nur Levertoff war. Es würden auch nicht nur Levertoff und Lembcke sein. Auch dann nicht, wenn Lembcke Mitwisser ist.

Was, wenn die Widerstände am Ende wirklich übermächtig sind?", fragte ich Hester. "Was, wenn Lembcke und Levertoff nur Teile einer verzweigten Konspiration sind? Was, wenn eine Übermacht den Bericht des toten Notars totschweigen will? Was, wenn wir all dem nur hilflos zusehen können?"

Es klang, als hätte der Zweifel mich erschöpft. Aber dann Hester. Als hätte sie darauf nur gewartet. Hester, die Unbeugsame. "Wir müssen auch das Unmögliche wagen", sagte mir ihre Miene. Das Unmögliche. Grenzenlose Kampfeslust.

"Lass auch die Stimme der Vernunft sprechen", sagte ich. "Denk auch daran, was wir aufs Spiel setzen." Sie vielleicht ihre Journalistenkarriere, dachte ich, aber so denkt sie nicht. Es gibt Momente, in denen sie so denkt, aber nicht, wenn sie kämpft. Dann denkt sie nur daran, dass Sieg möglich ist und dass auf eine Niederlage wieder nur ein Kampf folgt, den sie gewinnen will. So denkt sie auch, aber nicht nur, weil sie jünger ist.

"Wir müssen eben einen Plan haben", sagte sie. Wenn sie selbst keinen fertigen Plan hatte, dann hätte ich ihn zu haben. Sie hatte den Willen, ich hatte den Plan zu haben.

"Übermacht zählt nicht", sagte sie. "Wir sind David, die anderen Goliath. Je besser unser Plan, desto größer unsere Chance."

"Mag sein", sagte ich.

"Nein, ganz sicher. Notfalls muss eine List uns helfen."

Von einem Plan waren meine Gedanken weit entfernt, erst recht von einer List. Aber dann kam mir wieder Lembcke in den Sinn, die Nummer zwei auf der Namensliste.

"Gut", sagte ich schließlich, "dann versuchen wir es als nächstes mit Lembcke."

"Der nächste Punkt des Planes?", fragte sie.

Ich nickte. Nein sagen hätte nichts geholfen, daher nickte ich.

"Und du rufst ihn an?", fragte sie. Eher ein Befehl als eine Frage.

Ich nickte nochmal. Darüber reden wir noch, hätte ich sagen wollen, aber ich sagte es nicht. "Du hörst von mir", sagte ich nur.

27 Notar

Dominik hat mich wieder einmal gefragt, was dieser Bericht mir bedeutet. "Beflügelt er dich, leidest du darunter? Was sagt dir dein Gefühl? "

Jemand müsse es tun, sagte ich, ich sähe es als sei meine Pflicht.

Pflicht. Das war natürlich das falsche Wort. "Pflicht?", wiederholte Dominik. "Also noch immer keine Freude, kein Mitleid, keine Gefühle? Nichts von all dem? Ist das dein Ernst?"

So impulsiv ist er, wenn er mich provozieren will. Ganz anders als ich. Als Notar muss ich immer Beherrschung und Ruhe ausstrahlen. Das kann ich. Vielleicht bin ich deswegen Notar geworden.

Der Bericht eine Pflichterfüllung? Auch ich frage mich inzwischen, ob ich es mir nicht doch anders gewünscht hätte. Ausgerechnet ich muss diese Geschichte aufschreiben, als gäbe es nichts Faszinierenderes als Reflexionen über Verstand, Staat und Politik. "Was gäbe es nicht alles zu erzählen", sagte Dominik, "auch über Menschen wie Hester und E. und sogar Ben. Enttäuschung, Kränkung, Größenwahn, Angst, Liebe, Eifersucht, Schwäche, Verzweiflung, Einsamkeit. Aber hier immer wieder nur Verstand und Vernunft, und menschliches Gefühl ist fast eine Kuriosität." Eine Geschichte, die Menschen bewegen könne, werde daraus nicht.

Vielleicht sollte ich die Orte und die Menschen, um die es in diesem Bericht geht, doch viel genauer beschreiben und so die Sinne mehr mitempfinden statt nur den Verstand mitdenken zu lassen.

Dabei müsste ich aber sehr auf der Hut sein. Ich darf nicht einfach beschreiben, was ist, um nicht das Wer und Wo von allen, vor allem K. nicht, zu verraten, und erfinden will ich nichts. Also schreibe ich diesen Bericht weiter aus Pflichtgefühl. Auch das Pflichtgefühl sei ja ein Gefühl, sagte ich zu Dominik, außerdem seien Verstand und Vernunft nichts Geringes, und das sei wahrlich kein schwacher Trost. Dazu hat er schweigend genickt.

Zu lachen gebe es übrigens in diesem Bericht genug, sagte ich dann.

Über die Menschen gebe es vielleicht einiges zu lachen, antwortete er, aber er fürchte, da würden nicht viele Menschen mitlachen. Wer lache schon gern über sich und Seinesgleichen.

Es kann ein Vergnügen sein, wenn Dominik und ich als Juristen über den Fall K. reden. Wenn man K. nicht mit den Augen eines Notars betrachte, so Dominik, könne er für Juristen ein hochinteressanter Fall sein. Rechtlich gesehen sei K. Resultat eines

vermutlich unzulässigen gentechnischen Eingriffs. Rechtlich könne man sich einen Menschling aber auch als ein Individuum denken, bei dem die Präimplantationsdiagnostik versagt habe. Auf jeden Fall sei der Menschling ein Wesen, das so, wie es ist, rechtlich gesehen nicht auf der Welt sein sollte. Ein Menschling sei im Übrigen aus Menschensicht ein lebenslanger Pflegefall, und dafür gebe es einen Verursacher, der rechtlich, aber auch moralisch gesehen für die Kosten aufzukommen habe. Interessant sei auch die Frage des Tatorts. In welchem Land sind die Menschlingsstammzellen entstanden, in welchen Ländern wurden sie aufbewahrt, von wo hätten sie nicht weitergegeben, wo hätten sie nicht manipuliert werden dürfen, wo hätten sie vernichtet werden müssen, und welches nationale Recht ist auf all das anzuwenden? Fände man die Schuldigen, gäbe es jedenfalls Gründe für eine Millionenklage auf Schadensersatz und Gründe auch für strafrechtliche Verfolgung von Tätern, Mittätern und Mitwissern. Ein fruchtbares Schulungsbeispiel für angehende Juristen, die ihren Horizont erweitern wollen. Könnte, fragte Dominik einmal, K. womöglich nur ein fiktiver juristischer Übungsfall sein, die virtuelle Schöpfung eines phantasievollen Rechtsgelehrten und Ben dessen Erfüllungsgehilfe? Einen Moment lang ließ ich mich von diesen Gedankenspielen anstecken, aber es war natürlich eine typische menschliche Verirrung. K. ist nicht virtuell, und dass es ihn gibt, ist kein Vergehen und kein Schadensfall.

Höchste Zeit, auf Hester und E. zurückzukommen, unsere beiden richtigen Menschen. Hester wird wieder ungeduldig, ungeduldiger vielleicht denn je, aber wieder mit ihrer sympathischen Art von Ungeduld. Sie schreibt immer wieder ihre Protokolle über Treffen mit E., sie tut es für unser gemeinsames Projekt, aber sie hat wieder Zweifel an dessen Sinn. Wenn die Gespräche mit E. wirklich sinnlos wären, habe ich zu beschwichtigen versucht, dann hätte er sie schon von sich aus beendet. Es beruhigte sie nicht. Für wen wir all dies eigentlich machten, fragte sie mich, und dann noch aufgebracht, wer sich dafür interessieren solle, und ob nicht eigentlich ich derjenige sei, der darin eigene Gedanken bestätigt sehen wolle.

Das wisse sie doch am besten selbst, sagte ich.

Ihr Gesicht verriet mühsam unterdrückten Zorn. Ihr setzt jetzt die journalistische Wirklichkeit zu, dachte ich, oder der Kontrast zu den Gedankenwelten von E. und K. Wir saßen minutenlang still da, dann überreichte sie mir schließlich wortlos einen Brief. Er war vom Leiter des Redaktionsressorts, für das sie ihre Politikerinterviews führte. Es sei nicht verlaufen wie erhofft, hieß es in dem Brief, in der vorliegenden Form seien die Interviews nicht verwendbar. Sie, Hester, bekomme falsche Antworten, und das liege daran, dass sie falsche Fragen stelle.

Genau, wie ich befürchtet hatte. Hesters Gedanken sind durch die Gespräche mit E. zu sehr abgelenkt. Man kann auch sagen, verwirrt. Nur eines kann wohl wirklich gelingen, entweder die Gespräche mit E. oder die Interviews mit aktiven Politikern. Es tut mir unendlich leid für Hester.

Ganz und gar anders immer noch Ben. Ungeduld ist seine Sache nicht, und ihm sitzt kein Auftraggeber oder sonst jemand im Nacken, der anderes von ihm verlangte, als er leisten kann. Ben denkt in längeren Zeiträumen. Ben, der sich auch als Evolutionsbiologen sieht, betrachtet eine Spezies nicht, wie sie ist, sondern wie sie sich entwickelt. Sein eigenes Leben ist für ihn ein kurzer Auftritt in einer Welt, von der seine Sinne ihm nur eine Momentaufnahme vermitteln. Dabei übersieht er nicht, wie viel Unheil Menschen in der kurzen Zeit ihres Daseins anrichten können. K. hat ihm geholfen, es so zu sehen, und Ben hilft mir mit seinen Protokollen, es ähnlich zu sehen.

Ich habe Ben natürlich schon früher gefragt, wie er sein Eremitendasein ertrage. So wenig Kontakt mit Menschen, umso mehr mit K. und Seinesgleichen. Ob ich ihn mir wirklich als glücklichen Menschen vorstellen solle.

"Stellst du dir Robinson Crusoe als unglücklichen Menschen vor?" fragte er.

Ich überlegte kurz. "Eigentlich nicht", sagte ich dann.

"Natürlich nicht. Er hatte Sehnsucht, aber er hat keine Not gelitten, und er hat die Hoffnung nie verloren."

"Wie du?"

"Wie viele Menschen. Stell dir vor, eine lebensgefährliche Pandemie bricht aus, weil der Staat und weil Politiker zu leichtsinnig waren, und wir müssen jahrelang in Quarantäne leben. Viele würden verrückt werden, viele wütend, viele würden still verzweifeln. Aber für mich und für K. würde sich nicht viel ändern. Wir hätten gemeinsam viel nachzudenken."

"Ihr würdet denken: Die Menschen sind selbst schuld."

"Nein, schadenfroh wären wir natürlich nicht. Wir würden nur darüber nachdenken, woran die Menschen so furchtbar gescheitert sind."

"An ihrem schwachen Verstand?"

"Ja, aber damit würden wir uns natürlich nicht begnügen. Wir würden darüber nachdenken, womit der schwache Verstand sich aufrüsten ließe."

"Meinst du, mit welchen Hilfsmitteln, oder meinst du auch, mit welchen Helfern?"

"Ja, vielleicht auch das."

28 Hester

Wann E. mit mir worüber reden will, das bestimmt immer noch er, und erst recht, worüber er nicht, nicht mehr oder noch nicht reden will. Wenn er einen Dialog abbricht, dann hat er seine Gründe. Er findet dann, dass seine eigenen Gedanken noch zu verworren sind oder meine Fragen noch zu verwirrend. Über Verfassung und Verfassungsgericht hätte ich gern weiter mit ihm diskutiert, aber das scheint ihm jetzt zu heikel zu sein. Man muss bei E. auf spätere Gelegenheiten hoffen.

Ich fragte mich, ob ich selbst jemals eine Leitfigur würde sein wollen, wie E. es lange war. Sicher nicht. Aber ganz im Schatten solcher Figuren stehen? Viert- oder

fünftrangige Politikerin sein, verzehrt vom Ehrgeiz, irgendwann doch einen Rang in der politischen Hierarchie aufzusteigen? Nein, auch das nicht. Ich glaube, ich habe meine Rolle gefunden. Die Rolle als Beobachterin, Protokollantin und Kommentatorin. Ich will nicht ins politische Rampenlicht, aber ich mache meine Beobachtungen gern dort, wo es hinscheint. Dabei stelle ich mir manchmal vor, wie ich mich fühlen, was ich denken und was ich tun würde, wenn ich selbst die politische Figur im Rampenlicht wäre, die ich beobachte. Das hilft mir, die richtigen Fragen zu stellen, auch unbequeme wie diese:

Du hast einmal gesagt, wer so hohe Positionen erreicht wie du selbst, der müsse bereit sein, anderen wehzutun.

E.: Habe ich das gesagt?

Ja. Und das heißt doch auch: Man muss andere aus dem Weg räumen können. Man muss rücksichtslos sein können.

E.: Rücksichtslos, das wäre ein falsches Wort.

Dann anders gesagt: Man kann auf mögliche Verlierer keine Rücksicht nehmen.

E.: In der Politik gibt es immer Konkurrenten. Wenn man selbst gewinnen will, kann man nicht vor Mitleid mit möglichen Verlierern zerfließen. Aber das ist ja nicht nur in der Politik so.

Persönlicher Erfolg schafft Opfer?

E.: Ob ich Konkurrenten zu Opfern gemacht habe? Zumindest nicht wissentlich.

Auch deinen Vorgänger damals nicht?

E.: Gescheiterte Konkurrenten sind keine Opfer.

Hast du dich als Mitglied einer Elite gefühlt?

E.: Sagen wir, ich gehörte zu einer Funktionselite. Wir haben für das Funktionieren des Staates gesorgt. Vielleicht sogar ein bisschen mehr als das. Ein bisschen waren wir immer auch Symbolfiguren.

Hätte es dir nicht genügt, nur Funktionselite zu sein und keine Symbolfigur?

E.: Vielleicht hätte es mir genügen sollen. Aber wir alle glaubten, wir müssten mehr sein. Wir, die Politiker. Die politische Klasse, wenn du so willst.

Auch eine Art kultureller Elite?

E.: Ich glaube, die meisten Politiker sehen sich noch immer so. Die Rolle als Symbolfigur verführt dazu.

Und wie siehst du es jetzt?

E.: Mehr sein zu wollen als Funktionselite ist nicht aufrichtig. Es macht auch blind für eigene Fehler.

Fehlt denn den Bürgern etwas, wenn Politiker nur noch Funktionselite sind?

E.: Als reine Technokraten wären sie keine Sinnstifter. Aber genau das erhoffen sich viele Bürger noch immer.

Auch heute noch?

E.: Ich glaube, ja. Insofern würde vielen Menschen tatsächlich etwas fehlen, wenn sie es nur mit einer politischen Funktionselite zu tun hätten.

Können Politiker solche Hoffnungen noch erfüllen?

E.: Immer schwerer. Das Thema hatten wir doch schon.

Sollte man also die Erwartungen an die Politik immer weiter herunterschrauben?

E.: Man sollte sich zumindest von Illusionen befreien.

Auch wenn der Preis dafür ein Sinnverlust ist?

E.: Wie gesagt: Je mehr sich Politiker noch als Sinnstifter geben, umso mehr enttäuschte Erwartungen gibt es.

Aber Funktionselite sind sie noch immer?

E.: Ich glaube, zu meiner Zeit waren wir es noch. Über die Zukunft will ich nicht spekulieren.

Wenn man als Politiker nicht einmal mehr ein Funktionselite ist, warum sollte man dann noch Politiker sein wollen?

E.: Das ist eine gute Frage.

Noch anders gefragt: Kann Politik Politiker noch glücklich machen?

E.: Sagen wir es so: Viele Politiker wären noch unglücklicher, wenn sie nicht Politiker sein dürften. Sie wollen zumindest ihr Talent als Politikdarsteller ausleben. Das ist das bescheidene Glück der meisten Politiker.

Du hattest das Glück, mehr zu sein als nur Durchschnitt.

E.: Aber auch solch ein Glück hält nie lange.

Glück, das lange hält, gibt es das überhaupt?

E.: Es gibt zumindest kleine Glückserlebnisse, die nicht so schnell verblässen. Die Gespräche mit dir könnten gehören dazugehören.

Jetzt willst du mich in Verlegenheit bringen.

E.: Nein, ich meine es ernst. Manchmal falle ich in alte politische Illusionen zurück, aber mit deiner Hilfe bin ich besser dagegen gewappnet.

Glück ist etwas anderes. Glück ist viel mehr als das.

E.: Ich versuche, in Sachen Glück bescheidener zu sein. Und ich hoffe, es gelingt. Pass gut auf mich auf.

29 Notar

Hester war unbesänftigt. Wieder kam sie zu mir mit diesem unterdrückten, mühsam verborgenen Zorn. Hester, die Journalistin. Sie sprach von Momentaufnahmen, die sie mit ihren Interviews machen wolle, wohlgerne nicht den Interviews mit E. Sie wolle Blitzlichter auf die Wirklichkeit richten, sie wolle Stimmungen einfangen und sie wolle bei ihren Lesern Stimmungen erzeugen. Es gelinge ihr nicht, sagte sie, und ich wisse wohl, warum.

Ja, erwiderte ich, bei ihrer Arbeit solle sie E. vergessen, so gut es gehe.

Es beruhigte sie nicht. Ich konnte ihr ja nicht sagen, dass nur eines von beiden gelingen könne, die Gespräche mit E. oder ihre journalistische Arbeit, und dass E. viel wichtiger sei. Ich sagte das Gegenteil. Das wirkliche Leben, sagte ich, seien doch nicht Gedanken wie die von E., viel wirklicher sei der Wunsch von Lesern, sich nicht zu viele Gedanken um die politische Vergangenheit und Zukunft machen zu müssen, und als Journalistin müsse sie sich dieser Wirklichkeit stellen.

Der so genannten Wirklichkeit, sagte Hester abfällig, und ihr Blick verriet, wie unglaublich ich geklungen hatte.

Ich ließ nicht locker. Das wirkliche Leben, antwortete ich, sei für mich vor allem das Leben als Notar. Alles andere sei ein Steckenpferd, auch unser gemeinsames Projekt sei es, auch die Geschichte mit E.

"Das wirkliche Leben?" Dann auf einmal, mit versteineter Miene, die Lippen schmal und starr, die Augen kurz auf mich gerichtet, aber im selben Moment wie in Verlegenheit niedergeschlagen: "Du meinst wohl, der eine Teil deines Doppellebens."

Doppelleben. Sie hatte es nicht sagen wollen. Das Wort war ihr unbedacht in den Sinn gekommen. Nie vorher hatte mir jemand vorgehalten, ein zweites Leben zu führen. Kein Mensch in meinem bisherigen Notarsleben hatte etwas anderes in mir

gesehen als einen Notar, und nichts anderes wollte ich in diesem Teil meines Lebens sein. Mein Leben nach Büroschluss geht niemanden etwas an.

Aber was genau meinte Hester? Was genau wusste sie über mich und was über Dominik? Er würde gelassener bleiben als ich, wenn jemand wie Hester mehr über ihn wüsste, als sie wissen soll. Von Dominik weiß man, dass er der Anwalt für bizarre Fälle ist und seine Mandanten häufig bizarre Gestalten. Niemand erwartet von ihm ein faltenloses Privatleben. Anders bei mir. Ich gebe den souveränen Notar, den nichts anficht. Notar für bizarre Fälle kann man nicht sein, und ich würde es auch nicht wollen.

Ich presste die Lippen zusammen, um nicht mit zitternder Stimme weiterzusprechen. Ich hätte ich sie fragen mögen, was sie genau weiß. Aber besser, dachte ich dann, sie abzulenken, und besser auch, mich selbst abzulenken. Nur keine Erregung zeigen.

"Du weißt ja noch immer nichts über Ben", sagte ich dann, als sei Ben der andere Teil meines Doppellebens.

"Nein", sagte sie, schon nicht mehr mit gesenktem, wieder mit klarem Blick, dem typischen, festen Hester-Blick, neugierig forschend wie sonst, aber nicht bohrend. Fast ein versöhnlicher Blick, der auch um Entschuldigung bat. "Nein, noch immer nicht."

Ich hatte ihr schon lange die Geschichte von Ben erzählen wollen, und dies war der Moment. Ich erzählte ihr, was Ben mir zu erzählen erlaubt hätte, also das, was ich einer neugierigen Journalistin wie Hester erzählen durfte. Selbst dieses Wenige – man selbst wird wortkarg, wenn man vom wortkargen Ben erzählt – fasste ich kurz, und am Ende war ich selbst erstaunt, wie weniger Worte es bedurft hatte. Und ich war erleichtert. Ich musste vor Hester nun in Sachen Bericht nichts mehr verheimlichen, und ich musste nicht mehr auf der Hut sein vor unbedachten Äußerungen. Sie wird meine Erleichterung gespürt haben. Für dieses Mal gab sie sich mit meiner knappen Schilderung zufrieden.

Aber zurück zum Wesentlichen. Es geht hier um die Protokolle von Hester und Ben, alles andere bleibt nebensächlich, auch Dominik und ich. Aber der Staatsmann ist es nicht. Er war auf einer Suche, bei der seine Gedanken sich oft im Kreise drehten, aber ein letztes Mal soll er hier noch zu Wort kommen, mit einer Notiz, die eine seiner letzten gewesen sein dürfte. Ich habe aus einer langen Notiz ein kurze gemacht, damit der rote Faden erkennbar bleibt.

Was haben uns die letzten Jahre, nein, Jahrzehnte, politisch gelehrt? Gefühlt war es eine Zeit schleichender Veränderungen. Es gab keine großen Aha-Erlebnisse, keinen Ruck, kein Aufbäumen, keine wirklichen Dramen. Aber ein langes schleichendes Drama ist eben doch ein großes. Hätten jemand vor ein paar Jahrzehnten vorausgesagt, wo wir heute in Sachen Klima, Umwelt, Migration, Pandemien, Friedenssicherung, Bevölkerungspolitik, Finanzpolitik, Europapolitik, Rentenpolitik, Populismus, Parteienlandschaft, Respekt vor Politikern usw. stehen, man hätte ihn als Apokalyptiker lächerlich gemacht. Aber so ist das mit solchen Apokalypsen: Wenn sie schleichend kommen, fühlen sie sich gar nicht so schlimm an. Am wenigsten für die Politiker selbst und für die Parteien. Sie werkeln in ihren aufgeblähten Parlamenten und kurzatmigen Ausschüssen weiter vor sich hin, als wären die politischen Herausforderungen noch die gleichen wie vor einem halben Jahrhundert. Als hätte sich nichts Grundsätzliches geändert.

Aber wie soll man sich die Veränderung vorstellen, die irgendwann ja kommen muss?

Ich behaupte nicht, mein Vorstellungsvermögen dafür sei besser als das der anderen und Jüngeren. Aber ich habe einmal versucht, meinen Gedanken dazu freien Lauf zu lassen. In einer Demokratie wie unserer, dachte ich dann, müsste die Veränderung vom Parlament ausgehen.

Irgendein Parlament könnte doch den Anfang machen. Es müsste begreifen, dass es nicht mehr leisten kann, was die Bürger von ihm erwarten. Genauer: Es müsste

eingestehen, dass es nicht mehr leisten kann, was die Bürger von ihm erwarten sollten. Was es den Bürgern also, auch und gerade den künftigen, schuldet. Irgendein Parlament müsste damit Ernst machen.

Was würde das bedeuten? Ein solches Parlament müsste bekennen: Immer mehr Probleme sind uns über den Kopf gewachsen. Im Umfang und im Schwierigkeitsgrad. In Wahrheit sind wir kein Expertenparlament, wir sind nur ein gehobenes Laienparlament.

Am Ende bliebe einem solchen Parlament nichts anderes übrig, als sich aufzulösen. Es könnte allenfalls noch anbieten, als degradierte Laienkammer weiter Politik zu machen.

Aber wer hätte schon den Mut zu sagen: Wir sind in Wahrheit ein Laienparlament? Arnd hätte es vielleicht sagen wollen. Vielleicht war es genau das, was er damals gemeint hat.

Ich weiß, Visionen sind außer Mode. Aber man darf Träume haben, und man darf sie im Stillen notieren. Ich habe meine Gedanken weiter schweifen lassen und dabei ein bisschen geträumt. Ein Traum ging so:

Nicht alle im Parlament sind mit allem, was sie tun, überfordert. Es gibt einige, die wenigstens ein Teilgebiet noch halbwegs beherrschen. Spezialisten für kleine Spezialgebiete.

Dann passiert das Unglaubliche: Eine Abspaltung von Spezialisten. Nicht aller, aber einiger weniger, die sich auf einem gemeinsamen Fachgebiet kompetent fühlen. Sie erkennen, dass fachliche Einsicht sie mehr eint, als Parteilichkeit sie trennt. Und ihre Abspaltung gelingt. Sie verlassen das Parlament, sie verlassen ihre Parteien, und sie versuchen, sich außerhalb des Parlaments neu zu organisieren. Kein endgültiger Versuch, aber ein vielversprechender. Ende offen.

Und was bliebe dann vom Parlament? Die Spezialisten hätten ihm den Rücken gekehrt, es blieben die Generalisten. Gutwillig vielleicht, aber hoffnungslos überfordert. Sie alle würden sich lange gegen das Unvermeidliche sträuben, aber

dann geschähe es doch: Das Restparlament würde sich auflösen. Nicht, damit ein neues gewählt wird, sondern damit etwas Neues an dessen Stelle tritt. Aber was?

So war er, unser Staatsmann. Am Ende seiner Notizen wurde er fast utopisch. Man könnte sagen, er verhedderte sich. Ben würde eher sagen, er befreite sich. Als ich Bens folgendes Protokoll las, war ich ganz sicher, dass er genau das sagen würde.

30 Ben

Wenn es etwas Wichtiges gibt, worüber K. weniger weiß als ich oder andere, dann nur, weil ich ihm Wissen vorenthalten habe. Ein Versäumnis meinerseits. In solchen Fällen muss ich versuchen, ihm menschliche Wissensquellen nachzuliefern.

Manchmal allerdings scheint K. mit Nichtwissen zu kokettieren. Auch über Evolution weiß er ebenso viel wie ich, also auch über natürliche Selektion des Erbguts. Er weiß, dass das Erbgut der überlebensfähigsten Individuen einer Spezies sich bevorzugt fortpflanzt und dass das Erbgut der weniger Überlebensfähigen allmählich untergeht. Er weiß aber auch, dass die menschliche Spezies sich selbst von dieser Selektion ausgenommen hat, und zwar durch den technischen und medizinischen Fortschritt. Menschen helfen Menschen, auch dann zu überleben, wenn die biologischen Voraussetzungen dafür eigentlich schlecht sind. Also vererben Menschen auch über viele Generationen biologische Merkmale, die sonst von einer natürlichen Selektion ausgemerzt würden. Die Menschheit formt damit ihre eigenen Überlebensbedingungen. Sie macht es mit der eigenen Spezies wie mit den von Menschen gezüchteten Arten. Auch von Menschen gezüchtete Lebewesen sind ja der natürlichen Selektion entzogen. Insofern züchtet die Menschheit sich selbst, auch ohne es explizit zu wollen. Für einen Biologen sind das Selbstverständlichkeiten.

Dass es unter Menschen keine natürliche Selektion mehr gibt, ist für Menschen dramatisch genug, aber noch dramatischer ist das Problem bei den Menschlingen. Als Menschling hat K. natürlich längst darüber nachgedacht, aber aus anderer Perspektive als Menschen. Menschen könnten immerhin das genetische Schicksal ihrer Spezies beeinflussen. Sie könnten viel mehr tun, als nur die natürliche Selektion für sich auszuschalten. Sie könnten versuchen, die ungewollte natürliche Selektion durch etwas Gewolltes zu setzen. Menschen könnten zu aktiven, bewussten Menschheitszüchtern werden. Theoretisch zumindest.

Anders ist es bei den Menschlingen. Sie mögen den Menschen im Denken überlegen sein, aber sie haben keine Hände, sie können keine Apparate bauen und keine Maschinen bedienen, sie können keine Handwerker sein und keine Mediziner. Sie müssen die Überlebensbedingungen ihrer Spezies hinnehmen, wie sie sind. Das unter anderem macht K. zu schaffen.

Was sind die genetischen Merkmale der Überlebensfähigkeit? K. und ich haben es ja schon erörtert. Man muss die richtigen Instinkte haben. Und man sollte auch danach aussehen. Was Menschen für den Paarunginstinkt attraktiv macht, hat zumindest indirekt mit den Merkmalen archaischer Überlebensfähigkeit zu tun. Der Paarunginstinkt lebt in seiner archaischen Form fort, nur der Umgang damit hat sich gewandelt. Er ist vom arterhaltenden Ernst fast zum Spiel geworden. Ein Spiel, das menschliches Glück und menschliches Unglück schafft.

All das weiß natürlich auch K. Dass die Menschen sich der natürlichen Selektion entzogen haben, ist für ihn eine Leistung des Verstandes im Zusammenwirken mit den Händen. Ich selbst hätte es nicht so formuliert, aber K. hat mich mit seinen Fragen dazu gebracht. Und dann hat er, wie es seine Art ist, weitergefragt:

K.: Meinst du, es ist gut für die Menschen, dass sie keine Überlebenskämpfe mehr bestehen müssen, um sich fortpflanzen zu können?

Natürlich. Zum ständigen Überlebenskampf aller wollen die Menschen nicht zurück.

K.: Aber Menschen scheinen immer wieder den Überlebenskampf zu simulieren. Oft tun sie es spielerisch, aber manchmal wird blutiger Ernst daraus. Schon bei Kindern fängt es an. Sie können nicht anders.

Immerhin wird der Überlebenskampf unter halbwegs zivilisierten Menschen ritualisiert. Er wird in Ersatzhandlungen ausgetragen. Manchmal wird sogar Kunst daraus.

K.: Dann wären Menschen zu Ersatzhandlungen gezwungen, um Instinkte zu befriedigen, die nicht mehr in die Welt passen?

Ja, das kann man so sagen. Andererseits leben die Menschen immer länger, sie werden also im Durchschnitt immer älter, und das Alter befriedet die Instinkte. Das könnte helfen, die Herrschaft der Instinkte über die Menschen zu mäßigen. Im Durchschnitt zumindest.

K.: Die Frage ist nur, ob Menschen sich damit abfinden. Für die meisten Menschen wäre ein instinktärmeres Leben keine Verheißung, auch wenn es ein verlängertes Leben wäre. Auch wer sich im Alter jung fühlen will, will noch Instinkte ausleben.

Aber vor dem von Instinkten, hast du gesagt, muss man sich in Acht nehmen, weil es zu viel Unglück schafft. Die Instinkte, nicht nur die so genannten niederen, weisen den Menschen in dieser Welt einen falschen Weg. Das übergeordnete Ziel muss daher die Vermeidung von Unglück sein.

K.: Richtig.

Und die Bändigung von Instinkten, das ist Zivilisierung. Menschen müssen also lernen, sich über ihre Zivilisierung zu freuen. So finden sie kleines Glück in der Vermeidung von großem Unglück. Auch das sind doch deine eigenen Gedanken.

K.: Das wünsche ich den Menschen. Wenn sie dieses kleine Glück miteinander teilten, könnte daraus für viele sogar ein großes Glück werden.

Glaubst du, daraus könnte irgendwann sogar ein ganz neuer Instinkt wachsen? Eine Art Zivilisierungsinstinkt?

K.: Oh, das ist ein schöner Gedanke. Der Instinkt schwenkt ein auf die Linie der Vernunft. Das Vernünftige wäre dann kein Sieg über den Instinkt mehr. Das Spontane wäre ganz von allein das Vernünftige und umgekehrt. Menschlicher Instinkt müsste nicht mehr durch ritualisierte Ersatzhandlungen abgelenkt werden. Vernunft würde nicht mehr nur bescheidenes Ersatzglück schaffen, sondern eigenständiges Glück.

Eine schöne Utopie.

K.: Eben. Nur eine Utopie.

Das Gespräch war anders verlaufen, als K. es erwartet hatte, das merkte ich. Die Frage des menschlichen Glücks war ihm wichtig, aber eigentlich wollte er auf etwas anderes hinaus. Wir, er im Stroh stehend, ich neben ihm auf einem Hocker sitzend, machten eine lange Pause. Ich wusste, dass er als erster wieder beginnen würde zu reden.

Der Ausschluss der natürlichen Selektion, sagte er schließlich, hat noch eine andere Wirkung. Eine moralische.

Welche meinst du?

K.: Wo das Überleben nicht mehr unter Lebensgefahr erkämpft werden muss, da wächst der Respekt vor dem Leben.

Das könnte sein. Der Respekt vor dem eigenen und dem Leben anderer. Der dürfte bei den Menschen tatsächlich gewachsen sein. Bei den meisten zumindest.

K.: Glaubst du, dass bei Menschen auch der Respekt vor dem Leben von Nichtmenschen wachsen wird?

Du meinst, von Menschlingen?

K.: Unter anderem.

Ich hoffe es. Ich hoffe, auch dieser Respekt wird wachsen.

Ich hoffe, hatte ich spontan gesagt. Ganz sicher war ich demnach nicht. Welche Bedrohung für K. darin liegen könnte, fiel mir erst ein, als ich wieder in meiner Wohnung war.

K., fürchte ich, hat es sofort bemerkt.

Dominik X

Die Urne mit der Asche des Notars kam einige Tage verspätet an, aber noch rechtzeitig für den geplanten Termin der Beisetzung. Am Grab waren wir nur wenige. Ich hatte Levertoff eine Trauerkarte geschickt und hielt insgeheim nach ihm Ausschau, aber natürlich war er nicht da.

Die Eltern des Notars sind längst tot, von der Familie kamen nur ein Bruder und eine Schwester. Ich sah sie bei der Beisetzung um ersten Mal. Beide ein gutes Jahrzehnt älter als er, beide sympathisch unauffällig. Beiden, schien mir, ist die Gedankenwelt von Notaren und Juristen eher fremd, erst recht die Gedankenwelt eines Anwalts, wie ich es bin, und umso fremder wäre ihnen der Inhalt des Berichts. Wir tauschten nur ein paar Worte aus. Eine herzliche Begegnung war es dennoch, aber es wird auch unsere letzte gewesen sein. Sie dankten mir für alles, und es war mehr als eine Floskel.

Hester und ich sprachen im Weggehen darüber, welchen Tod ER sich gewünscht hätte. Ein einziges Mal hatten er und ich über das Sterben gesprochen. Er sagte, es sei schlimm, wenn Hinterbliebene aus Pflichtbewusstsein trauerten, und besonders schlimm sei es, wenn Sterbende von den Hinterbliebenen Trauer erwarteten. Er jedenfalls würde spurlos aus dem Leben scheiden wollen, anders als jene, die im letzten Lebensabschnitt

nicht viel anderes im Sinn hätten, als über ihren Tod hinaus Spuren zu hinterlassen, und seien es Spuren von Trauer. Ich solle ihn nicht falsch verstehen, sagte er, niemand solle sich freuen, wenn er einmal aus dem Leben scheide, aber niemand solle auch darunter leiden oder so tun, als ob. Respekt gegenüber dem Verstorbenen, das genüge. Auch Trauer dürfe sein, aber nur kurz, denn Trauer schmerze, und solcher Schmerz hülfe weder dem Verstorbenen noch den Hinterbliebenen. Spätestens mit der Beisetzung solle daher auch die Trauer vorbei sein. Aus und vorbei, sagte er. Gut, dass es ihn gab, sollten die Hinterbliebenen denken, sofern der Verstorbene es verdient habe, aber dann folge ein Leben ohne ihn, und das sei meistens ohne die Trauer schwer genug.

"Gibt es nicht auch einen Trauerinstinkt?", fragte Hester. "Darf man denn seinem Trauerinstinkt nicht freien Lauf lassen?"

"Ja", sagte ich, "aber wenn ER es noch erlebte, wäre er traurig, wenn wir lange über seinen Tod trauerten."

Sie machte eine Handbewegung, als wollte sie meine Gedanken wegwischen. "Denk nicht so kompliziert", sagte sie. "Wenigstens hier und jetzt darf man doch ganz einfach traurig sein."

Sie hatte Recht wie so oft. Wir verabschiedeten uns noch kurz von seinen Geschwistern, dann verließen wir zusammen den Friedhof, wortlos und noch immer tief traurig. Als wir auseinandergingen, sagte sie: "Und seinetwegen machen wir weiter. Als nächstes ist Lembcke dran."

Ich weiß inzwischen einiges über diesen Lembcke, aber Hester weiß natürlich mehr. Vor allem ihretwegen war er so weit oben auf meiner gedanklichen Namensliste. Kennengelernt hat sie ihn als Studentin in einem seiner

Seminare. Um Lembcke zu verstehen, muss man ihn gesehen haben, sagte sie einmal. Eine gepflegte Erscheinung, könne man sagen. Eine Spur förmlicher als die meisten seiner Kollegen, in Anzug und Krawatte meistens, aber selbst Förmlichkeit wirke bei ihm locker und lässig. Das passe zu seiner neuen Rolle, nicht mehr der Rolle des lehrenden Forschers, sondern eines Funktionärs, oder besser gesagt Impresarios, der Wissenschaft. Der Wissenschaftler als Impresario, das genau sei Lembcke. "Und ein Organisationsgenie."

Lembcke, all das weiß ich jetzt, galt einmal als einer der kommenden Großen seiner Disziplin, aber ein großer Wissenschaftler war er nie. Er wird hin und wieder für wertvolle Anregungen gelobt, was er selten zu erwähnen vergisst, aber er ist kein Meister des geschriebenen Wortes wie Levertoff. Er hat andere Stärken. Er weiß, wer in der Wissenschaft an wessen Tropf hängt. Er weiß, woher das Geld wohin fließt, und er weiß, wer die Ströme fließen oder versiegen lässt. Und was das Wichtigste ist: Er ist einer von denen, die genau dies tun. Wenn er zum Telefon greift, wenn er Fachkollegen, Stiftungsdirektoren, Wissenschaftspolitiker oder sonst wen anruft oder wenn er bei Tagungen Vier-Augen-Gespräche führt oder auf Fluren mit Kollegen oder Gönnern der Wissenschaft tuschelt, dann geht es fast immer um Geld, um Posten und um Karrieren. Lembcke hat, wie man sagt, Reichweite. Sein Einfluss gründet auf der Macht des gesprochenen Wortes und des wortlosen Taktierens. Keiner will sich ihn zum Feind machen, und nur wenige könnten es sich erlauben. Wenn jemand erforschen wollte, wie wissenschaftliche Meinung von Interessen geprägt wird, er käme an Lembckes Wirken nicht vorbei.

Lembcke und Levertoff sind ein Tandem. Sie scheinen sich nicht besonders zu mögen, aber sie ergänzen sich vollkommen. Nach allem, was ich weiß, gehört keiner von beiden einer Partei an, aber der eine wie der andere steht

einer Partei nahe, beide haben Beziehungen zu parteinahen Stiftungen, und vor allem Lembcke auch zu Parteimitgliedern in wichtigen Staatsämtern. Wenn sie sich zusammentun, Levertoff mit seiner Reputation und Lembcke mit seinem Einfluss, dann sind Karrieren besiegelt, Projekte, Tagungen oder Symposien finanziert oder verhindert, und dann ist oft auch entschieden, was aus der Wissenschaft wie an die Öffentlichkeit dringt.

Aber der Einfluss der beiden, vor allem Lembckes, reicht weit darüber hinaus. Wenn Verlage wissen wollen, wie ein Buchprojekt in der Wissenschaft aufgenommen wird, fragen sie auch Leute wie Lembcke um Rat. Konnte das nicht, dachten Hester und ich, eine heiße Spur sein? Könnte ein Verlag bei Lembcke oder Levertoff angefragt haben, ob der Bericht des Notars ein Fall für die Wissenschaft sei? Und könnte es sein, dass womöglich beide sich tiefer darauf eingelassen hatten, als es ihnen im Nachhinein lieb war? Dass sie kurze Zeit geglaubt hatten, mit der Förderung eines so außerordentlichen Projekts auch ihr eigenes Prestige zu mehren? Und dass sie nun, nach dem Tod des Notars, alle Spuren ihrer Verwicklung getilgt wissen wollten? Dass sie sogar, um ganz sicher zu gehen, den unvollendeten Bericht möglichst aus der Welt hätten?

Schon am Tag nach der Beisetzung drängte Hester erneut zur Eile. Ich solle Lembcke anrufen, und zwar sofort. Aber je mehr sie drängte, desto weiter schob ich es weg. Die Zeit arbeite doch sowieso für den Bericht, sagte ich, und wenn einer wie Lembcke gegen den Bericht sei, dann arbeite die Zeit gegen ihn. Außerdem sei Lembcke nicht mehr der Jüngste, genau wie Levertoff, er behalte seine Ämter nicht ewig, wir könnten doch einfach auf die Ära nach Lembcke setzen. Es half nicht. Lembcke bleibe nicht ewig, wandte sie ein, aber dem jetzigen Lembcke würden neue, womöglich noch schlimmere Lembckes folgen.

Ich sagte, schlimmer könne es doch kaum kommen.

Nicht ganz so schlimm, das sei immer noch schlimm genug, erwiderte sie. Es war einer jener Hester-Sätze, auf die ich keine schnelle Antwort weiß. Ich spürte mit ihrem Ton den bohrenden Blick. 'Ginge es jetzt nach dir', sagte dieser gefühlte Blick, 'dann würden wir wieder die Hände in den Schoß legen.' Wir schwiegen einander eine Weile an. Sie wusste, dass ich unter dem Schweigen mehr litt als sie.

Schließlich sagte ich: "Gut, wir machen weiter."

"Also auch in Sachen Lembcke."

"Ja", sagte ich, "aber lass uns noch ein paar Tage darüber nachdenken."

Wir trafen uns am nächsten Tag wieder, beide mit fast den gleichen Gedanken. Levertoff wusste vom Bericht, und wenn er davon wusste, dann musste auch Lembcke etwas wissen, und wenn sie beide davon wussten, dann wollten sie jetzt beide, dass über den Bericht geschwiegen würde. So dachten wir. Wir waren ganz sicher, dass auch Lembcke würde schweigen wollen.

"Aber so einfach wollen wir es ihm doch nicht machen?", sagte sie.

"Nein."

"Dann muss jetzt endlich einer von uns mit ihm sprechen."

'Einer von uns', sagte sie, nicht 'du'. Ich hatte das Treffen hinausgezögert, und jetzt wusste ich genau, warum. "Wenn Lembcke weiß", sagte ich, "dass ich schon mit Levertoff gesprochen haben, dann würde ich mich mit meinem Anruf lächerlich machen. Wenn eine Journalistin anruft, dann ist es anders."

Dann wird er neugierig und lässt er sich vielleicht auf neugierige Fragen ein. Wenn jemand ihm etwas entlocken kann, dann du."

Jetzt war sie es, die nickte. Ich hatte mein Lob ganz ernst gemeint. Hester würde es besser machen als ich, da war ich sicher, und jetzt glaubte auch sie daran. Ich war erleichtert. Eigene Unfähigkeit kann, wenn andere davon wissen, Erleichterung verschaffen. Hester war am Zug. Ich musste jetzt keinen weiteren Plan machen.

Aber dann war sie es, die den nächsten Anruf tagelang vor sich herschob. Es war ein Fehler. Je länger sie zögert, dachte ich, desto mehr fürchtet sie Lembckes rhetorische Überlegenheit und desto befangener wird sie sein. Die junge, unerfahrene Journalistin gegen den routinierten Wissenschaftsimpresario, den ein langes Leben gelehrt hatte, sich keine Blöße zu geben. Ich musste sie am Telefon ein paar Male erinnern, dass sie nichts zu verlieren habe. Jetzt, sagte ich, wüssten wir in dieser Sache nichts, und nach dem Gespräch würden vielleicht etwas mehr wissen. Vielleicht.

Drei Tage danach kam sie in mein Büro. Schon ihre Miene verriet, dass das Gespräch mit Lembcke gescheitert war. Sie hatte sich als Journalistin und Historikerin ausgegeben. "Zeitgeschichte?", hatte Lembcke gefragt. "Ja, vor allem Zeitgeschichte." Er war offensichtlich vorbereitet. Er erzählte ihr von einem geplanten Symposium mit Zeitgeschichtlern über einen Politiker der Zeitgeschichte. Er nannte den Namen. Es war der Staatsmann. *Unser* Staatsmann. Um ihn, den Staatsmann, werde es beim Symposium gehen und um geistige Bezüge zu späteren Politikern, darunter E. Ein Symposium über den Staatsmann also, bei dem es auch um E. gehen würde. "Ein typisches Lembcke-Manöver," sagte Hester, "und dazu sein süffisanter Tonfall." Das Symposium, habe Lemcke dann gesagt, werde sie, Hester, als ehemalige

Historikerin sicher interessieren. 'Ehemalige' in abfälligem Tonfall. "Wir erwarten übrigens auch andere Journalisten." Auch das wieder abfällig.

Lembckes Botschaft an Hester war klar: *Wir* prägen die öffentliche Meinung über den Staatsmann und E., nicht irgendein obskurer Bericht wird es tun oder Fragmente eines Berichts, nicht irgendein verstorbener unbekannter Notar und schon gar nicht Sie. Machen Sie sich keine Mühe, bedeutete es, versuchen Sie nicht, den Staatsmann oder E. in falsches Licht zu rücken, denn was das richtige Licht ist, das wissen wir besser.

Ich hatte nicht geglaubt, dass ich je Hester würde Mut machen müssen. Bisher war sie es gewesen, die mich antrieb, nicht umgekehrt. Anders nach dem Gespräch mit Lembcke. Es sei doch kein Misserfolg, sagte ich, immerhin wüssten wir etwas mehr als vorher, also etwas mehr als nichts. "Und vergiss nicht, was du mir selbst erklärt hast", sagte ich weiter. "Aufschlussreich ist, was Lembcke gesagt hat, aber aufschlussreich ist auch, worüber er geschwiegen hat."

"Und worüber hat er geschwiegen?"

"Über den Bericht. Er redet nicht darüber, weil er nicht will, dass andere darüber reden. Er denkt an mögliche Wirkungen des Berichts, die er verhindern will. Also will er am liebsten den ganzen Bericht verhindern. Das zumindest wissen wir jetzt. Und das ist viel mehr als nichts."

"Mehr als nichts ist viel zu wenig", sagte sie trotzig.

Ich erwiderte, einen Lembcke zum Gegner zu haben sei nicht leicht, aber von Lembcke als Gegner ernst genommen zu werden bedeute schon etwas. Das munterte sie auf. "Über die Lembckes wird die Zeit hinweggehen", sagte ich weiter, "aber nicht über den Staatsmann, wie er wirklich war." Dabei sah ich

sie an wie ein verschwiegener Komplize. "Auch nicht über E." Und nach einer Weile: "Und erst recht nicht über K."

Ich wage ihr noch nicht zu sagen, wie ich solche Momente genieße. Stille Komplizenschaft mit Hester. Sie und ich als Träger eines gemeinsamen Geheimnisses, sie und ich gegen die Lembckes und Levertoffs. In diesem Moment fühlte ich mich Hester näher denn je. Instinktiv. Oder war auch die Vernunft beteiligt?

Einige Tage darauf traf ich mich mit Hester in einem Lokal, in dem ich oft mit IHM gewesen war. Es könnte unser Stammlokal werden, ihres und meines, dachte ich auf dem Weg dahin, und als wir zusammen hineingingen, sprach ich den Gedanken aus. Aber sie tat, als hätte sie es überhört. Ich hatte ihr eine Sekunde lang zu viel Nähe zugemutet. "Nein", sagte ich dann zu uns beiden, "nicht wirklich."

Wir saßen zusammen, um etwas zu beschließen. Was zu beschließen war, wussten wir beide nicht, aber wir wussten, dass wir einen neuen Plan brauchten. Und wieder war es Hester, die uns antrieb.

"Wir sind doch nicht etwa am Ende?"

"Natürlich nicht", sagte ich, obwohl ich in den letzten Tagen ein Gefühl gehabt hatte, als seien wir es.

"Was kommt als Nächstes?"

Genau dieser Frage hatte ich eigentlich zuvorkommen wollen, aber Hester war wieder einmal schneller. Sie gab sich selbst die Antwort. "Wir müssten mit irgendetwas auftrumpfen. Gegen Lembcke und Levertoff."

"Wir haben nur nichts, womit wir auftrumpfen könnten."

"Zum Auftrumpfen braucht man nur einen guten Einfall. Eine List. "

"Eine Finte, meinst du? Zu riskant. Für einen Anwalt viel zu riskant."

"Überwinde den Anwalt in dir und mach einfach mit."

Ich widersprach nicht. Weil ich wusste, was sie entgegenen würde. 'Kehr nicht wieder den trockenen Anwalt heraus', würde sie sagen, wenn ich nur die leisesten Bedenken vortrüge.

"Hast du denn einen Plan?"

"Ja", sagte sie. "Und nach diesem Plan bist du jetzt am Zug."

Ihr Plan war simpel, aber er war nicht falsch. Ich sollte schnellstmöglich Levertoff anrufen. Nicht Lembcke, sondern noch einmal Levertoff. Ich schob es wieder vor mir her, um mich nicht entscheiden zu müssen, wie ich das Gespräch beginnen würde. Der erste Satz würde der schwerste und vielleicht auch der wichtigste sein, dachte ich. Es dauerte wieder Tage, bis ich endlich Levertoffs Nummer wählte.

"Übrigens", so begann ich.

Ausgerechnet mit diesem einfallslosen, banalen, nichtssagenden 'übrigens'. Ich hatte mir etwas ganz anderes vorgenommen, aber dann ausgerechnet dies. Ich hielt inne, setzte neu an, aber wieder kam dieses 'übrigens'.

"Übrigens, die Sache mit dem Bericht kommt voran."

Levertoff sagte nichts. Er schien so verwundert über diesen ersten Satz wie ich selbst.

"Und wiedergekäute Ideen sind es übrigens nicht, da bin ich inzwischen ist ganz sicher."

"Woher wollen Sie das wissen?" In seiner Stimme lag eine gekünstelte Überheblichkeit, und das bedeutete auch, Unsicherheit. Wenn ein Gesprächspartner unsicher wird, werde ich umso sicherer.

"Sicher ist nicht alles in dem Bericht neu", sagte ich. 'So wenig, wie in Ihren Aufsätzen alles neu ist', hätte ich in diesem Moment richtigerweise hinzufügen mögen, aber ich verkniff es mir. Er ahnte ohnehin, dass ich, sein früherer Anwalt im Plagiatsfall, es jeden Moment sagen könnte. "Es muss ja auch nicht alles neu sein", sagte ich nur, "aber vieles in dem Bericht ist doch neu genug, um bekannt werden zu sollen." Ich dachte natürlich vor allem an K. Selbst ein Levertoff oder ein Lembcke würde einen K. nicht als alte Idee abtun können.

"Und ich habe es prüfen lassen", log ich.

Levertoff tat, als verdiene es keine Antwort. "Was heißt: Mit dem Bericht geht es voran?", fragte er. Es klang neugierig, aber nicht nur das, es klang auch besorgt. Genau, wie Hester und ich vermutet hatten. Wenn wir in Sachen Bericht vorankämen, vermuteten wir, würde Levertoff besorgt sein.

"Es ist ein Puzzle", sagte ich. "Mosaiksteine. Wir setzten sie Stück für Stück zusammen. Es sieht so aus, als sei der größere Teil geschafft."

"Wirklich?", sagte er, und dann, nach einer kaum merklichen Pause: "Wollen Sie nach mehr suchen? Man weiß ja nie. Dann wünsche ich Ihnen dabei viel Erfolg." Das war sein letzter Satz.

Er wünsche mir Erfolg, hatte er gesagt, und ich wusste, wie scheinheilig es war. Aber 'man weiß ja nie' hatte er auch gesagt. Auch das könnte scheinheilig gewesen sein, dachte ich, aber er wird gewusst haben, warum er es sagt. Ich selbst wusste es noch nicht.

In der Woche darauf bekam ich eine E-Mail mit einer angehängten Textdatei. Der Dateiname: "Auszug Notarbericht". Die Absenderadresse war eine unaussprechliche Buchstabenfolge. Ein Anonymus hatte mir also einen Auszug eines Notarberichts geschickt. Es war ein Stück SEINES Berichts, und es waren auch ein paar Kapitel dabei, die ich bis dahin noch nicht hatte. Dazu die kurze Email: 'Unterhaltsam ist es nicht gerade.' Nur dieser eine Satz.

Den "Auszug Notarbericht" sahen Hester und ich gemeinsam an, Seite für Seite. Es gab Abweichungen zu dem, was wir bisher selbst zusammengestellt hatten. Es könnte eine ältere Fassung sein, dachte ich, oder eine spätere. Ein Rätsel. Wir saßen beide schweigend da und dachten nach.

"Oder jemand hat mutwillig den Text manipuliert", sagte ich dann.

Einen konkreten Verdacht hatte ich nicht, höchstens einen vagen, aber jetzt fing mein Verstand – oder war es doch detektivischer Instinkt? – an zu kombinieren. Jemand wollte verhindern, dass ein nachweisliches Original auftaucht. Jemand wollte die Frage nach Original und Fälschung verkomplizieren, so dass wir die Finger davon lassen würden. Wir sollten Angst bekommen. Angst vor dem Vorwurf, den Bericht verfälscht zu haben.

Aber warum dann gerade dieser Teil des Berichts? Und warum diese Kapitel, die wir bisher nicht hatten?

"Das ist wie ein vergifteter Köder", sagte ich mutlos zu Hester. "Wir verschlucken uns daran."

"Verschlucken?" Es klang, als hätte ich nichts Dümmeres sagen können. "An einem vergifteten Köder krepirt man", sagte sie.

"Man krepirt", wiederholte sie.

Ich zuckte zusammen. Sie saß jetzt kerzengerade neben mir, rutschte auf dem Stuhl hin und her, machte eine Bewegung, als wollte sie aufstehen, dann blieb sie sitzen. Man kriecht, hatte sie gesagt, es hatte fast ordinär geklungen, und es hatte nichts zu tun mit dem, was wir gerade überlegten, rein gar nichts. Ein Gefühlsausbruch. Nur ein Gefühlsausbruch, dachte ich. Dann aber: ein Gefühlsausbruch! Von Hester! Bei mir!

"Es tut mir leid", sagte ich. Eigentlich tat mir nichts leid, aber es half, dass ich es gesagt hatte. Ihre Miene entspannte sich. Nach einer Weile, jetzt wieder mit ruhigerer Stimme, sagte sie: "Die Frage ist doch, wer uns diesen Text geschickt hat." Dabei sah sie mich an, als müsse ich selbst die Antwort wissen. "Natürlich Levertoff."

"Nein", antwortete ich, ohne überlegen zu müssen, "dafür wäre er viel zu klug."

"Aber Levertoff weiß davon."

"Nicht unbedingt."

"Dann war es jemand aus dem Dunstkreis von Lembcke und Levertoff."

"Was uns aber nicht weiterhilft."

"Nein?" Es klang enttäuscht, aber nicht mutlos. Nicht, als wollte sie aufgeben. "Dann muss uns eben wieder etwas Neues einfallen.."

Sie sagte es wieder mit ihrer entschlossenen Hester-Miene, aber ihr Blick verriet, dass sie das Neue, das uns jetzt einfallen musste, auch diesmal nicht nur von mir forderte. Wenn uns nichts mehr einfiel, dann würden wir beide schuld sein, nicht nur ich.

Danach trennten wir uns, ohne auch nur ein Quäntchen neue Zuversicht geschöpft zu haben.

Am nächsten Tag war eine weitere anonyme Nachricht in meinem Mailpostfach:

Im letzten Teil des Berichts scheint viel von Ihnen die Rede zu sein. Soll das wirklich publik werden?

Ich schickte Hester eine Kopie. Was nun?, schrieb ich dazu.

31 Notar

Wenn es um Evolution geht, ist Ben in seinem Element. Ben, der Biologe eben. Ben kann Menschen und Menschlinge aus der Perspektive der Evolution betrachten wie sonst keiner.

Menschen und Völker waren der Evolution unterworfen. Überlebt und ihre Gene vererbt haben vorzugsweise Menschen, die nicht nur Krankheiten, Seuchen und die Härten einer rauen Natur, sondern immer wieder auch von Menschen gemachte Kriege überstanden. Um aber Kriege zu überstehen, bedurften Völker des Schutzes eines gut funktionierenden Staates, und mussten Staaten immer wieder neu organisiert werden, um ihren Bürgern zeitgemäßen Schutz zu bieten. Also gab es auch so etwas wie eine Mutation, Selektion und damit Evolution von Staaten.

Gibt es solche Evolution von Staaten noch immer? Ja, aber es müsste eine ganz andere Art von Evolution sein als in früheren Zeiten. Menschen wollen nicht, dass Staaten ohne ordnenden und vorausschauenden Plan mutieren. Menschen wollen auch keine gewaltsame Selektion von Staaten mehr. Wenn es unter Staaten eine Selektion gibt, dann soll sie friedlich verlaufen. Wenn es Mutationen von Staaten gibt, sollten sie vom menschlichen Verstand gesteuert sein. Das wäre eine Evolution der Staatenwelt, wie Menschen sie sich wünschen würden.

Man sieht, ich denke schon fast wie K. oder ein bisschen auch wie E. Die Protokolle hinterlassen ihre Spuren. Aber es geht hier natürlich nicht um meine Gedanken.

Aber wie steht es damit in unserer Gegenwart und in der jüngsten Vergangenheit? Gibt es in unseren Zeiten so etwas wie eine Evolution der Staatenwelt? Erleben wir, dass nicht überlebensfähige Strukturen vergehen und allmählich von zukunftsfesteren abgelöst werden? Von einer besseren, weniger krisenanfälligen Demokratie zum Beispiel? Einer, die nicht in Gefahr ist, das Schicksal ganzer Staaten in die Hände dilettantischer Populisten zu legen. Und wird das politische Europa sich krisenfester als bisher organisieren, so dass einem um dessen Bestand nicht bange sein muss? Ich will hier nicht auf einzelne Ereignisse eingehen, aber von einem evolutionären Fortschritt der Staatenwelt spüre ich nichts.

Ben, das weiß auch ich zu schätzen, stellt keine unnötigen Fragen und macht keine verstörenden Andeutungen. Er bleibt der scheue Eremit, der sympathische, unaufdringliche Freund, der von niemandem allzu Privates würde wissen wollen, schon gar nicht von mir. Gerade das schätze ich an ihm. Insofern ist er der Kontrast zu Hester.

Mein Privatleben hat hier nach wie vor nichts zu suchen, aber Hester hat Privates von mir eingeschleust, und ich habe es nicht zu verhindern gewusst. Doppelleben. Das war Hesters Wort, nicht meines. Es ist ein falsches Wort. Richtig ist, dass mein Privatleben sich in anderen Kreisen abspielt, als manch einer vermuten mag. Ich bekenne mich dazu, nicht auch privat dem Bild eines Notars ohne Ecken und Kanten entsprechen zu wollen. Vieles wäre natürlich einfacher, wenn ich das übliche Privatleben eines Notars führte. Ich hätte eine Familie, die Familie vielleicht ein Haus, und mein häusliches Dasein ginge den üblichen Gang. Wenn ich ein solches Leben führen könnte, dann täte ich es, und vielleicht wäre ich dann sogar glücklicher. Nein, zufriedener.

Aber ich könnte es nicht. Mein privates Leben verläuft nicht in dem, was andere geordnete Bahnen nennen. Eines immerhin will ich darüber preisgeben. Gelegentlich bin ich Schauspieler. Laienschauspieler. Genauer, ich parodierte Stimmen. Ich schwelge in der Rolle derer, die ich parodierte, und doch versuche ich dabei, Distanz zu halten. Sonst wäre ich ja nur Imitator, kein Parodist.

Man lacht, wenn ich so parodierte. Die Leute lachen über mich, aber eigentlich lachen sie natürlich über diejenigen, die ich parodierte. Ich kann fröhlich parodieren, und das entlockt den Menschen ein fröhliches Lachen. Aber ich parodierte natürlich auch Übeltäter und Ignoranten, dann wird eher hämisch gelacht. Die Freude wird dann zur Schadenfreude.

Als Parodist lache ich manchmal innerlich mit. Aber ich schaue auch in die Gesichter der lachenden Zuschauer, und oft denke ich, ihr lacht ja über euch selbst. Ihr schüttet euch aus vor Lachen, ohne zu merken, dass ihr nicht viel anders seid als die Ausgelachten. Bei manchen, nein bei vielen ist es tatsächlich so.

Natürlich kennt man die Personen, die ich parodierte. Manche sind Politiker, darunter auch einer der Interviewpartner in Hesters Projekt. Möglich, dass Hester mich, den Notar, als Parodisten dieses Menschen erlebt hat, und vielleicht war sie deswegen erzürnt. Noch hatte ich nicht den Mut, sie danach zu fragen.

Ich hatte mich immer sicher gefühlt im Inkognito meines Zweitlebens. Als Parodist verkleide ich mich, Perücke, Maske, Schminke, Bart und so weiter, und dann schaue ich mich im Spiegel an wie einen Fremden. Schön fremd, denke ich dann. Ich bewege mich wie ein Fremder, und selbst der eigene Körper wird mir fremd. Die Stimme sowieso. Es ist ja nicht meine Stimme, es ist die Stimme der Parodierten, Welten entfernt von meiner Notarstimme. Die Tarnung ist perfekt. Dachte ich, bis Hesters Wort vom Doppelleben fiel.

Es wäre nicht fair zu sagen, ich spielte ein doppeltes Spiel. Ein Doppelleben ist es vielleicht, da könnte Hester Recht haben, aber ein falsches Spiel ist es nicht. Nie

käme ich auf die Idee, einen Notar zu parodieren. Notar zu sein ist und bleibt meine Hauptrolle, und das andere, das Zweitleben, ist Nebensache.

Aber wieder einmal genug von mir. Ich hatte es in diesem Bericht nicht mehr erwähnen wollen, aber nun tue ich es doch, weil ich denke, der Staatsmann hätte nicht gewollt, dass wir es verschweigen: Arnd ist tot. Ich weiß es von Hester. Sie hat die Todesnachricht zufällig in den kleingedruckten Personalien der Parlamentszeitung entdeckt.

Von Arnd wird nur der kurze Moment seines Lebens in Erinnerung bleiben, als er wagte, sich aufzulehnen. Arnd, der verstummte Rebell. Was danach kam, war ein unauffälliges Leben.

Es scheint, dass sein kurzes Politikerdasein Arnd nie ganz losgelassen hat, nicht die Faszination, nicht das anfängliche Werben und Schmeicheln der Partei, nicht die spätere Enttäuschung, die Auflehnung und die Zermürbung, nicht der Versuch, ihn der Lächerlichkeit preiszugeben, und nicht das spätere endlose Totschweigen. All das hat Spuren hinterlassen. Arnd hat den Staatsmann überlebt, aber er starb dennoch, wie man so sagt, vor der Zeit. Er hat seine Mission nicht erfüllt.

Arnd wird in meiner Erinnerung natürlich immer mit dem Staatsmann verbunden bleiben. Sein Tod hat mich noch einmal in den Notizen des Staatsmannes stöbern lassen. Was ich davon in diesen Bericht aufgenommen habe, könnte, so sehe ich es jetzt, ein schiefes Bild geben. Ich habe die Notizen ausgewählt, in denen der Staatsmann sich als geläuterter Vernunftmensch zu erkennen gibt, aber er war natürlich nicht nur das. In anderen Notizen herrscht eher ein Chaos der Gedanken und gelegentlich auch ein Chaos der Empfindungen. Er notierte Eingebungen, wie irrational sie auch sein mochten, und manche Notizen zeugen von tiefer Melancholie. Er verbarg es nicht. Manchmal schrieb er, wie Hester es mir damals bei ihrem denkwürdigen ersten Erscheinen in meinem Büro vorlas, z.B. auch über Sonnenaufgänge oder, wenn er weniger heiter gestimmt war, über Sonnenuntergänge. Er tat es mit einer ungezähmten Neigung zum Kitsch, und auch

dazu bekannte er sich. Man sieht es ihm nach. Die Sonne geht so oft unter, wie sie aufgeht, notierte er an einer Stelle, das sei das Wichtige, wie man darüber schreibe, sei unwichtig. Banal und tiefsinnig zugleich.

Wichtig war, dass im Chaos seiner Notizen eben auch jene Glanzlichter der Vernunft aufschienen, die ihren Weg in diesen Bericht gefunden haben. Wären aber nur sie gewesen, wäre der Staatsmann mir nicht so ans Herz gewachsen. Sein Scharfsinn, sein Chaos, sein Kitsch, alles geht mir zu Herzen.

32 Hester

Es ist Herbst. E. mag immer noch die gemeinsamen Wanderungen, auch bei heftigem Wind, sogar bei Regen. Gegen Regen, der von oben kommt, könne man sich schützen, sagt er, nur wenn der Regen von der Seite komme, werde es ungemütlich. Komme der Regen von oben, genüge ein Schirm für uns beide, und den habe er an solchen Tagen immer dabei. Er sei eben pragmatisch, sagte er und lächelte dabei. Sein Schirm ist sehr klein. Es gab an diesem Tag einige Schauer, und sie kamen von oben. Wir kamen uns unter dem kleinen Schirm sehr nahe.

In seinem Denken ist E. ein Mann der Praxis geblieben. Wenn er unter unserem kleinen gemeinsamen Regenschirm erzählt, was er wem sagen würde und was er täte, wenn er noch aktiver Politiker wäre, dann versprüht er ungebrochene Willenskraft. Seine Gedanken tragen ihn oft weit weg von der aktuellen Politik, aber er hat dennoch nicht das Herz eines Theoretikers. Er hat das Herz des Tatmenschen, auch wenn, wie er sagt, die Tat des Politikers meistens das Wort sei. Theorie dagegen sei das Wort, das nicht auch Tat sei, und das sei seine Sache nicht.

Der Notar erwartet etwas anderes. Er wolle gerade die Gespräche, sagte er mir, in denen E. von seinen Gedanken möglichst weit getragen wird, egal, wie weit es von realen Ereignissen wegführe. Gerade das sei es, was sich zu protokollieren lohne.

Wir machten eben keine Zeitung und keine Zeitschrift, sondern einen Bericht besonderer Art.

Zu Anfang habe ich mich gesträubt. Ich leistete stillen und manchmal offenen Widerstand. Es mag nicht immer ganz fair gewesen sein, aber der Grund liegt auch beim Notar selbst. Er hat mir nicht alles von Anfang an erklärt. Vor allem hat er mir nicht über Ben und K. erzählt. Er hat mich die ersten Gesprächsprotokolle schreiben lassen, ohne dass ich wusste, was sein Ziel war. Er sagte mir, ganz zu Anfang habe er es ja selbst nicht gewusst, also habe er es zu Anfang nicht genauer erklären können.

Jetzt weiß ich besser, was der Notar will, und ich verstehe auch besser, warum er manche meiner Protokolle verwirft und andere herausstellen will. Er sagt, die Gespräche mit K. setzten einen Maßstab, und wir sollten keine Allerweltsdialoge danebenstellen, also auch keine Dialoge über den gewöhnlichen politischen Alltag. Ich hatte nur die Wahl, mich zu fügen oder zu verweigern. Natürlich habe ich mich dann im Sinne des Notars entschieden. E.s Temperament aber werden wir nicht unterschlagen, und das bleibt das Temperament des Praktikers.

E. und ich sprachen darüber, ob in anderen Ländern das politische Bewusstsein sich anders entwickle als bei uns. Der Anlass waren, wenn ich es richtig erinnere, Unruhen enttäuschter Jugendlicher in Frankreich. Man weiß nicht genau, ob es ein unpolitischer Aufruhr war oder ob die Unruhen auch politisch gemeint waren. E. sagte, darauf komme es nicht an, die Politik trage in jedem Fall Verantwortung. Aber ob sie ihrer Verantwortung gerecht werden könne, hänge stark vom politischen Bewusstsein ab. Ich sagte, gerade bei solchen sozialen Problemen dürfe man doch nicht auf politische Bewusstseins sprünge warten. Eigentlich nicht, erwiderte er, aber solange es am Problembewusstsein fehle, könne es eben keine richtige Politik geben. Und dann weiter:

E.: Im politischen Bewusstsein Frankreichs wirkt noch immer die jahrhundertealte monarchistische Vergangenheit nach. Die Politik simuliert noch immer

monarchistische Rituale. Vor allem der Präsident tut es. Ein überflüssiges historisches Relikt. Eine Reminiszenz, könnte man sagen, monarchischer Allmacht. Daher das falsche Pathos der Präsidentschaft. Ein Gehabe, als wäre das Land noch nicht reif für eine nichtmonarchistische Ordnung.

Sprichst du wirklich von Frankreich?

E.: Ja. Es scheint nicht zur Geschichte des Landes zu passen, aber es ist so. Ich fürchte, auch die meisten Bürger wünschen sich noch immer eine Leitfigur mit monarchischen Allüren.

Wie kommt man darüber hinweg?

E.: Das weiß ich nicht.

Ist es anderswo denn wirklich viel besser?

E.: Nein.

Aber Frankreich war doch für andere Länder lange ein leuchtendes Beispiel, was das politische Bewusstsein angeht.

E.: Historiker haben es lange Zeit so gesehen.

Und welches Land spielt diese Rolle jetzt?

E.: Mir fällt keines ein.

Die USA? Deutschland? Großbritannien?

E.: Großbritannien ist ein unterhaltsamer Anachronismus, politisch gesehen. Die Monarchie dort ist ein Kuriosum, und die britische Demokratie mit ihren alten Ritualen ist kaum weniger kurios.

Ein Anachronismus, an den die Menschen noch glauben.

E.: In Großbritannien deckt man vieles mit Humor zu. Man spürt irgendwie, dass der Staat ein Anachronismus ist, aber man tut trotzdem noch so, als glaubte man an ihn. Man tut es, weil man nicht sieht, woran man sonst glauben könnte.

Siehst du es auch mit englischem Humor?

E.: Dafür ist die Sache mittlerweile zu ernst. Über die Unfähigkeit der Demokratie sollte man keine Witze mehr machen.

Wieder einmal signalisierte E.s Tonfall, dass ich mit weiteren Fragen erst einmal warten solle. Er möchte gefragt werden, solange er meinen Fragen in seinen Gedanken noch voraus ist. Jetzt hatte ich ihn mit meinen Fragen eingeholt. Ich beobachtete, wie er weiterdachte.

Manchmal ist der Dialog in solchen Momenten beendet, und dann ist es gut so, und manchmal macht E. nur eine Pause. E. ist eben, wie er einmal sagte, kein aktiver Politiker mehr, der immer zum Reden bereit sein müsse, egal, wie weit seine Gedanken gediehen seien. Mit mir will E. nur reden, wenn seine Gedanken einen Vorsprung haben. Als er wieder so weit war, sagte ich:

Nach der amerikanischen Demokratie brauche ich wohl nicht zu fragen?

E.: Doch, frag.

Der amerikanische Staat hat das monarchistische Erbe schon in seiner Entstehung abgeschüttelt. Der Präsident hat dort keine monarchischen Allüren. Er ist auch nicht überflüssig.

E.: Vielleicht keine monarchischen Allüren, aber andere. Diktatorische vielleicht oder auch martialische. Amerikanische Präsidenten pflegen noch immer gern Feindbilder, sie machen sich unnötig Feinde, und sie führen Kriege gegen vermeintliche Feinde. Alles wegen eines falschen Verständnisses vom Staat.

Auch das ist eine Frage des politischen Bewusstseins?

E.: Ja, und in rückständigem politischem Bewusstsein spiegelt sich auch die Rückständigkeit der Staatsform. In Demokratien die Rückständigkeit der Demokratie.

Gibt es denn nirgendwo einen Staat, der ein zeitgemäßes politisches Bewusstsein hervorbringt?

E.: Ich fürchte, es ist so.

Demnach wäre auch die Demokratie nirgendwo zeitgemäß?

E.: Die Demokratie ist fortschrittlich, wenn man sie an Monarchien und Diktaturen misst.

Nur dann?

E.: Nur dann.

Und der deutsche Staat?

E.: Jetzt willst du mich aufs Glatteis locken.

Die Frage musste kommen, das weißt du.

E.: Es fällt mir leichter, über fremde Staaten so zu reden als über den, dem ich so lange gedient habe.

Jetzt tust du es nicht mehr, jetzt kannst du freier reden. Wir waren übrigens schon einmal fast an dem Punkt, wo wir jetzt sind.

E.: Wirklich?

Ja. Und ich glaube, du könntest uns jetzt in Gedanken einen großen Schritt weiterbringen.

E. sah mich an mit einem milden Lächeln an. So unnahbar, so herrisch und rechthaberisch er oft war, so warmherzig kann er solches Lob nehmen.

33 Notar

Es mag anmaßend sein, wenn hier schon wieder von mir die Rede ist, aber den Anlass dazu hat Hester gegeben. Ihre Bemerkung vom Doppelleben klang vorwurfsvoll, aber dafür gab es keinen Grund. Ich habe etwas verschwiegen, aber ich verheimliche nichts, was andere wissen sollten. Mein anderes Leben ist nichts Verwerfliches, es ist ein Privileg, das nur wenigen vergönnt ist, und ich gönne es mir, ganz und gar selbstbewusst.

Andere mögen deswegen missgünstig sein, aber ich will unnötige Missgunst vermeiden, indem ich das andere Leben, so gut es geht, für mich behalte. Es gibt Mitwisser, vor allem Dominik, aber auf ihre Verschwiegenheit vertraue ich. So wahre ich in meinem anderen Leben ein Inkognito, wie ich es auch als Herausgeber dieses Berichtes wahren muss.

Warum ein kompliziertes Doppelleben, wenn auch ein einfaches Leben möglich wäre? Vielleicht ja deswegen, weil das einfachere Leben eben nicht möglich ist. Ich stelle mir vor, wie K. den Grund dafür beschreiben würde. Er würde vielleicht sagen, dass ich nicht die menschliche Standardausstattung mit Instinkten habe, die ein einfacheres Leben nahelegt. Das ist kein Grund zu hadern. Es könnte sogar ein Motiv gewesen sein, mich in ein Projekt wie dieses zu stürzen, mich Ben so verbunden zu fühlen und so fasziniert von K. zu sein. Dabei habe ich meine Instinktausstattung im Laufe der Zeit mehr und mehr schätzen gelernt. Ich hatte ja ohnehin keine andere Wahl.

Faszination K. Ich muss mich davor hüten, von K., den ich nie gesehen und mit dem ich nie ein Wort gewechselt habe, tatsächlich fasziniert zu sein. Auch über ihn muss hier weiter so leidenschaftslos wie möglich berichtet werden. Dominik weiß, dass ich in Sachen K. anfällig bin, und manchmal überschüttet er mich mit Kommentaren, die mich vor Illusionen über K. bewahren sollen. Dabei verfällt er oft genüsslich in Provokationen, manchmal mit einem diabolischen Funkeln in den Augen. Er hält mir

vor, ich machte mir von der menschlichen Sicht auf den Menschling ganz falsche Vorstellungen. Über die juristische Sicht habe er ja schon gesprochen. Juristen würden ebenso wie andere Menschen die Menschlinge nicht für real halten wollen, aber wenn sie sich darauf einließen, dann würden sie die Menschlinge wie alles andere mit ihrem juristischen Denken überziehen. Ich solle mir doch einmal die Themen von Aufsätzen vorstellen, die Juristen dazu einfallen würden: Menschling und Tierschutz – Das Eigentum an Menschlingen und das Eigentum der Menschlinge – Zucht, Mast und Tötung von Menschlingen im nationalen und europäischen Recht – Der Menschling als Opfer und Täter im Strafprozess – Oder rechtsgeschichtlich: Vom Sklavenrecht zum Menschlingsrecht. Rechtsfähigkeit oder Teilrechtsfähigkeit des Menschlings.

Und dann die anderen Fachdisziplinen. Zum Beispiel die Ökonomie: Nutzenmaximierung von Menschlingen und für Menschlinge – Die Ökonomie der Menschlingszucht – Der Verkehrswert und der Wiederbeschaffungswert von Menschlingen.

Oder die Medizin: Erst ein langer Zuständigkeitsstreit zwischen Human- und Tiermediziner. Dann solche Themen: Der Krankheitsbegriff aus Menschlingssicht – Menschlingsbedingte Erkrankungen beim Menschen – Menschenbedingte Erkrankungen beim Menschling – Der Menschling als Organspender.

Früher oder später dann auch die Psychologie: Klinische Psychologie des Menschlings – Der psychotherapeutische Einsatz von Menschlingen am Menschen – Psychische Auffälligkeiten beim Menschlingsbetreuer.

Und weiter: Das Musikverständnis des Menschlings – Das Kunstverständnis des Menschlings – Die Linguistik der Menschlingssprache.

Und endlos natürlich die Philosophie vom Menschling. Ganz zu schweigen von der Biologie. Und in der Politologie vielleicht: Ameisen-, Menschen- und Menschlingsstaat im Vergleich. Biologische Determinierung oder Wahlfreiheit?

Bis dahin hatte ich Dominik still gegenübergesessen und geduldig zugehört. Jetzt erhob ich mich und wandte mich ab. Aber Dominik setzte nach. "Menschlingskunde als Schulfach. Menschlicher Instinkt vs. Menschlingsinstinkt..."

"Schluss damit", sagte ich.

"Wieso?" fragte er. Man werde doch über Menschlinge noch lachen dürfen, solange man über Menschen lachen darf.

Das war richtig. Aber Häme, sagte ich, habe ihre Grenzen, gerade gegenüber Menschlingen.

Dominik redete weiter. Die Häme in seiner Miene war gewichen, jetzt wirkte er konzentriert. "Ich war doch schon dabei, vom Spaß zum Ernst zu kommen. Also ganz im Ernst: Was könnte als Schulfach wichtiger sein als dies: Verstandes- und Instinktausstattung des Menschlings im Vergleich zum Menschen." Wenn das die Schulen eroberte, fuhr er fort, ob das nicht ein Durchbruch in der menschlichen Zivilisierung werden könnte. Es würde Schüler zwingen, über menschliche Instinkte nachzudenken, vor allem darüber, dass menschliche Instinkte für Menschen in dieser Welt immer problematisch werden. Es würde Distanz zu den Instinkten schaffen.

Das Argument war unschlagbar. "Du hast wohl Recht", sagte ich. "Und meinst du, das würde Menschen demütiger machen?"

"Im Gegenteil. Es würde sie ehrgeiziger machen. Die Menschen würden mehr aus sich machen wollen."

"Mehr Zivilisierung, meinst du?"

"Genau."

Dominik XI

Warum hatte ER, der Notar, sich auf Lembcke und Levertoff eingelassen? Dafür musste es – nichts anderes würde zu IHM passen – eine einleuchtende Erklärung geben. Ich überlegte vieles, aber einleuchtend erschien mir am Ende nur dies: Er fürchtete, dass sein Bericht ohne Förderer aus der Wissenschaft nicht ernst genommen würde. Dann war er auf irgendeinem Umweg an Levertoff oder Lembcke geraten. Wahrscheinlich zuerst an Lembcke. Und warum sollte er Lemcke nicht vertrauen? Es war ja schon schmeichelhaft, von Lembcke nicht gleich abgewiesen zu werden.

Aber daraus wurde dann – ich nenne es mal so – ein Pakt mit dem Teufel. Im Dunstkreis von Lembcke und Levertoff mochten Menschen sich für den Bericht interessieren, aber Erfolg wünschten sie ihm nicht. Die meisten von ihnen wären froh, wenn über diesen Bericht geschwiegen würde. Weil sie von E.s Meinungen und erst recht denen von K. irritiert wären. Oder indigniert. Oder sogar schockiert.

Ja, dachte ich, so ungefähr war es. Aber was nützte mir das?

"Was nun?", hatte ich Hester gemailt, und sie hatte nicht geantwortet. Eine gute Woche später saßen wir wieder zusammen, und es tat Hester und mir gut, die Ratlosigkeit zu teilen. Ich war noch immer tief enttäuscht, sie eher aufgebracht, aber die zündende Idee hatte auch sie nicht. Bekäme sie den Absender der anonymen Mail zu Gesicht, also aus Hesters Sicht den Täter, sie würde ihm ins Gesicht springen. Aber wozu?

Ich konnte nicht anders, als nachdenklich vor mich hinzustarren, obwohl ich wusste, dass Hester solche Nachdenklichkeit verachtet. Aber was konnten wir sonst tun?

"Uns bleiben nur noch Resignation oder detektivische Akribie", sagte ich dann.

"Oder irgendein glücklicher Zufall", wandte Hester ein.

"Du meinst, ein Fehler der Gegenseite? Die wird keinen Fehler mehr machen. Sie muss gar nichts mehr machen."

"Das bedeutet nicht, dass nichts mehr passieren wird."

Im Prinzip, sagte ich dann, sei doch alles klar. Die Botschaft der Gegenseite sei: Der erste Teil des Berichts ist manipuliert, der zweite Teil werde auch in meinem Interesse zurückgehalten. Ich täte gut daran, hieß es, die Finger von dem Bericht zu lassen, alles andere würde mir nur schaden.

"Was ist das, juristisch gesehen?", fragte Hester. "Ist es Nötigung? Du wirst doch nicht klein begeben."

"Nein, natürlich nicht."

"Wirst du auf die letzte Mail antworten?"

"Einem anonymen Absender?"

"Der aber wieder aus dem Dunstkreis von Lembcke und Levertoff stammt."

"Beweisen können wir auch das nicht", sagte ich.

In den Tagen danach kein Wort von Levertoff oder Lembcke oder Mittätern.

"Sie lassen uns schmoren", sagte Hester bei unserer nächsten Begegnung, aber auch das war falsch gedacht. Sie meinte, jemand denke daran, wie wir schmorten, und genieße diesen Gedanken und denke darüber nach, was zu tun sei, wenn die Wirkung des Geschmortwerdens bei uns nachlasse. "Du denkst, jemand denke an uns", sagte ich, "aber an uns denkt jetzt niemand mehr. Die Sache mit dem Bericht ist jetzt Geschichte. Aus und vorbei. Die

letzten Mails an mich waren der Schlussakt." Selbst Hester schien, als wir uns trennten, mutlos.

Zwei zähe Tage vergingen, dann rief Levertoff an. Als ich seine Stimme hörte, schossen mir wirre Gedanken durch den Kopf. Hatte ich falsch spekuliert? Hatte Hester doch das bessere Gespür gehabt? War für Levertoff die Sache doch nicht ad acta gelegt? Gab es doch noch Chancen?

"Was haben Sie auf dem Herzen?", sagte ich dann. Ich hörte meiner Stimme zu und merkte, dass sie ruhig klang. Als sei nicht ich in der Defensive, sondern er.

Ob ich die Dinge immer noch so sähe wie bisher, fragte er.

"Im Prinzip ja", sagte ich.

Entmutigen wolle er mich nicht, antwortete er, er wolle nur noch einmal sagen, dass, wie er es sehe, aus der Sache nichts werden könne. Im Übrigen solle der Notar von Anfang an selbst gesagt haben, die Sache sei allenfalls etwas für Historiker.

"Wirklich?"

Ja, sagte er, und dann habe der Notar unglückseligerweise noch diese Phantasiegeschichte über K. hineingebracht. Ein Märchen, mit dem man erwachsene Menschen verschonen solle.

So weit schien es mir in diesem Moment nicht einmal ganz verkehrt zu sein. Ich überlegte noch, worin ich ihm folgen würde und worin nicht und worauf ich antworten sollte, möglichst nüchtern und vernünftig, aber er kam mir zuvor.

"Bringen wir die Angelegenheit doch zu einem guten Ende", sagte er.

"Was wäre denn ein gutes Ende?"

Ein gutes Ende wäre, sagte er, wenn die Kapitel des Berichts, die es vielleicht noch irgendwo gebe, in meine Hände kämen. Dafür könne er sich einsetzen. Dann hätte er für mich aber getan, was er tun könne.

Er machte eine Pause. Dann, als hätte ich schon zugestimmt: "Wir sollten uns nur vorher einig sein, dass alle Beteiligten strikt anonym bleiben. Sie wissen ja, so hat es auch dieser Notar gewollt." Und bevor ich antworten konnte, sagte er noch: "Und anonym bleiben wir nur, wenn niemand Weiteres mehr von dem Bericht erfährt."

Ich zögerte. Was er sagte, klang halbwegs plausibel. Noch ein weiteres Stück Bericht zu bekommen war verlockend, und dass auch der Notar Anonymität gewollt habe, war richtig. Oder zumindest nicht falsch. Insofern war es ein Angebot, das ich nicht ablehnen sollte. Würde ich nein sagen, wäre womöglich die letzte Chance auf ein weiteres Stück Bericht dahin. Würde ich ja sagen, hätte ich etwas Wichtiges gewonnen, aber nichts wirklich Wichtiges verloren. Ein Gefühl von Misstrauen war da, aber der Verstand wollte Ja sagen.

"Ich werde darüber nachdenken", sagte ich. Und nach einer kurzen Pause: "Vielleicht könnte man es so machen."

"Richtig", antwortete er in einem Tonfall, als lobte er einen gelehrigen Schüler. "Ich versuche, für Sie noch ein Stück Bericht zu beschaffen, und dann bleibt alles anonym."

Nach dem Gespräch war ich erschöpft. Es gibt keinen Grund, erschöpft zu sein, sagte ich mir, alles geht einen geordneten Gang, und du hast getan, was zu tun war und was jeder andere an deiner Stelle getan hätte.

Nur eine Stunde später rief ich Hester an. "Wir müssen über Levertoff reden. Kannst du zu mir kommen?"

Ich ging eine halbe Stunde lang in der Wohnung auf und ab, bis es klingelte.

"Also, was war?", fragte sie noch an der Tür.

"Setz dich erst", sagte ich, als wollte ich die Antwort wenigstens ein paar Minuten hinausschieben.

"Levertoff und ich haben einen Deal gemacht", sagte ich dann. "Ich bekomme noch ein Stück Bericht, und dann bleibt alles anonym."

Sie sagte nichts.

"Wir haben ja nichts verloren", fuhr ich fort. Dann fing ich an zu stottern.

"Ja, wir haben wirklich nichts verloren, und wir werden etwas bekommen. Ein Stück vom Bericht."

Dann wieder eine Pause.

"Im Grunde ist alles fast wie vorher."

"Ein Stück Bericht also", sagte sie trocken. "Irgendein Stück."

"Ja", sagte ich nur und schwieg.

Für einen kurzen Moment schien sie in Gedanken versunken. Dann sagte sie:

"Es ist doch nur eine mündliche Absprache."

"Aber auch mündliche Absprachen gelten. Ich will nicht der Anwalt sein, der sein Wort bricht."

Eben noch war ich stolz gewesen auf das Erreichte, jetzt war aller Stolz dahin. Ich hatte nicht erreicht, was ich hätte erreichen können, schien Hester zu denken, und ich müsse es wiedergutmachen. Ein Fehler? Nein, sagte ich mir, kein Fehler. "Was hätte ich denn anders machen sollen? Levertoff anschreien? Ihm drohen? Aber mit was?"

Ich wartete auf ihre Antwort, es kam nichts.

"Nein, damit wäre nichts gewonnen gewesen", sagte ich dann. "Immerhin bekommen wir noch ein Stück Bericht."

Wieder kein Einwand von ihr.

"Lieber den Spatz in der Hand als die Taube auf dem Dach."

Wieder nur Schweigen.

"Ein Jurist würde sagen: Lieber ein Vergleich jetzt als die vage Hoffnung auf ein siegreiches Urteil in ferner Zukunft."

Aus ihrer Miene sprach nur Enttäuschung, keine Spur ihrer sonstigen Kampfeslust. Auch sie verliert nicht gern, das ist klar, genau wie Anwälte ungern verlieren, und was mir wie ein Teilsieg gegen Levertoff erschienen war, das schien für sie eine schmerzliche Niederlage zu sein.

"Und das soll das banale Ende der ganzen Levertoff-Geschichte gewesen sein?", fragte sie dann. "Der große Showdown einfach abgesagt?"

Showdown. Genau das hatte sie also erwartet. Ich weiß, sie mag die großen Szenen, und sie mag selbst ein Teil davon sein. Aber einen Showdown mit Levertoff oder Lembcke? Das hatte ich nie gewollt.

"Seien wir doch realistisch", sagte ich. "Die Sache ist so gut wie zu Ende."

Sie reckte sich in ihrem Sessel und warf mir einen trotzigem Blick zu.

"Nein", sagte sie dann. "Das Ende der Geschichte machen nicht die anderen. Das Ende machen wir."

In ihren Augen jetzt wieder aggressives Funkeln. Ich, Hester, bin unberechenbar, sagten diese Augen, also bleibt auch das Ende dieser Geschichte unberechenbar. Mit mir müsst ihr weiter rechnen, Levertoff und Lembcke und ihr anderen, und auch du, Dominik.

In den Tagen danach von ihr kein Lebenszeichen. Ich war besorgt. Ihr Wort vom banalen Ende der Geschichte ging mir durch den Kopf. Hester, einer der Hauptfiguren, musste es viel schwerer fallen als mir, die Geschichte des Berichts so enden zu sehen. Auch für mich ist der Bericht natürlich alles andere als banal, aber für mich muss dessen Geschichte nicht spektakulär enden. Für Hester schon. Ihre Enttäuschung soll sich wenigstens in einem Showdown entladen. Lieber eine spektakuläre Niederlage als ein banaler Schluss.

Ich sehe es nüchterner, aber Hesters Zorn ließ mich nicht unberührt. Könnte ich mich, nüchtern gesehen, tatsächlich auf ein zu banales Ende eingelassen haben? War doch noch etwas möglich zwischen dem banalen Teilerfolg, auf den ich einen Moment lang stolz gewesen war, und einem spektakulären Showdown? Wenn, dann hätte ich irgendwo einen Fehler gemacht.

Aber wobei? Ich ließ mir alles wieder und wieder durch den Kopf gehen, alles, was der Notar mir über den Bericht erzählt hatte, und all die kurzen Gespräche nach seiner Abreise bis zu seinem Tod. Bis dahin war alles so geschehen, wie er es gewollt hat, und wenn es eine Schuld gibt, dann lag sie auch bei ihm. Aber nach seinem Tod? Da war die Reise nach New York. Lag da der Fehler?

Auf meiner Erinnerung an die Reise liegt ein seltsamer Schleier. Wäre mein Geist auf dieser Reise wirklich ganz wach gewesen, dann wäre meine Erinnerung jetzt klarer. Vielleicht hatte ich doch etwas übersehen. Vielleicht doch zu wenig Fragen gestellt. Vielleicht mit zu wenig Leuten gesprochen. An zu wenig Orten nachgeschaut.

Wenn es so war, dann blieb nur Eines: Noch einmal nach New York. Noch einmal diese Reise, um Versäumtes nachzuholen.

Ich überlegte tagelang, dann schließlich buchte ich den Flug für die darauffolgende Woche. Ich wusste noch nicht, wozu, aber ich meinte, es würde mir schon einfallen. Spätestens wenn ich dort bin.

Hester sagte ich nichts. Ich reise nach New York, weil ich ein schlechtes Gewissen habe, hätte ich sagen können. Oder, ich reise, weil ich in deinen Augen nicht schuld sein will. Auch das hätte ich sagen können, und auch das hätte gestimmt.

Wenige Stunden vor dem Abflug erreichte mich dann eine anonyme Mail. "Bedingungen wie besprochen."

Als Anhang kamen, wie Levertoff es angekündigt hatte, weitere Kapitel des Berichts, die sich hier nun anschließen.

Ich nahm mir vor, sie während des Fluges durchzusehen.

34 Ben

K. ist klüger als Menschen, das ist längst klar, aber K. hat auch Charakter. Wenn man sein nichtmenschliches Äußeres betrachtet, seine etwas unbeholfene vierbeinige Gestalt, sein Fell und seine Hörner, mag das Wort Charakter befremdlich erscheinen, aber das täuscht. K. ist einfühlsam. Er weiß um die Überlegenheit seines Verstandes, aber er möchte bei mir kein Unterlegenheitsgefühl aufkommen lassen. Wenn es nicht immer gelingt, dann nur deswegen, weil ich ihm nicht genug Wissen darüber vermittelt habe, wie mit Menschen umzugehen ist. Ich versorge ihn aber weiter mit solchem Wissen, so gut ich kann, und er saugt es weiter unersättlich auf. Mit den Ohren, aber auch mit den Augen. Dabei werde ich immer öfter zum Lernenden und er immer öfter zum Lehrmeister. Meistens einem geduldigen.

K.: Was ich sage, ist eigentlich immer einfach. Manche Menschen würden vielleicht sagen, banal. Wenn es dir zu banal erscheint, dann sag es.

Wenn du so anfängst, dann kommt meistens etwas ziemlich Schwieriges.

K.: Nein, ich will wirklich nur eine einfache Frage stellen. Ich möchte von dir wissen, wie weit der Denkhorizont der Menschen reicht, zeitlich gesehen.

Das fragst du mich, obwohl du die Antwort wahrscheinlich wieder besser weißt.

K.: Könnte es sein, dass Menschen vieles für endgültig nehmen, was in Wahrheit sehr vergänglich ist?

Menschen haben diese Neigung, das stimmt. Aber es gibt auch viele Menschen, die das durchschauen. Ganz dumm sind wir Menschen ja nicht.

K.: Genügt es, dass einige es durchschauen?

Das sollte ich eher dich fragen.

K.: Ich fürchte, es genügt nicht. Dass so viele Menschen die Vergänglichkeit ihrer Umwelt ignorieren, ist schon schlimm genug. Aber die meisten wollen auch nichts davon wissen, dass Überzeugungen und Ideen vergänglich sind. Sie halten an Überzeugungen fest, die längst nicht mehr in die Welt passen.

Worauf willst du hinaus?

K.: Die Menschheit tut immer mehr Dinge, von deren Folgen sie erst langfristig eingeholt werden. Deswegen müssten Menschen den Horizont ihres Denkens radikal erweitern. Des Vorausdenkens, meine ich natürlich.

Und du meinst, das gelingt ihnen nicht?

K.: In manchen Wissenschaften gelingt es euch. In der Astronomie zum Beispiel versuchen Menschen, sehr weit vorzudenken. Aber in der Politik, wo es um konkretes Handeln geht, da gelingt es nicht.

Beispiele?

K.: Bevölkerungsentwicklung, Klimaschutz, Migration, Europa, Demokratie, Weltordnung, menschliches Erbgut.

Aber mit vielem geht es doch voran. Mit der Demokratie zum Beispiel. Wenn die sich allmählich in der ganzen Welt durchsetzt, ist das doch ein großer Fortschritt.

K.: Man könnte damit zufrieden sein, wenn man zum Maßstab nimmt, was früher war. Aber das sollte man nicht.

Jetzt überforderst du mich.

K.: Nein. Du schonst nur dein Gehirn. Du willst es nicht belasten mit Dingen, die dir noch zu fern erscheinen.

Weil ich ein Mensch bin? Ein unzulänglicher Mensch mit einem unzulänglichen Gehirn?

K.: Menschen sollten sich in der Tat immer mehr auf Wichtiges konzentrieren, sonst überfordern sie wirklich ihr Gehirn. Demokratie und Weltordnung, das gehört zum Wichtigsten. Und beides kann nicht bleiben, wie es ist.

Bist du sicher?

K.: Bisher musste immer etwas Dramatisches geschehen, damit eine Staats- oder Weltordnung sich ändert. Meistens waren es Kriege, Revolutionen, Bürgerkriege oder andere menschengemachte Katastrophen. Aber die Katastrophen werden für die Menschen immer bedrohlicher. Daher müssen die Menschen in Zukunft Umwälzungen hervorbringen, lange bevor sie von realen Katastrophen aufgerüttelt werden. Sie müssten schon heute darüber nachdenken, was sich in kommenden Jahrhunderten verändern soll.

In kommenden Jahrhunderten? Das ist doch anmaßend. So weit kann kein Mensch vorausdenken.

K.: Du sagst es: kein Mensch kann es.

Wir unterbrachen das Gespräch. Entweder brauchte K. eine Pause oder ich oder beide. Ich stand auf und klopfte ihm den Hals. Nicht immer lässt er sich am Hals klopfen, aber diesmal durfte ich es. Ich weiß nicht, wie sehr K. darunter leidet, dass er selbst solche körperliche Zuwendung nicht geben kann. Er leidet darunter, ein handloses Wesen zu sein, das ist klar. Einem Menschen wie mir sagen zu können, was Menschen mit ihren Händen tun sollten, aber mangels Verstandes zu tun versäumen, das hilft ihm manchmal über das Leiden hinweg, aber eben nur manchmal. Ganz selten auch kommt es vor, dass er mich sanft mit seinen Hörnern berührt, und dann nehme ich es als eine Berührung mit nicht vorhandenen Händen. Er kann mir ja keine Hand über die Schulter legen, aber wenn ich genau hinsehe, meine ich an seinen Augen zu erkennen, dass er eine solche Geste im Sinn hat, wenn seine Hörner mich sanft und wie zufällig streifen.

Ich blieb neben ihm stehen und täuschte Geschäftigkeit vor. Nach einer Weile stand auch er auf und ging umher. Wenn er das tut, will er nicht reden und nicht gerufen werden. Es ist wie bei Menschen, die ruhelos umhergehen, um nachzudenken, nur dauert es bei ihm nicht so lange wie bei Menschen. Als er seinen Platz neben meinem Hocker wieder eingenommen hatte, setzte auch ich mich wieder. Er fuhr fort, ohne dass ich eine Frage stellen musste. Ich hatte erwartet, er würde noch etwas über den Zeithorizont menschlichen Denkens sagen, aber er begann ganz anders.

K.: Sind Menschen eher Einzelgänger, oder sind sie eher Rudeltiere?

Noch immer lasse ich mich von solchen Bemerkungen provozieren. Rudeltiere! Menschen mögen solche Tiervergleiche nicht, und K. weiß es. Aber ich sagte nur:

Es scheint solche und solche zu geben. Hältst du mich für ein Rudeltier?

K.: Von dir einmal abgesehen.

Menschen sind eher soziale Wesen. Insofern Rudeltiere.

K.: Wie organisieren sie das Rudel? Die menschliche Gemeinschaft, meine ich. Oder eher die Gesellschaft, wie ihr es nennt.

Du hast wieder etwas Bestimmtes im Sinn.

K.: Ich denke gerade an Hierarchien. In der Tierwelt gibt es meistens klare Hierarchien. Es gibt die Bienenkönigin, die Ameisenkönigin...

Könige brauchen wir nicht mehr. Darüber sind die Menschen hinaus.

K.: Alle?

Die meisten.

K.: Also gut. In der Tierwelt gibt es Einzelgänger. Bären sind Einzelgänger. Manche Menschen...

Meinst du jetzt mich?

K.: ...sind es, aber nicht viele. Sie sind eben doch Rudeltiere. Und in jedem Rudel gibt es ein Leittier. Es gibt den Leitwolf, den Leithammel...

Ja, und?

K.: ...und irgendwie müssen auch Menschen ihre Rolle im Rudel finden. Da muss es doch auch Leittiere geben.

Bei Menschen ist es aber anders, das weißt du. Wir haben die Erbmonarchie und den Erbadel überwunden, und von den Genen lassen wir uns nicht vorschreiben, wer in welche Führungsposition gelangt. Es wird auch nicht mehr wie früher mit Gewalt ausgetragen. Und die Rolle des Leittiers hat man unter Menschen nicht ein Leben lang. Wer Macht über andere hat, kann abgesetzt werden. Oder abgewählt. Das alles sind riesige Fortschritte. Zivilisationsfortschritte. Unser großes Rudel, das ist das Staatsvolk. Und der Staat ist immerhin demokratisch organisiert. In Teilen der Welt schon seit Jahrhunderten.

K.: Sicher ein Fortschritt, aber für wie lange reicht er?

Ich stutzte. Es war wieder so eine Falle, und fast wäre ich hineingetappt. "Ewig", das war die Antwort, die er provozieren wollte, aber sie blieb mir im Hals stecken.

K.: Also nicht ewig?

Natürlich nicht. Alles ist vergänglich, wie du gesagt hast.

K.: Reicht es für tausend Jahre oder hundert oder noch weniger? Das ist schon ein Unterschied.

Sag du es. Du spielst hier den Propheten.

Wenn ich mich als Mensch von K. in die Enge getrieben fühle, kommen von mir solche Antworten, aber K. nimmt es gelassen. Er ließ sich Zeit mit einer Antwort. Dann sagte er:

Ich bin kein Prophet, ich bin nur Realist.

Wieder wusste ich nichts zu erwidern. Realist, das wusste er, war das Attribut, das einem Menschen zuallerletzt einfallen würde, wenn er an Menschlinge dächte. Gerade deswegen nannte er sich Realist.

Ich war am Zuge. Das Gespräch war für K. nicht abgeschlossen, das merkte ich, aber jetzt sollte ich die Frage stellen. Es dauerte. Ich musste wie so oft die Gedanken ordnen, während K. sie längst geordnet hatte. Der Mensch als Rudel- und als Alphetier, der Mensch als soziales Wesen, menschliche Eliten, der Staat, unser so genanntes Gemeinwesen, die Demokratie, deren Zukunft, es war zu vieles auf einmal, nur für K. schien es irgendwie einfach zu sein. Schließlich sagte ich:

Keine großen Kriege mehr, keine großen blutigen Revolutionen, einigermaßen stabile Staatsgrenzen, immer mehr stabile Demokratien, einigermaßen gefestigte Nationalstaaten – ist das nicht etwas, was bleibt? Vielleicht für immer?.

K.: Gibt es keine Widerstände?

Wogegen

K.: Z.B. gegen eure so genannten demokratischen Nationalstaaten.

Widerstände gibt es unter Menschen immer.

K.: Gibt es nicht gute Gründe dafür?

Welche meinst du?

K.: Die Vorgeschichte vieler so genannter Nationalstaaten ist doch ungefähr so: Menschliche Leittiere haben beschlossen, welche Menschen als Nationen zusammengehören sollen. Das muss nicht immer falsch sein, es kann aber. Es kann sein, dass ein Teil der Herde es anders will. Auch in einer Demokratie.

Und was dann?

K.: Dann zerfällt der schöne Nationalstaat. Dann zerfällt auch ein demokratisches Europa, Indien oder Amerika, und auch ein demokratisches China würde zerfallen. Nicht von heute auf morgen, aber irgendwann. Vielleicht erst nach Jahrhunderten. Man muss eben auch die lange Sicht im Blick haben. Die Menschen sollten vorbereitet sein.

Mir war nicht mehr danach zumute, über Mängel am Menschen zu reden. Ich versuchte stattdessen, K. mit einer Frage zu irritieren.

Gibt es denn bei Menschlingen so etwas wie eine Nation? Und so etwas wie eine Demokratie?

K.: Du weißt, dass wir dafür viel zu wenige sind. Wir organisieren uns, wie man es vernünftigerweise in einer kleinen Gruppe tut, also von Fall zu Fall, ganz spontan mit Hilfe der Vernunft. Einen Staat brauchen wir noch nicht, wir brauchen noch keine geschriebenen Gesetze und noch keine Verfassung. Das brauchen vorerst nur Menschen.

Ich hatte ihn nicht in Verlegenheit gebracht, und ich fühlte mich ihm gegenüber – wieder einmal – geistig unterlegen. Meine Frage war wieder einmal zu naiv gewesen. Nicht seine Antwort, aber meine Frage. Der Notar wird zu entscheiden haben, ob er auch solche naiven Fragen in seinen Bericht aufnimmt.

35 Hester

Ich habe E. noch immer nicht von Ben und K. erzählt, aber irgendwann werde ich es tun. Wenn er jetzt davon erführe, wäre er irritiert. Vielleicht würde er mir die Geschichte nicht glauben. Er sei durch und durch Realist, hat er schon mehrmals gesagt, in sehr ernstem Tonfall. "Ein *echter* Realist."

Was ich inzwischen über K. und Ben weiß, solle mich in den Gesprächen mit E nicht ablenken, hat der Notar mich gemahnt. Er hat wohl seine eigenen Vorstellungen davon, welche Fragen an E. wichtig wären und welche nicht. Ich dürfe nichts überstürzen, sagt er, und auch E. solle nichts überstürzen, aber ich solle dafür sorgen, dass nach und nach das Wichtigste gesagt werde.

Die Gespräche mit E. folgen nicht solchen Vorgaben. E. hat seine Themen, er hat sein Tempo, ich habe meine Art zu fragen, und E. hat seine Art, mich seinen Gedanken folgen zu lassen. Es geht voran, aber es gibt auch immer noch Rückfälle. E. weiß selbst, dass er dafür anfällig ist. Manchmal korrigiert er sich nach solchem Rückfall selbst, aber manchmal muss ich ihm helfen, in seinen Gedanken dorthin zurückzufinden, wo wir schon einmal angelangt waren.

Wenn ich den Notar richtig verstehe, könnte die Protokolle solcher Rückfälle diesem Bericht sogar nützen. Sie könnten Lesern des Berichts helfen, eigene Rückfälle zu überwinden.

Dass ich mit E. ein weiteres Mal über die jetzt aktiven Politikergenerationen sprach, war nicht sein Wunsch gewesen. Ich habe ihn dazu verleitet. Ich habe ihm eine Frage gestellt, die zu diesem Wortwechsel führte:

E.: Was ich empfinde, wenn ich an die Politiker nach mir denke? Rechnest du mit einer ganz bestimmten Antwort.

Nicht unbedingt.

E.: Was sollte ich schon empfinden? Man muss natürlich Respekt haben. Jemand muss die politische Arbeit tun, und wer es tut, hat Respekt verdient.

Auch deinen Respekt?

E.: Die Zeiten, in denen Politiker hohes Ansehen genossen, sind ja vorbei, aber deren Arbeit ist trotzdem unverzichtbar.

Noch einmal: Haben sie auch deinen Respekt?

E.: Sie machen eine Arbeit, die ich früher selbst gemacht habe.

Du hast einmal gesagt, Politikerarbeit, wie du sie früher gemacht hast, würdest du nicht noch einmal machen wollen. Aber deine Nachfolger tun genau das. Sie spielen das Spiel noch so, wie du es gespielt hast.

E.: Weil sie dabei verdammt wenig Spielraum haben. Oder es zumindest glauben.

Hast du Mitleid mit ihnen, weil sie nicht anders können?

E.: Mit einigen von ihnen schon. Mitleid könnte ein passendes Wort sein. Mitleid ist ja nicht Spott und Verachtung, es schließt Respekt nicht aus.

Mitleid haben heißt eigentlich, mit anderen mitzuleiden. Leiden die heutigen Politiker wirklich?

E.: Sie leiden unter dem Ansehensverlust, aber sie leider nicht darunter, worunter sie leiden sollten. Sie spüren nicht den Schmerz, den sie spüren müssten.

Den Schmerz des Unvermögens?

E.: So kann man das sagen. Die Überforderung nicht zu spüren, das bewahrt das bescheidene, winzige Glück, das noch bleibt. Über das wir schon einmal gesprochen haben.

Wir führten dieses Gespräch in E.s Wohnung. Er sei dort im Lauf der Jahre regelrecht sesshaft geworden, sagte er einmal, vielleicht das erste Mal in seinem Leben. Früher habe er meistens wie auf gepackten Koffern gelebt, so habe er es empfunden. Seine jetzige Wohnung steckt voller Erinnerungen. Vieles hat dort seinen Platz, was an Stationen seines Berufslebens erinnert, Bilder, Fotos, Urkunden, Bücher, Möbelstücke, manches davon platziert wie Reliquien. Diese Wohnung macht ihn befangener, als er es sonst ist. Auf unseren gemeinsamen Wanderungen lösen sich seine Gedanken leichter aus Vergangenheit und Gegenwart. Ich überredete ihn, das Gespräch bei einem Spaziergang fortzusetzen.

Wir waren beim Mitleid stehengeblieben. Du bist froh, dem Politikerdasein entkommen zu sein, aber du leidest mit denen, sagtest du, die sich dem heute noch aussetzen.

E.: Ja, es gibt zu viele Zwänge, über die keiner redet.

Welche sind das?

E.: Zum Beispiel den Zwang, Gewissheit vorzutäuschen. Als Politiker muss man fast immer so tun, als habe man fertige Lösungen.

Gespielte Gewissheit also.

E.: Ja. Aber die Bürger wollen es so. Man will Politiker, die ein klares Urteil haben, auch wenn es in Wahrheit nur gespielt ist.

Aber es ist ein falsches Spiel?

E.: Wieder ein zu hartes Wort.

Du sagst, die Bürger hätten diese Erwartungen. Aber erzeugen die Politiker solche Erwartungen nicht auch selbst?

E.: Das ist ja ihr großer Sündenfall. Wir Politiker erzeugen zu oft Erwartungen, die wir nur noch in Worten erfüllen können, aber nicht mit Taten.

Eine Täuschung also?

E.: Ja, aber zuallererst eine große Selbsttäuschung.

Regen sich dagegen keine Widerstände?

E.: Widerstände wäre zu viel gesagt. Aber Unbehagen natürlich.

Berufen Politiker sich nicht zu Recht darauf, viel besser könnten es auch andere nicht machen?

E.: Wo sonst außer in der Politik könnte man sich so herausreden?

Wenn Politiker überfordert sind, können wir sie immerhin abwählen.

E.: Das Abwählen ist wie das Abschlagen der Köpfe einer Hydra. Die Überforderung wächst immer wieder nach.

Wahlen nützen demnach nichts?

E.: Wie du weißt, haben Bürger, die nicht wählen gehen, inzwischen meinen vollen Respekt. Früher nicht, aber jetzt.

Aber wenn auch Wahlen nicht helfen, was hilft dann?

E.: Genau das ist die Frage.

Auf die du nicht antworten willst.

E.: Auf die ich die Antwort nicht habe.

Auf die du aber einer Antwort näher bist als ich.

E.: Auf die ich dir nur eines noch sage: Um mit der Überforderung in der Politik fertig zu werden, müssten wir viel mehr in Frage stellen, als wir uns bisher trauen.

Auch unsere Demokratie?

Ja.

Das war er am Ende wieder, der E., der sich von nichts und niemandem vereinnahmen lässt. Aber selbst bei ihm hinterlässt es Spuren. Spuren der Anstrengung. Die Anstrengung in seiner Stimme verriet, dass es ihm für diesen Tag wieder einmal genug war, und ich wollte ihn nicht drängen. Ich hätte ja nicht einmal die Richtung gewusst, in die ich ihn hätte drängen sollen.

36 Notar

Ich muss zugeben, dass mir die abgehobenen Dialoge über die ganz großen Fragen hier manchmal auch auf die Nerven gehen. Warum muss es immer dieser hohe Tonfall sein? Warum geht es nicht auch um aktuelle politische Probleme? Zum Beispiel um die immer prekärere Rentenfinanzierung? Um die neuen Gewaltausbrüche im Nahen Osten? Um die umstrittenen Pläne für die nächste Pandemie? Um die Dauerkrise der Europäischen Union? Um den – wieder einmal – knapp abgewendeten Crash der Finanzmärkte? Um den Migrationsdruck und die löchrige Außengrenze der Europäischen Union? Um die wieder einmal düsteren Daten zum Klimawandel? Und so weiter. Es werden auch keine Politikernamen genannt und auch keine Parteien, nirgendwo geht es um konkrete Fehler und konkrete Schuld von Politikern und Regierungen. Soll das so weitergehen?

Aber zumindest ist klar, warum es so ist. Weil E. dem politischen Alltag schon entrückt ist und weil einer wie K. die Probleme der Menschen aus einer anderen Warte betrachtet.

Trotzdem, meine ich, lohnt es sich, die Protokolle dieses Berichts zu lesen, so wie sie sind. Man muss sich nur auf deren Entstehungsgeschichte einlassen.

Aber das nur nebenbei. Nun zurück zu Hester.

Hester kann sehr bestimmt sein. Sehr bestimmt und sehr genau. Es ist eine ganz andere Genauigkeit als die der Notare. Eine Notarin hätte sie nie werden wollen, aber manche ihrer Fragen an E. sind so präzise, dass ich denke, sie hätte es werden können. Fast.

Hester hat von Notaren noch immer ein falsches Bild. Notare sind nicht immer nur nüchtern, auch ich nicht. Es ging und geht mir immer auch um Empfindungen. Andere haben sie, und es genügt ihnen, sie zu haben, aber ich muss sie für mich auch formulieren. Ich muss Empfindungen in Worte fassen können, um sie wirklich zu spüren, um sie festzuhalten und um zu unterscheiden, welche mir wichtig sind und welche nicht. Früher einmal dachte ich, wenn ich Arzt würde, würde ich auch etwas über Empfindungen lernen, aber die Sprache des Körperarztes verführt dazu, Empfindungen zu verdrängen. Um nicht mit der Sprache über Empfindungen hinwegzugehen, muss man vielleicht auch Seelenarzt sein. Aber auch deren Sprache, habe ich später herausgefunden, wäre nicht genau genug.

Als Notar bin ich geübt in sprachlicher Genauigkeit, aber ich wende sie auf eine spröde Materie an. Das Gegenbild dazu wäre, ein Notar der Empfindungen zu sein. Es klingt wie ein Widerspruch in sich, aber ich mag es so. Empfindungen mit sprachlicher Genauigkeit zu protokollieren, wenigstens in Gedanken, das ließe erträumte Lebensziele zusammenfinden. Es ist aber auch ein Traum, der einsam macht.

Genauigkeit der Empfindung. Ich weiß inzwischen, dass auch zeitlicher Abstand dazugehört. Die Gegenwart verwirrt. Klarheit und Genauigkeit kann man eher der Vergangenheit abgewinnen. Aber auch der Zukunft, wenn man an Fortschritt in Richtung Genauigkeit glaubt.

Genauigkeit erfordert Klarheit der Gedanken, und die, so scheint es mir, setzt eine gewisse Klarheit des Lebens voraus. Ist ein, wie Hester es nennt, Doppelleben damit vereinbar? Ich glaube, ja. Ich bemühe mich darum.

Ich war früher immer ein Tagebuchschreiber. Ich habe Notizblöcke, Hefte und Zettel beschrieben, immer in der Hoffnung, Gedanken, aber eben auch Empfindungen auf den Punkt zu bringen. Ich lebe es nach zehn Jahren noch einmal nach. Ich krame die Notizen heraus, die genau zehn Jahre alt sind, und ich prüfe, ob etwas Präzises dabei ist. Wenn ja, nehme ich es auf in mein Archiv der Genauigkeit. Es könnte einmal ein Lebensprotokoll daraus werden, nur wird es die letzten zehn Jahre vor meinem Tod nicht erfassen. Ich weiß, es ist ein seltsames pedantisches Unterfangen, Ich mag es nun einmal, mich etwas pedantisch, oder sagen wir, akribisch mit meiner Vergangenheit zu befassen. Es gibt mir das Gefühl, wenn nicht in meiner Vergangenheit, dann zumindest in meiner Erinnerung aufzuräumen, und das bedeutet immer auch, in seinen Gefühlen aufzuräumen. Insofern ist es auch eine Art Selbsttherapie. Zugegeben eine pedantische.

Ich brauche Fluchtorte. Der Notar in mir braucht sie nicht, aber der Andere. Der Andere in mir flüchtet, und da wir in derselben Haut stecken, muss er mich, den Notar, mitnehmen, wohin immer es ihn zieht. Den einen Teil unseres Doppellebens verbringen wir oft an Fluchtorten. Der Notar in mir wird manchmal ungeduldig an einen Fluchtort mitgezerrt, aber manchmal auch einfühlsam dorthin entführt. Da ich die Arbeit an diesem Bericht oft an solchen Orten leiste, fließen hierin die beiden Teile meines Lebens zusammen. Der Notar ist der nüchterne Berichterstatter, und der Andere kann es sich leisten, von K. fasziniert zu sein und mehr und mehr auch von E. Auch E. ist ja gewissermaßen ein Mensch mit einem Doppelleben, nur dass er seine zwei Leben nicht gleichzeitig geführt hat, sondern nacheinander.

37 Ben

Sollte die Menschheit schrumpfen, sollte sie wachsen, und wo sollte das eine, wo das andere angebracht? Ich habe dem Notar gesagt, hierzu könne er selbst einen

Kommentar schreiben, aber er wollte nicht. Er sagte, er selbst habe ja keinen Nachwuchs gezeugt und dafür wolle er sich nicht entschuldigen müssen, was vielleicht unvermeidbar wäre, wenn er sich dieses Themas annähme. Er will aber auch nicht, dass wir dem Thema ausweichen. Von Menschen sei darüber vielleicht wenig Originelles zu erwarten, meint er, eher von einem Menschling.

Ich habe K. dazu befragt, und er war bereit, auch darüber zu reden. Hier das Protokoll. Den Anfang lasse ich aus. Es beginnt mit einer Bemerkung, wie sie für K. schon typisch geworden ist. Ein Mensch hätte so etwas nicht gesagt, da hat der Notar ganz Recht.

K.: Wenn eine unglückliche Spezies ausstirbt, dann ist es fast ein Glück. Wenn aber eine glückliche Spezies ausstirbt, dann ist es ein Unglück.

Er machte eine Pause wie so oft. Eine Denkpause. Keine Pause für ihn, sondern für mich. Er gibt mir Zeit, um im Denken zu ihm aufzuschließen.

Es gelang mir nicht. Ich musste nachfragen.

Du hast wieder etwas ganz Bestimmtes im Sinn?

K.: Nicht viel mehr, als ich gerade gesagt habe.

Dann lass mich raten. Was für das Aussterben gilt, meinst du, das gilt auch für das Wachsen und Schrumpfen einer Bevölkerung?

K.: Ja, natürlich.

Wenn eine glückliche Spezies wächst, ist es gut, und wenn eine unglückliche Spezies wächst, dann ist es schlimm.

K.: Ja.

Und umgekehrt: Wenn eine glückliche Spezies schrumpft, dann ist es schlimm, und wenn eine unglückliche Spezies schrumpft, dann ist es gut.

K.: Ja.

Dann müsste man, bevor man über das Bevölkerungsproblem urteilt, erst einmal über Glück und Unglück befinden?

K.: Man müsste zumindest wissen, wie zahlreich eine Spezies sein sollte, um nicht unglücklich zu werden.

Die Spezies Mensch, meinst du?

K.: Unter anderem.

Und die Menschlinge?

K.: Natürlich auch die. Aber Menschen sollten sich die Frage erst einmal für die eigene Spezies stellen. Schon das könnte für Menschen schwierig werden. Aber sag mir, wie weit du in deinen Gedanken gekommen bist.

Unter Menschen herrscht seit Langem Angst vor der Bevölkerungsexplosion. In Teilen der Welt geschieht jetzt aber das Gegenteil, man hat also Angst, dass die Menschen immer weniger werden. Wäre das für die Menschheit ein Unglück?

K.: Wenn die Menschen weniger würden, dann wäre das sicher kein Unglück. Wahrscheinlich wären die Menschen zumindest in Teilen der Welt glücklicher, wenn sie weniger wären.

Was sollte man denn tun? Sollte man den Bevölkerungsrückgang hinnehmen?

K.: Nein, so einfach ist es natürlich nicht. Die Menschen müssten aber aus einem ungewollten Bevölkerungsrückgang einen gewollten machen. Sie müssten selbst darüber bestimmen, wie viele sie sein werden.

Er machte wieder eine Pause. Nach einer Weile sah er in mein noch immer nachdenkliches Gesicht.

K.: Und nicht nur das. Sie müssten auch darüber bestimmen, wo die Bevölkerung wachsen und wo sie schrumpfen sollte. Die Bevölkerung sollte natürlich wachsen, wo die Menschen eher glücklich sind, und sie sollte schrumpfen, wo sie eher unglücklich

sind. Damit das Glück wächst und nicht das Unglück. Das scheint bisher nicht der Fall zu sein.

"Moment mal", sagte ich verlegen, "das geht mir jetzt zu weit."

"Hast du es nicht verstanden?" fragte er.

"Zum Teil", sagte ich.

"Gut", sagte er, "ich fange nochmal von vorn an."

Wenn er das sagt, dann folgt oft ein längerer Monolog, und seinen Monologen zu folgen kann weniger anstrengend sein, als in Dialogen mit ihm schritthalten zu müssen. Also ließ ich ihn reden.

K.: Die Bevölkerungsentwicklung ist ein Problem der Lebensqualität. Spätere Generationen werden das besser verstehen als die jetzige. Es ist vergleichbar mit dem Klimaproblem. Im letzten Jahrhundert haben Menschen entdeckt, dass es ein Klimaproblem gibt, für kurze Zeit schien es, dass das Problem von Menschen wirklich ernst genommen wird, aber dann verschwand es fast wieder aus dem Bewusstsein. Ein halbes Jahrhundert leichtfertig vertan. So ging es auch in Sachen Bevölkerungsentwicklung. Die Menschen hätten längst die Kontrolle darüber gewinnen müssen, wie viele sie in welchen Teilen der Welt sein werden, so wie sie längst die Kontrolle über den Klimawandel hätten gewinnen müssen. Beides ist ihnen entglitten.

Wirklich?

K.: Genauer gesagt, ist ihnen nicht die Kontrolle entglitten, aber die Entwicklung. Die Kontrolle hatten die Menschen ja noch nie. Aber weiter. Beim Bevölkerungsproblem geht es nicht nur darum, wie viele Menschen es geben wird, sondern u.a. auch um deren genetische Merkmale. Zum Beispiel um die Frage, über welche Verstandesausstattung Menschen in Zukunft verfügen werden. Es ist wirklich nur ein Beispiel. Instinkt, Herz, Gefühl, Überlebenskraft und Verstand sind allesamt wichtig, aber nehmen wir einmal nur den Verstand. Wenn Menschen mit viel

Verstand besonders viele Kinder gebären, dann würde immer mehr Verstandespotenzial weitergegeben. Aber – wir haben darüber schon gesprochen – manche Menschen befürchten genau das Gegenteil. Sie sagen, Menschen mit viel Verstand hätten die wenigsten Nachkommen, weil ihnen die Aufzucht von Kindern zu anstrengend ist. Das Ergebnis werde ein allmählicher Niedergang der menschlichen Spezies sein. In künftigen Generationen werde es daher um das Glück der menschlichen Spezies noch schlechter bestellt sein als in den Generationen davor. Es werde immer mehr an dem Verstand mangeln, der für Vernunft sorgt und vor Unglück bewahrt.

Und wer hat Recht?

K.: In den nächsten Generationen offenbar die Pessimisten. Es wird bergab gehen mit eurer Spezies.

Die Menschheit verblödet erst einmal? Die Bevölkerung wächst, aber die Vernunft wächst nicht mit.

K.: So ungefähr. Aber nach allem, was ich über Menschen weiß, könnte es später einmal anders kommen. In kommenden Jahrhunderten könnte sich so etwas wie eine regenerative Vernunft entwickeln, auch für die Spezies als ganze.

Insofern bist du also doch eher Optimist?

K.: Auf sehr lange Sicht. Irgendwann könnte die Vernunft in dieser Frage stärker werden als der menschliche Instinkt.

Eine Vernunft aber, die auch zulasten menschlicher Gefühle ginge und damit zulasten des Glücks.

K.: Etwas Glück ginge verloren, aber ein größeres wäre gewonnen. Wie du weißt, beugt politische Vernunft Katastrophen vor, auch der Bevölkerungskatastrophe. Katastrophen zu verhindern wird den Menschen mehr Glück bringen, als die Kühle der Vernunft ihnen nehmen kann.

Immer wieder belehrt K. mich auf solche Weise über Menschen. Er hat eine andere Wahrnehmung von Zeit als Menschen. Er denkt viel müheloser über den Zeithorizont des eigenen Lebens hinaus. Ich sagte zu K., dass kluge Köpfe unter den Menschen sich immerhin fragen, wie lange die Geschichte der menschlichen Spezies auf der Erde noch dauern könne. Ich sagte es, um ihm zu zeigen, wie langfristig Menschen eben doch denken können. Ich sagte auch, dass kluge Köpfe sogar darüber nachdächten, wann die Menschheit sich einen anderen Planeten werde suchen müssen, um zu überleben. Seine Antwort war wieder einmal ernüchternd für Menschen.

K.: Wenn die klügsten Köpfe unter den Menschen sich mit so etwas befassen, dann versagt auch bei den Klügsten das Gefühl für die Zeit. Bevor euer Planet unbewohnbar wird, muss die Menschheit noch eine vieltausendmal längere Geschichte durchleben als die bisherige. Sich über das Verlassen der Erde Gedanken machen ist Zeitverschwendung. Euer Verstand sollte erst einmal lernen, wenigstens fünfzig oder hundert Jahre vorauszudenken.

Um das Bevölkerungsproblem zu lösen?

K.: Unter anderem. Das kurzfristige.

Aber wer sollte unter Menschen denn dafür zuständig sein?

K.: Noch fühlt sich niemand wirklich zuständig. Das liegt zum Teil am menschlichen Verstand, und daran lässt sich natürlich so rasch nichts ändern.

Und woran noch?

Auch an dem, was ihr Demokratie nennt.

Und daran ließe sich etwas ändern?

K.: Ja.

Menschlicher Verstand und menschlicher Staat, beides sind Themen, in denen ich als Biologe und Züchter mich noch immer nicht zu Hause fühle. K. hatte mich wieder einmal in die Defensive gedrängt. Ich hätte fragen sollen, ob es nicht auch an der menschlichen Verstandesschwäche liegt, wenn in so elementaren Fragen der Staat versagt, aber das fiel mir zu spät ein.

38 Notar

Das Wenige, was Ben beim Überbringen seiner Gesprächsprotokolle spricht, klingt manchmal wie von einer anderen Welt. So ist er durch K. geworden, denke ich dann, aber er kann dann fast übergangslos doch wieder der bodenständige Landbewohner sein, der Züchter und Landwirt.

Erfahren wir durch Ben wirklich alles Wichtige, das es über K. zu erfahren gibt? Ich glaube, nicht. Ich würde gern wissen, was wäre, wenn K. auf ganz normale Menschen träfe, nicht nur auf den liebenswerten, aber doch fast menschenscheuen B. Eigentlich müssten K. und normale Menschen aufeinander neugierig sein, aber wie könnten sie zueinander finden?

All meine Eindrücke von K. sind aus zweiter, aus Bens Hand, und doch bewegen sie mich, als hätte ich alles selbst erlebt, und genau so versuche ich darüber zu schreiben. Was mich am meisten anrührt, ist das Menschliche an K., und was mich am meisten beunruhigt, das ist das Nichtmenschliche. Noch überwiegt die Beunruhigung.

K. scheint nicht am Leben zu hängen, das gehört zu seinen unmenschlichen Zügen. Er scheint sein Leben, so wie es ist, fast wider Willen zu leben, und es irgendwann nicht mehr zu tun könnte für ihn eine Erlösung sein. Es könnte so sein, weil er als Menschlingswesen dazu bestimmt ist, Menschen zu helfen, aber Menschen ihn als Helfer nicht zu schätzen wüssten. Noch nicht.

In vielem scheint K. besser zu wissen, was Menschen tun müssten, als die Menschen selbst. Darin kann ich Ben folgen. Nicht im Kleinen, nicht im menschlichen Alltag, aber im Großen. Ben sagt, Menschlinge hätten ein besseres Gehirn als Menschen. Das mag so sein, habe ich ihm geantwortet, aber er solle das menschliche Gehirn nicht unterschätzen. Nach allem, was ich darüber weiß, könnte das menschliche Gehirn viel mehr leisten als bisher, es wird nur schlecht genutzt. Zum Beispiel beim Wissen. Menschen wissen eigentlich viel mehr, als sie zu wissen scheinen, sie können nur einen Großteil ihres Wissens nicht aus dem Erinnerungsspeicher des Gehirns abrufen. So ist es mit dem Wissen, und ähnlich könnte es mit dem Denken sein. Menschen sind vom Denken abgelenkt durch die Routinen des Alltags, durch Gefühle, durch Vorurteile und Interessen. Bei Menschlingen ist all das anders. Menschlinge scheinen ihr Denkorgan uneingeschränkt zum Denken nutzen zu können.

Aber K. meint, die meisten Menschen würden sich durch die bloße Existenz von Menschlingen zurückgesetzt fühlen. Als entzauberte Krone der Schöpfung. Er weiß aber auch, dass die Spezies Menschling von menschlichem Verstand und menschlichem Erfindungsreichtum in die Welt gesetzt wurde, was zeigt, dass nur der Mensch selbst den Menschen übertrumpfen kann. Für Menschen ein tröstlicher Gedanke.

Hester hat mich weiter bedrängt, die Geheimniskrämerei in Sachen K. zu beenden, Nun hat sie meinen Widerstand gebrochen. Ich habe ihr über Ben alles erzählt, was ich ihr meine schuldig zu sein, und natürlich auch über K. Ich werde ihr auch Bens Protokolle nicht mehr lange vorenthalten. Am Ende wird sie fast alles über Ben und K. wissen, was ich weiß.

Ich ahnte, was dann passieren würde, und auch deswegen war ich wohl Hester gegenüber so zögerlich. Sie will nun eine Begegnung mit Ben. Ich werde es

arrangieren, aber später, als Hester es sich wünscht. Ben wird sich sicher zieren, aber am Ende wird er sich wohl nicht verweigern.

Hester bedrängt nicht nur mich, in letzter Zeit scheint sie auch in den Gesprächen mit E. zu drängen. Alles habe spannend begonnen, sagte sie, aber nun plätscherten die Gespräche dahin. Wenn es so weitergehe, würden die Gespräche kein einprägsames, ja nicht einmal ein stimmiges Ende finden. Also alle Arbeit umsonst, sagte sie. So ist sie, die ungeduldige Hester.

Ich hoffe nur, dass E. ihre Ungeduld nicht bemerkt. Bisher hat sie E.s so vieles entlocken können, gerade weil er sich nicht gedrängt fühlte.

39 Hester

E. und ich, wir haben viel Zeit miteinander verbracht, aber wie viel Zeit bleibt uns noch? Noch scheint er in unseren Gesprächen manches Wichtige für sich zu behalten, und das macht mich unruhig. Auch bei E. habe ich zuletzt so etwas wie Eile gespürt, und trotzdem beginnt er manche unserer Gespräche noch mit Dingen, die eigentlich nicht mehr wichtig sind. Als würde er sich an manche seiner eigenen Gedanken nur widerwillig gewöhnen.

Ich hatte bisher gemeint, dass E. das, was er mir erzählt, schon anderswo erzählt hat. Großenteils zumindest. Inzwischen weiß ich, dass das nicht der Fall ist. Der große E., der Ex-Politiker, mag noch immer eine hoch geschätzte, beneidete, sogar umschwärmte Person sein, aber der E., wie ich ihn kenne, der so redet und so denkt wie mit mir, ist ein einsamer alter Mann.

Ich habe mir diesen Satz von E. als einsamem altem Mann in letzter Zeit oft wiederholt. Es tat meinem Respekt ihm gegenüber nicht gut. Alt und einsam, das sind keine gesuchten Eigenschaften. Mit einsamen alten Männern verkehrt man aus Mitleid, nicht aus Respekt und schon gar nicht aus Bewunderung. Aber dann machte

ich mir klar, was E. dazu gesagt hätte. Alter sei kein Grund für Mitleid, hätte er gesagt, im Gegenteil, Mitleid müsse man nur mit Alten haben, die mit ihren Gedanken in der Vergangenheit gefesselt blieben. Er dagegen fühle sich im Alter unendlich bereichert, und es gebe für ihn nichts Schlimmeres als die Vorstellung, ihm blieben eben jene Gedanken verschlossen, die ihn vielleicht zu einem einsamen alten Mann machen. So hätte es zumindest zu dem gepasst, bei anderer Gelegenheit über das Altern gesagt hat:

Ich bekenne mich dazu, alt zu sein. Man muss lernen, die Rolle des Alten richtig zu spielen. Viel zu viele Menschen lernen es nie. Es schmeichelt ihnen, wenn sie immer wieder ihre alten Geschichten und Gedanken erzählen dürfen oder wenn sie hören, wie diese Geschichten von anderen aufgewärmt werden, als seien sie auch für Jüngere tatsächlich noch aktuell. Nichts ist peinlicher.

Bei manchen Menschen ist es so, aber nicht bei dir.

E.: Das Alter schmerzt manchmal, aber es bringt auch neue Freiheiten. Haben wir nicht schon darüber geredet? Ich kann mir im Alter andere Dinge erlauben als früher. Ich kann es deswegen tun, weil mir kaum noch jemand zuhört. Würden mir mehr Menschen zuhören, würde ich mich weniger frei fühlen. In Gedanken, meine ich.

Gilt das auch für andere?

E.: Fast jeder könnte im Alter neue Freiheiten gewinnen, aber die wenigsten Alten tun dies. Die meisten wollen es auch nicht. Ich will es, aber manchmal zweifele ich, ob ich es kann.

Natürlich kannst es. Wolltest du das noch einmal von mir hören?

E.: Ja, vielleicht.

Du sprichst über die Freiheit der Älteren. Die Kehrseite sind die Zwänge der Jüngeren.

E.: Du meinst die Jüngeren wie dich? Ehrlich gesagt: Du bist jung, also bist du stärkeren Zwängen unterworfen, ob du willst oder nicht. Das muss man hinnehmen, so wie die Alten ihr Alter hinnehmen müssen.

Meinst du nicht, dass die Gespräche mit dir helfen? Bin ich nicht mit deiner Hilfe gedanklich ein bisschen gealtert? Also auch freier geworden?

E.: Wenn du es so empfindest, freut es mich. Aber im Beruf wirst du nur Erfolg haben, wenn du dich den Zwängen fügst. Du musst sagen und schreiben, was Menschen hören und lesen wollen. Nicht die Alten wie ich, sondern die anderen. Diese Zwänge bleiben.

Rein beruflich gesehen.

E.: Vor allem beruflich. In deinem Beruf darfst du nicht einmal das Richtige zur falschen Zeit sagen. Vor allem nicht zu früh. Politiker dürfen es nicht, und Journalisten auch nicht. Man darf etwas zu früh denken, aber man darf es nicht zu früh sagen oder schreiben. Nicht in der Öffentlichkeit.

Die Gespräche mit dir sind nicht für die Öffentlichkeit.

E.: Ja. Sonst wäre ja längst Schluss damit.

So schroff ist er noch immer in seinen weniger charmanten Momenten. Er hatte wieder das Thema bestimmt, und er hatte das Gespräch geführt, als steuerte er auf genau diese Aussage zu. "Sonst wäre längst Schluss." Mir gingen Repliken durch den Kopf. 'Wenn du Schluss machen willst, dann sag es.' Oder besser: 'Wenn du mit einer Journalistin nicht reden willst, dann sag es.' In Gedanken kann ich mindestens ebenso schroff sein wie er. Ich beherrschte mich mühsam. Mein erzürnter Blick ging ins Leere.

"Sei unbesorgt", sagte ich dann mit fester, fast schon sanfter Stimme. Und dann: "Aber wir waren schon einmal viel weiter. Es geht uns doch um etwas anderes."

E.: Und zwar?

Du hattest von einer kulturellen Verflachung gesprochen. Erinnerst du dich? Jemand hat es, glaube ich, auch Banalisierung genannt.

E.: Ein passendes Wort.

Es betrifft auch die Politik, hast du gesagt, oder die ganz besonders. Siehst du es noch immer so?

E.: Natürlich. Der Verflachung entrinnt man nicht. Denk nur an all die großen Begriffe, die uns früher etwas bedeutet haben. Demokratie, soziale Gerechtigkeit, geeintes Europa und so weiter. Alles in Talkshows zerredet, alles versunken in Beliebigkeit, alles im Sog der, sagen wir es so, Banalisierung. Alles als Worthülsen entlarvt, könnte man auch sagen, aber nicht einmal das ist ja passiert, die Worthülsen leben munter weiter. Ich finde mich damit nicht ab. Je älter ich werde, desto weniger. Altersstarsinn, würden manche sagen.

Nein, Altersweisheit.

E.: Wer die Banalisierung, wirklich sehen will, ob alt oder jung, der sieht sie. Es gibt ja auch schon Protest dagegen. Es fängt an mit Gleichgültigkeit, dann kommt ein unterschwelliger Protest, dann ein leiser und jetzt gelegentlich schon ein lauter. Wer früher den Mund gehalten hat, macht ihn jetzt schon mal auf, auch wenn ihm eigentlich die Worte fehlen. Oder man lässt andere den Mund aufmachen, und man nickt dazu verschämt oder sogar mit Schadenfreude. Das Schlimme ist nur, dass selbst der Protest inzwischen so banal wirkt.

Ein banaler Protest gegen die Banalität der Politik?

E.: Ja. Aber die Banalität der Politik ist nur ein Symptom, und der banale Protest dagegen auch. Die Ursachen liegen viel tiefer. Du als Historikerin müsstest es besser wissen als ich. Die politische Geschichte ist eine Geschichte tragischer Irrtümer, und man hat die tragischen Irrtümer satt.

Meistens haben die meisten Menschen sich doch mitgeirrt. Monarchen haben sich geirrt, Diktatoren haben sich geirrt, und auch demokratische Mehrheiten irren sich.

Tragische Irrtümer. Also sind die meisten Menschen an der Tragik der Geschichte selbst schuld. Du hast es selbst so gesagt.

E.: Klar. Kriege zum Beispiel waren meistens auch von den meisten Bürgern gewollt. Oder die Klimakatastrophe. Oder die Ausbeutung der natürlichen Ressourcen. Oder die soziale Ungerechtigkeit. Alles mehrheitsfähig.

Und von einer Mehrheit gebilligt. Demokratisch legitimiert.

E.: Ja, aber irgendwann wird es bitter bereut. Man wird sehen, dass nur die oberflächlichen Argumente dafür sprachen.

Dann muss man gegen die Oberflächlichkeit kämpfen?

E.: Das ist viel zu abstrakt. Banalisierung, Globalisierung, gegen so etwas streitet man gern, aber es führt zu nichts. Für das Abstrakte ist niemand verantwortlich. Es müsste alles viel konkreter werden.

Was kann denn konkret gegen die Banalisierung getan werden?

E.: Wenn du etwas Konkretes haben willst, dann nimm dies: Stell dir vor, das Parlament würde sich aufraffen, eine ganz neue Verfassung zu fordern.

Hatten wir darüber nicht schon gesprochen?

E.: Oder stell die vor, Wähler würden sich organisieren, um Proteststimmen abzugeben, mit denen sie der ganzen Parteiendemokratie das Vertrauen entziehen. Oder stell dir vor, es würde ein neues, unabhängiges Gremium geschaffen, das andauernd die Verfassung durchleuchtet, die jetzige und alle künftigen. Und stell dir vor, dieses Gremium würde immer dann, wenn ein großer Teil der Bürger es will, einen neuen Verfassungsentwurf vorlegen. So könnte ein Prozess beginnen, der unser Politiksystem langsam von seiner Banalität erlöst.

Ein so genannter Verfassungspatriot bist du also nicht?

E.: Das war ich früher. Heute weiß ich, wozu dieser Begriff dienen sollte. Er sollte Gefühle für etwas mobilisieren, das aus der Vernunft geboren war. Patriotische

Gefühle für das Vernunftkonstrukt Verfassung. So etwas kann eine Verfassung, also auch eine Staatsordnung, am Leben halten, auch wenn ihre Zeit vernünftigerweise vorüber sein sollte. Und genau das geschieht ja.

So weit immerhin war er wieder gekommen. Nicht viel weiter als vorher, aber besser als ein Rückfall. Ich verschonte ihn mit weiteren Fragen, und es schien ihm recht zu sein. Er war erregt, aber er wirkte auch erschöpft. Es war nicht der Moment, um ihn zu noch erschöpfenderen Antworten zu drängen.

Dominik XII

Schon auf dem Hinflug wurde mir klar, welchen Fehler ich auf der ersten Reise nach New York gemacht hatte. Als SEIN Freund und Anwalt hätte ich es besser wissen können. Ich hätte nur überlegen müssen, wie ER vor seinem Tod gedacht haben könnte. Aber dafür war ich zu sehr mit Trauer erfüllt gewesen. Jetzt war mir klar: ER hatte natürlich für den Fall seines Todes bis in alle Einzelheiten vorgesorgt. Schließlich war er nicht umsonst Notar gewesen, und ein akribischer dazu. Nichts, was sich irgendwie notariell regeln lässt, hätte er dem Zufall überlassen, auch nicht Dinge, die nach seinem eigenen Tod geschehen würden. Erst recht wird einer wie er nicht zum Fallschirmspringer, ohne an die Eventualität seines Todes zu denken. Irgendwo würde es daher ein Testament geben. Irgendwo in New York würde es einen Anwalt geben, der sich um den Vollzug des Testaments kümmerte, und, so dachte ich, in dem Testament könnte auch über den Bericht etwas geschrieben sein. Warum war mir das nicht früher eingefallen?

Die Details der Reise sind hier unwichtig. Wichtig ist, dass ich in New York schließlich einem Anwalt gegenüber saß, genau dem Anwalt, den ich schon auf der ersten Reise hätte treffen sollen, in einer Anwaltskanzlei in

Downtown Manhattan, 36. Stock, mit Blick über Long Island, nobles Interieur, eine Atmosphäre von Gediegenheit. Es ist ein Mann in den späten Fünfzigern mit ergrautem Haar, ein freundliches Gesicht und doch eines, das sagte: Mir macht keiner etwas vor, mich kann nichts erschüttern. Ich musterte ihn und fragte mich, ob ich in meinen späten Fünfzigern ähnlich aussehen würde wie er. Hoffentlich nicht, dachte ich, aber unsympathisch war er dennoch nicht, abgesehen von seinem übertrieben professionellen, unergründlichen Lächeln, freundlich zwar, aber etwas herablassend.

Ich erklärte mein Anliegen mit juristischen Vokabeln, die ich mir noch auf dem Hinflug aus dem Wörterbuch zusammengeklaut hatte. Wenn ich ihm die ganze Wahrheit sagte, überlegte ich, würde er sich wundern, dass ich erst jetzt zu ihm komme, also auf der ersten Reise dilettantisch vorgegangen war. Aber dann, um mich selbst zu entlasten, begann ich, auch ihm Vorwürfe zu machen. Diese Angelegenheit dauere schon viel zu lange, sagte ich, das sei ich anders gewohnt.

Ich hatte mich im Ton vergriffen, aber auch in der Sache. Seit meiner ersten Reise waren erst vier Wochen vergangen, nicht viel Zeit für einen Anwalt, eine Testamentsangelegenheit abzuwickeln.

Er lächelte einfach weiter, freundlich, aber immer noch unergründlich. Vielleicht wartete er auf eine Entschuldigung.

"Waren Sie in dieser Sache schon mal hier?", fragte er dann.

"Nein, wieso?"

Ich biss mir auf die Zunge. Ahnte er, dass dieses Nein gelogen war? Oder wusste er es?

"Nicht hier in der Kanzlei, meine ich", sagte er dann, "aber in New York, wegen des Todesfalls?"

Ich sagte nichts. Ich tat, als suchte ich in meinem Gedächtnisspeicher nach englischen Vokabeln. Er schien nicht ungeduldig zu sein, dachte ich, kein Typ wie Levertoff, der mich mit einem Wortschwall zuschütten würde, wenn ich mit der Antwort zögerte, also konnte ich nachdenken. Mein Gegenüber könnte, nein musste derjenige sein, überlegte ich, der nach dem Tod des Notars als erster in dessen Wohnung war. Und wenn es so war, dann würde er vom Hausmeister, der mich in die Wohnung gelassen hatte, erfahren haben, dass danach auch ich in der Wohnung gewesen war. Oder dass es irgendein Deutscher gewesen war, und wer anders sollte es dann gewesen als der, der ihm jetzt gegenüber saß.

Der Hausmeister ist schuld, dachte ich dann, aber auch der Gedanke war natürlich falsch. Der Hausmeister hatte keinen Grund gehabt, einem Testamentsvollstrecker etwas zu verschweigen. Nein, schuld an allem war nur ich.

Ich überlegte, was ER dazu gesagt hätte. Das gab mir Trost. IHM wäre so etwas nicht passiert, er hätte schon bei der ersten Reise alles Notwendige getan, und doch hätte er es mir verziehen. Er hätte still gelächelt und gesagt, so sei ich nun einmal, manchmal ginge ich eben Umwege, nützliche und auch nutzlose, ich sei ja schließlich kein Notar, sondern Anwalt für bizarre Fälle. Aus seinem Mund hätte es fast geklungen wie ein Kompliment. "Ja, gleich nach seinem Tod war ich kurz in New York", sagte ich schließlich. "Aber ich hatte keine Zeit für Formalitäten."

Dann bedauerte er höflich, dass die Angelegenheit aus meiner Sicht etwas zu lange dauere. Aber die Formalitäten bei einem Todesfall seien nun einmal kompliziert, fuhr er fort, zumal wenn der Verstorbene Ausländer sei, als Anwalt wisse ich das wohl, aber der Vorgang sei mittlerweile so gut wie abgeschlossen. Dann stand er auf, ging zu einer Schrankwand, öffnete eine

Tür, dahinter ein Tresor. Er öffnete umständlich die Tresortür und nahm ein kleines Paket heraus. "Von ihrem Freund", sagte er.

Wussten Sie denn, dass ich komme? wollte ich ihn fragen, aber er kam mir zuvor. Das Paket habe der Verstorbene in einem Bankschließfach hinterlegt, der Schlüssel dafür habe in der Wohnung gelegen, und wo er dort zu finden sei, das habe im Testament gestanden. "Und", sagte er dann, "nur Sie sind empfangsberechtigt." Er setzte sich wieder, dann schob er mir ein vorbereitetes Formular zu, das da lag, als habe es lange auf mich gewartet. "Die Quittung", sagte er. "Die Empfangsquittung für das Paket."

Dann stand er wieder auf. Ein Hüne, wie ich erst jetzt merkte, mindestens einen halben Kopf größer als ich. Auch ich stand jetzt auf, dann stand ich neben oder, so fühlte es sich an, eher unter ihm, und er reichte mir gnädig zum Abschied die rechte Hand und drückte mir gleichzeitig mit seiner Linken – meine eigene linke Hand war zu klein, um es zu greifen wie er – das Paket an die Brust.

"Danke", sagte ich. "Thank you for everything." Ich suchte nach einer weiteren englischen Abschiedsfloskel, aber mir fiel keine ein.

"Nein, nein, ich habe zu danken", sagte er dann in fast akzentfreiem Deutsch.

Ich sah ihn verwundert an. Ich wollte noch etwas sagen, deutsch oder englisch, überlegte ich, aber seine Hand wies schon dezent zur Tür, und sein freundlicher Hünenblick war schon in unterdrückter Eile durch mich hindurch gerichtet.

"Übrigens", sagte er dann, jetzt wieder auf Englisch, "die Sache mit seinem Computer. Hat Sie nicht auch das interessiert?"

"Ja, natürlich. Ich hätte es fast vergessen."

"Im Falle eines Falles sollten alle Daten gelöscht werden, das war sein ausdrücklicher Wunsch. Er wollte nichts hinterlassen außer diesem Paket."

'Überrascht mich nicht', hätte ich sagen wollen, aber ich merkte, wie unpassend es gewesen wäre. Ich rang wieder um Vokabeln für eine passende Antwort, dann sagte er:

"Ihr Freund war ein guter Mensch. Und Ihnen wünschen ich alles Gute." Und dann noch: "Herr Kollege." Genau das waren seine letzten Worte. Auf Deutsch.

Im Weggehen drehte ich mich noch einmal um, und ich hörte ihn leise "mister colleague" murmeln, als mache er sich lustig über deutsche Förmlichkeit.

Als die Kanzleitür sich hinter mir schloss, wusste ich, dass ich viel mehr über die Geschichte dieses Mannes hätte erfragen sollen. Nicht dieses Mal, beruhigte ich mich, irgendwann später vielleicht, auf einer späteren Reise.

Ich öffnete das Paket noch im Fahrstuhl. Als erstes sah ich einen gepolsterten Umschlag, in dem Umschlag dann eine flache, transparente Kunststoffbox, darin ein Datenträger, und darauf mit Filzstift geschrieben: DER BERICHT. Daneben ein Datum.

Das also war es. Es war der ganze Bericht, nicht nur ein Teil davon, das war in dieser Sekunde klar, und es war die allerletzte Fassung. Ich hätte es wissen müssen. Akribisch wie ER war, hatte er den vollständigen Bericht im Schließfach hinterlegt. DER BERICHT. Ich hielt ihn zufrieden in der Hand. Es war genau die Fassung, wusste ich in diesem Moment, an der es nichts zu deuteln und zu zweifeln geben würde, nicht an ihrer Echtheit, nicht an ihrer Vollständigkeit und nicht an ihrer Endgültigkeit. Und alles war so umwerfend einfach gewesen.

Den Rückflug hatte ich erst für den drittnächsten Tag gebucht, jetzt buchte ich um. Der nächste erreichbare Flug ging in vier Stunden, und es gab noch einen letzten freien Platz. Im Hotel stopfte ich meine Sachen eilig in den Koffer und bestellte ein Taxi. Dann rief ich Hester an.

"Rate, von wo ich anrufe", sagte ich.

"Keine Ahnung."

"Aus New York."

"Quatsch."

"Doch", sagte ich, "in vierzehn Stunden bin ich zurück, und rate, was ich mitbringe."

"DEN BERICHT?", rief sie ins Telefon. Sie sagte es nicht einfach, sie rief. Oder sie schrie. "Wirklich? DEN BERICHT?"

"Ja, den Bericht", sagte ich.

"DEN BERICHT." Ich hörte durchs Telefon ihren Freudensprung. "Den ganzen?"

"Ja."

"Ich hole dich ab. Ich fahre gleich los."

"In vierzehn Stunden", sagte ich beschwichtigend, "noch bin ich hier im Hotel."

"Ich bin da, wenn du kommst", rief sie.

"Er hat den Bericht", hörte ich sie noch beim Auflegen sagen, als stünde jemand neben ihr, der es wissen wollte. "Er hat ihn."

Danach sah ich mir noch einmal den Datenträger an, wie um mich zu vergewissern, dass ich die Wahrheit gesagt hatte. "Ja, ich habe ihn", sagte ich, als könnte sie mich noch hören.

Ich hätte mir auf dem Rückflug Schlaf gewünscht, aber er kam nicht. Bei der Ankunft war ich noch immer erleichtert, aber todmüde. Als ich mit meinem Koffer auf den Ausgang zuing, wollte ich die Müdigkeit mit einem triumphierenden Lächeln überspielen. Ich zog die Box mit dem Datenträger aus der Reisetasche und hielt sie mit einer Hand hoch, dann suchte mein Blick nach Hester. Ich fand sie nicht. Dann plötzlich kam sie schon auf mich zugestürmt. "Hier ist er", sagte ich, als stürmte sie nur auf den Bericht zu. Aber dann hielt sie mich fest mit beiden Händen und umarmte mich. Es war das erste Mal, dass sie mich umarmte, mich und den Bericht oder beide zugleich.

"Gut gemacht", sagte sie.

Dabei sah sie mir forschend ins Gesicht. "Ich glaube, du hast einen langen Schlaf verdient."

Sie, Hester, brauchte keinen Schlaf, sie hätte ihn auch nach einer solchen Reise nicht gebraucht, sie ist eben doch viel jünger als ich.

"Ich fahre dich nach Hause", sagte sie.

Ich hatte danach eine unruhige Nacht. Am Morgen rief ich als Erstes im Büro an und sagte, ich sei zurück, aber für niemanden zu sprechen. Dann rief ich Hester an. Ob sie gleich kommen könne. "Ja, ich komme", sagte sie.

Natürlich hatte sie schon darüber nachgedacht, wie es weitergehen würde, und ihre Gedanken waren andere als meine. Sie wird ihre Gedanken zügeln müssen, dachte ich, und ich muss ihr dabei helfen. Aber es gibt nichts

Schwereres, als die Gedanken anderer zu zügeln. Nein, dachte ich dann, ich muss jetzt einfach nur ehrlich sein. Endlich hatten wir den ganzen Bericht, also hatten wir erreicht, was wir eigentlich wollten. Die Frage war nur, was Hester noch wollte.

Ich dachte an ihr Wort vom banalen Ende. Ganz zu Ende war die Geschichte noch nicht, das wusste auch ich, aber doch fast. Es war ein banales Ende, und wenn Glück banal sein kann, dann war es auch ein glückliches Ende. Das war es, was ich Hester würde sagen wollen. Kein Kampf, kein Showdown, nur ein glückliches, banales Ende. Der Bericht wird für sich sprechen, würde ich sagen, und Figuren wie Lembcke und Levertoff seien jetzt unwichtiger denn je. Ein Triumph werde es nicht sein, aber eine Genugtuung.

Als Hester dann vor mir stand, war alles ganz anders. Wieder dieses Funkeln in ihren Augen, dieses triumphierende, etwas aggressive, etwas hämische und revanchelüsterne Lächeln. Ich fühlte mich elend mit meinen viel zu vernünftigen, viel zu sachlichen Gedanken und Gefühlen. Konnte ich ihr sagen, Triumph sei fehl am Platz? Konnte ich sagen, es gebe nun keine Feinde mehr zu besiegen, das Wichtige sei zu einem guten Ende gebracht, es sei kein Sieg, eben nur ein ordentliches Ende? Sollte ich ihr sagen, dass ein Sieg einen Kampf oder eine Schlacht voraussetzt, dass nun aber nicht mehr zu kämpfen und nichts mehr zu bekämpfen sei, sondern dass wir uns mit dem Ausgang der Geschichte, wie er nun einmal sei, begnügen sollten, ohne Lust auf Revanche? Dass es kleinlich wäre, jetzt nachkarten zu wollen? Dass es dazu allenfalls Grund gäbe, wenn Leute wie Lembcke und Levertoff sich als schlechte Verlierer erwiesen?

"Setz dich", sagte ich.

Ihre Miene blieb gespannt. Sie zeigte stumm ihre Gefühle, und sie wollte sie auskosten. Die der Wirklichkeit vorseilende Genugtuung darüber, dass

Lembcke und Levertoff bloßgestellt und gedemütigt würden. 'Ist es nicht ein kindischer Reflex?' hätte ich sagen wollen. 'Sind da nicht niedere Instinkte am Werk, die nicht der Vernunft gehorchen?'

Aber dann sah ich sie in meiner Miene lesen wie ich eben in ihrer.

"Aber so ist das Leben nun mal", sagte sie dann. "Du willst zu vernünftig sein."

"Wirklich? Die Intrige von Lembcke und Levertoff hat sich doch erledigt. Sie ist Geschichte. Aus und vorbei."

"Ja", sagte Hester, jetzt fast mit einem diabolischen Lächeln, "aber die beiden wissen es noch nicht. Wir können sie noch zappeln lassen."

"Und was hätten wir davon? Schadenfreude?"

"Es könnte für sie wenigstens eine Lehre wäre. Dann hätte es einen Sinn."

"Wir sollten uns nicht ins Unrecht setzen, auch moralisch nicht"

"Aber wir sollten sie auch nicht ungeschoren davonkommen lassen."

In unseren Gedanken über den Bericht waren wir nah beieinander, aber nicht in unseren Gefühlen zu Lembcke und Levertoff. Sie sah mich wieder mit auftrumpfender Miene an.

Wenn sie mir jetzt genau in die Augen schaut, dachte ich, dann sieht sie dort wieder nur Nachdenklichkeit, und dann ist sie enttäuscht. Ich wich ihrem Blick aus.

Schließlich sagte ich etwas, über dessen Umständlichkeit ich mich im selben Moment selbst wunderte: "Lembcke und Levertoff sind Galionsfiguren einer Welt, von der E. und der Staatsmann sich am Ende ihres Lebens befreit haben. Nimm es als eine Bereicherung, das zu wissen. Als ein Geschenk des Notars."

Ihre Mundwinkel zuckten, als wollte sie widersprechen.

"Alles andere mag später kommen", sagte ich dann.

Jetzt nickte sie. 'Alles andere wird später kommen.' Das schienen Worte zu sein, die uns verbanden. Später, so verstand sie es, würde noch etwas Bedeutendes kommen, der Bericht würde ein Nachspiel haben, und wenn, dann würden sie und ich darin eine wichtige Rolle spielen.

Aber was war es, das nach dem Bericht kommen würde? Und vor allem: Was würde es sein, das uns, Hester und mich, nach der gemeinsamen Sorge um den Bericht noch verband? Würde überhaupt etwas bleiben? Und wenn, würde es nur geteilte Vernunft sein? Das Verbindende, die Sorge um den Bericht, war für uns beide eine Vernunftsache gewesen, jetzt ist mehr daraus geworden. Ich weiß, wie spröde es klingt, wenn ich das "Mehr" auf diese Weise zu beschreiben versuche. Sollte es zwischen uns am Ende eine Liebesgeschichte sein, dann hat sie andere Worte verdient. Aber in solchen Dingen schein ich inzwischen auch infiziert zu sein von der Sprache von K. In seiner Sprache würde man sagen, dass es bei manchen Menschen ein starkes Vernunftgefühl gibt, und dieses Gefühl könnte es sein, was mich mit Hester verbindet. Daraus könnte gemeinsames Glück werden, so empfand ich es, nicht nur ein kleines, und selten habe ich einer Empfindung so sehr vertraut.

Was den Inhalt des Berichts angeht, sind Hester und ich uns vorerst ganz und gar einig. Bis hierhin sollte ich von dem erzählen, was Hester jetzt die Rettung des Berichts nennt, danach soll der Bericht des Notars möglichst ganz für sich stehen. Was nun folgt, ist der letzte Teil SEINES Berichts in eben der Fassung, die ich vom Testamentsvollstrecker bekommen habe und an deren Authentizität es nicht das Geringste zu deuteln gibt.

40 Notar

Wie oft habe ich schon daran gedacht, was wohl herauskäme, wenn man alle drei, den Staatsmann, den E. und den K., zusammenbrächte. Wie viele sicher geglaubte Urteile und Vorurteile die drei gemeinsam ins Wanken und zum Einsturz brächten. Aber der Staatsmann lebt nicht mehr, und wie sollten E. und K. miteinander kommunizieren? Ob sich irgendwann einmal ein Gedankenaustausch zwischen E. und K. arrangieren ließe, mit Ben als Dolmetscher und vielleicht Hester als Moderatorin? Auch das ist natürlich in weiter Ferne, aber ich kann mir vorstellen, dass es nicht allzu ferner Zukunft bei Menschen auf Interesse stieße. Wenn meine Wahrnehmung mich nicht täuscht, wächst ein Bedürfnis nach neuer Ernsthaftigkeit. Politischer Ernsthaftigkeit und vielleicht auch – aber das wäre wohl zu hoch gegriffen – philosophischer. Solche Phasen, meint Dominik, gebe es oft nach großen Krisen, aber danach mache sich meistens ein Bedürfnis nach neuer Leichtigkeit breit, also nach Oberflächlichkeit. Das leuchtet mir ein.

Aber zurück zu Bens Protokoll. Stichwort Zivilisierung. Ich weiß natürlich herzlich wenig darüber. Für einen Juristen zeigt sich der Stand der Zivilisierung im Recht. Zivilisierung bedeutet, dass Menschen sich an das gegenwärtige Recht halten und dass, wo sie es ausnahmsweise nicht tun, Gerichte und Polizei dem Recht zur Durchsetzung verhelfen. Polizei In unserem Staat scheint es einigermaßen zu funktionieren.

Die Protokolle haben mich darüber weiter nachdenken lassen. Als Jurist sieht man die menschliche Zivilisierung nur als Momentaufnahme der Gegenwart. Die Zivilisierung des menschlichen Bewusstseins ist aber natürlich ein sehr langer Prozess, obwohl sie gattungsgeschichtlich eher eine Novität ist.

Eine ursprünglichere, also weniger zivilisierte Welt ist natürlich alles andere als ein Idyll. Mangel an Zivilisation, das bedeutete Allgegenwart von Gewalt und immer

wieder auch Krieg und Bürgerkrieg. Wo der Staat schwach ist oder das Recht an Autorität verliert, kann die Zivilisierung noch immer zusammenbrechen. K. würde wohl sagen, dass die Vernunft noch immer nicht die schlimmsten Instinkte gebändigt hat.

Eine Schlussfolgerung daraus wäre, dass man, um einen mühsam errungenen der Zivilisierungsstand nicht zu gefährden, ein halbwegs funktionierendes Recht möglichst nicht antasten sollte. Nationales Recht nicht und erst recht nicht das Völkerrecht. Aber ist solche konservative Haltung eine Tugend? Wenn, dann nur so lange, wie das Recht noch zeitgemäß ist. Wenn bestehendes Recht den Menschen nicht mehr plausibel erscheint, dann ist die Zivilisierung erst recht gefährdet. Das lerne auch ich, der Notar, allmählich aus Bens und Hesters Protokollen.

Aber es genügt nicht, Rückschritte der Zivilisierung zu verhindern, auch das habe ich verstanden. Für die Menschen kann es sogar überlebenswichtig werden, regelrechte Zivilisierungssprünge zu vollbringen und damit auch das Recht in großen Sprüngen voranzubringen. Notfalls in revolutionären Sprüngen.

Gestern traf ich mich mit Dominik, und ich versuchte, mit ihm über Zivilisierung zu reden. Ich kenne sonst niemanden, der sich darauf ernsthaft einlassen würde.

Aber diesmal sah Dominik mich nur mürrisch an. Er kann ebenso beherrscht sein, wie ich es meistens bin, aber er will er seine Launen nicht immer verbergen.

Meistens spüre ich es im Voraus, aber diesmal nicht. Ihm war nicht nach einem Gespräch über Zivilisierung zumute. In diesem Moment hätte ich das Wort nicht einmal aussprechen sollen. Egal, es muss nicht jetzt sein, wollte ich noch sagen, vergiss es, lass uns morgen weiterreden. Zu spät. Es gibt diese seltenen Momente, in denen sein Unmut sich wie ein Gewitter entlädt, das man nicht kommen sah. Er versuchte noch einen versöhnlichen Blick, dann sah ich ein Zittern seiner Lippen, er wollte reden, dann hielt er inne, dann plötzlich hatte er sich wieder im Griff.

"Paperlapapp Zivilisierung", brachte er heraus, jetzt wieder erregt.

Ich wartete. Er fasste sich wieder, und mit gefasster Stimme sagte er:

"Du ähnelst langsam den Gestalten deines Berichts. Diesen beiden – wie nennst du sie?"

"E. und K."

"Genau", sagte er. "Diesen blassen, blutleeren Vernunftgestalten. Sie stecken dich an. Oder sie haben es schon."

Fast hätte ich gesagt, das sei doch ein Kompliment, von E. und K. angesteckt zu werden sei das Beste, was einem Menschen passieren könne. Aber ich sagte nichts, ich wollte keinen Streit. Gerade mit Dominik hätte ich wegen E. und K. keinen Streit gewollt.

"Ist ja schon gut", sagte er nach einer Weile. "Ich weiß ja, du tust nur eine Pflicht."

"Es ist auch deine Schuld", sagte ich. "Denk an die Aufzeichnungen des Staatsmanns, die kommen doch von dir."

"Ja", sagte er nur, und es klang, als hätte er mir schon verziehen.

Als ich zuhause war, sah ich unwillkürlich in den Spiegel. Dominik hatte Recht. "Wirklich reichlich blass", flüsterte ich zu meinem Spiegelbild. "Blutleer."

Was würde K. sagen, wenn er Dominik und mich so beobachtet hätte? Vielleicht, dass bei Dominik manchmal eher die Instinkte die Oberhand hätten, nicht die Vernunft.

Dominik würde erwidern: Nenn es Gefühle statt Instinkte, das klingt menschlicher.

K.s Meinung dazu ist klar. Die Instinkte seien für Menschen tragisch, meint er, davor könne nur die Vernunft bewahren, und davon brauchten die Menschen immer mehr, weil in der menschengemachten Welt Instinkte immer weniger noch den richtigen Weg wiesen. Demnach wäre es nicht einmal schlecht, wenn man als Vernunftmensch verblasst, so wie ich.

'Aber ein bisschen unglücklich macht es doch', würde Dominik entgegenen.

Dazu dann wieder K.: 'Das bisschen Unglück ist eben der Preis dafür, dass Menschen nicht allzu Schlimmes anrichten.'

Ich merke: Auch ich lerne von K. Auch ich bin von seiner Art zu denken schon infiziert.

Aber dann stelle ich mir vor, ich stünde K. gegenüber, diesem vermeintlich so klugen Wesen mit Fell, Hufen und Hörnern, und dann denke ich: Es kann doch alles nicht wahr sein.

41 Ben

Irgendwelche Menschen könnten uns, den Menschlingen und mir, auf der Spur sein. Was dann? Das Risiko bestand von Anfang an, das ist klar, und mein Gefühl sagt mir, dass es steigt. Es gibt keine Indizien, nur ein Gefühl. Gefühle sind keine Gewissheit, aber ich kann nicht so tun, als gäbe es sie nicht.

Was würde passieren, wenn Menschen uns wirklich aufspürten? Auch das ist ungewiss, aber diese Ungewissheit macht Angst, mir und natürlich auch K. Die Welt ist zu menschlich, hat er einmal gesagt, und damit meinte er auch, sie mache ihm deswegen Angst.

Seltsam, wie ich mittlerweile über Menschen denke und schreibe. Als wäre ich nicht einer von ihnen, als stünde ich auf der Gegenseite. Aber auch das ist wieder falsch gedacht. Menschen sollten Menschlinge nicht als Gegenseite sehen, im Gegenteil.

Die Angst ist da, aber ich versuche, sie zu lindern. Es hilft, dass ich manchmal K. und seine wenigen Mitmenschlinge unter normale Tiere mische, unter Ziegen oder Schafe, die ähnlich aussehen wie Menschlinge. So würden die Menschlinge äußerlich kaum auffallen, wenn Menschen ihnen zu nahe kämen. K. und seine Artgenossen spielen das Spiel mit. Auch sie scheint es zu beruhigen.

Wenn ich Angst um die Menschlinge habe, muss ich deswegen nicht panisch werden. Ich muss nichts überstürzen. Dennoch will ich in meinen Gesprächen mit K. rasch vorankommen, natürlich ohne ihn zu drängen. Auch der Notar will, dass es rasch vorangeht. Bei unserem letzten Treffen hat er mir aufgetragen, K. noch einmal nach dem Fortgang der menschlichen Zivilisierung zu fragen. Ich solle fragen, ob Menschlinge Menschen helfen können, sich weiter zu zivilisieren, oder ob Menschlinge wenigstens glauben, dass sie es könnten. Ich habe den Notar nach dem Grund seiner Eile gefragt. Es sei nicht aus Angst um K., antwortete er, aber die Frage sei für Menschen so wichtig, dass sie nicht oft genug gestellt werden könne. Ich bin nicht sicher, ob er nicht doch auch Angst um K. hat.

Die Frage der Zivilisierung hat zwischen K. und mir schon oft eine Rolle gespielt, wenn auch manchmal eher indirekt. Der Notar ließ trotzdem nicht locker. Dann solle ich doch noch einmal direkter fragen. Aber mit der Tür ins Haus fallen will ich nicht. Wenn ich genug Geduld habe, kommt K. von selbst darauf.

Du kennst doch deine Vorfahren, sagte K., und ich ahnte wieder einmal, worauf er hinauswollte.

Ich habe Eltern und Großeltern, antwortete ich, die kenne ich natürlich, und über die Urgroßeltern weiß ich aus Erzählungen. Es gibt auch ein Buch über unsere Familiengeschichte. Handgeschrieben von meiner Mutter.

K.: Immerhin.

Aber wirklich interessiert habe ich mich dafür nicht. So wenig, wie meine Eltern sich noch für mein jetziges Leben interessieren.

K.: Also kaum Kontakt zu Vorfahren.

Nein. Wir beide, du und ich, würden ja auch nicht wollen, dass Menschen uns zu nahe kommen, auch nicht meine Eltern.

K.: Aber du weißt immerhin über deine Vorfahren Bescheid.

Im Gegensatz zu dir, meinst du?

K.: Ja. Unsere Vorfahren scheinen anonyme Gene zu sein.

Aber was für welche! Deine genetischen Vorfahren, das waren wahrscheinlich Menschen, Ziegen und Schafe, und dazu kam dann ein großer glücklicher Zufall.

K.: Oder menschliche Manipulation.

Oder auch das. Auf jeden Fall etwas, worauf man als Mensch neidisch werden könnte.

K.: Trotzdem würde Menschen als Erstes auffallen, was uns fehlt, aus menschlicher Sicht. Du hast es selbst gesagt.

Du meinst, menschliche Hände und ein menschliches Gesicht?

K.: Die fehlende Mimik, die fehlende Gestik, das fehlende Geschick der Hände.

Daran muss man sich als Mensch gewöhnen, und das braucht Zeit. Man ist als Mensch gewohnt, am Gesichtsausdruck, an Gesten oder auch am Tonfall vieles abzulesen. Ein Mensch, der all das nicht hätte, wäre für uns Menschen ein bisschen wie eine sprechende Maschine.

K.: So würde ich auf andere Menschen wirken?

Ich sollte eher sagen, du bist wie ein menschlicher Autor, von dem man nur das weiß, was in seinen Büchern steht. Es gibt menschliche Autoren, von denen man wirklich nur das weiß.

K.: Die Vorstellung gefällt mir. Menschen sollen über mich tatsächlich nur wissen, was ich mit Worten sagen kann. Wie ich aussehe, geht keinen Menschen etwas an.

Du würdest dein Aussehen verheimlichen wollen?

K.: Wir Menschlinge sind eine Gattung mit Handicaps, und das braucht kein Mensch außer dir zu wissen. Wir haben Verstand, wir haben Vernunft, aber vieles, was wir mit dem Verstand nachvollziehen, werden wir niemals mit unseren Sinnen selbst erleben können.

Die Sinne sind aus Sicht der Menschlinge die menschliche Stärke?

K.: Genau genommen, das weißt du, ist es nur der Tastsinn. Das Gefühl in den Händen. Ja, ihr habt uns vor allem die Hände voraus. Damit könnt ihr besser fühlen als wir, und damit könnt ihr schaffen, was kein Menschling je schaffen könnte. Der Handwerker, der Arzt, der Ingenieur, der Künstler, der Autor, sie alle arbeiten mit den Händen. Daher rührt menschliche Lebentüchtigkeit, und daher rührt auch menschliche Kultur. Eure Kultur ist eine Kultur der Hände.

Der Hände, nicht des Denkens?

K.: Natürlich auch des Denkens, aber du weißt, dass das nicht die Stärke der Menschen ist. Man erkennt es daran, dass menschliche Hände oft ganz anderes tun, als der Vernunft zu gehorchen. Wenn Menschen Ihresgleichen unglücklich machen, sind fast immer Hände im Spiel. Direkt oder indirekt.

Die Hand, deren vernünftige Beherrschung menschlichem Denken nicht gelingen will?

K.: So kann man es sagen.

Aber dann ist es doch so, wie wir schon gemeinsam gedacht haben. Menschlinge und Menschen würden einander ideal ergänzen.

K.: Ideal nicht, aber ergänzen ja.

Der Mensch bringt seine überlegenen Sinne und Hände ein, der Menschling seinen überlegenen Verstand. Der Menschling wird Denktier des Menschen, der Mensch wird Handtier der Menschlinge. Eine Paarung, von der Menschen bisher nicht einmal träumen konnten.

K.: Eine Vision.

Und schöner als jede andere. Stell dir vor, jemand käme auf die Idee, die Gene von Menschen und Menschlingen in einem Wesen zu vereinen. Ist das nicht eine schöne Vorstellung?

K. Nein.

Warum nicht? Du meinst, das wäre eine Technokratenidee? Ja, vielleicht hast du Recht. Die Zusammenarbeit der beiden Gattungen, das wäre vielleicht doch schöner.

K.: Schön, aber für Menschen noch schwer vorstellbar. Vorerst ginge es sowieso um etwas anderes. Etwas Bescheideneres.

Jetzt denkst du wieder an die menschliche Zivilisation.

K.: Ja. Die Zivilisierung in kleinen Schritten voranzubringen, das könnte ein gemeinsames Ziel für Menschen und Menschlinge sein. Ein Ziel für Menschen, bei dem Menschlinge Menschen Schritt für Schritt zu Diensten sein könnten.

Wenn nur die Menschen sich erst einmal darüber im Klaren wären, wie es um die menschliche Zivilisierung bisher bestellt ist.

K.: Worüber, wie du weißt, die meisten Menschen sich nicht einmal im Klaren sein wollen.

Ich schon.

'Ich schon.' Solches aufmüpfige Selbstlob erlaube ich mir manchmal, um gegenüber K. und seinem Menschlingsverstand nicht zu demütig zu werden. Ein Akt der Selbstbehauptung. Aber K. mag es so, und er bestärkt mich darin. Auch ihm ist es lieber, mit mir auf Augenhöhe zu diskutieren.

K.: Ja, bei dir es zum Glück anders. Deswegen lass uns versuchen, zusammen einen Schritt weiter zu denken. Am besten, du fängst noch einmal beim Verstand an.

Beim Menschenverstand?

K.: Ja, den verstehst du ja am besten.

Also gut, noch einmal von vorn. Der Menschenverstand ist zu schwach, um Menschen wirklich zur Vernunft zu bringen. Der Menschlingsverstand scheint stärker zu sein. Er ist es, der euch Menschlinge so vernünftig macht. Und mit dieser eurer Vernunft könntet ihr Menschen helfen, in der Zivilisierung voranzukommen.

K.: So ungefähr. Unser Verstand macht aber auch bescheiden. Es ist ein Verstand, der seine eigenen Grenzen erkennt. Auch das ist ein Stück Zivilisierung. Es beugt der Selbstüberschätzung vor und damit auch der Überforderung. Wenn Menschen nur ihren niederen Instinkten gehorchen, ist es schlimm, aber ebenso schlimm ist es, wenn Menschen sich überschätzen. Wenn sie überfordert sind, ohne es zu merken,

Du hast wieder Beispiele im Sinn?

K.: Es gilt eigentlich für alle Menschen, aber die größte Gefahr geht von menschlichen Politikern aus. Das Versagen menschlicher Zivilisierung hat viel mit der Selbstüberschätzung menschlicher Politiker zu tun.

Also mit ihrer Überforderung.

K.: Der Überforderung, von der sie nichts merken. Darüber solltest du anfangen nachzudenken.

Wir waren bei einem Thema angelangt, das ich mir gewünscht hatte, aber er meinte offenbar, er habe meinem Verstand erst einmal genug zu denken gegeben, und weiter wollte ich ihn gegen seinen Willen nicht drängen.

42 Notar

Soll ich, ein einfacher Notar, hier noch einmal etwas in Sachen Zivilisierung anmerken? Ich glaube, es schadet nicht, nach solchen abgehobenen Dialogen, wie Ben sie protokolliert.

Sicher gibt es zivilisatorische Ausfälle auch bei uns Juristen. Es gibt Notare, die bedenkenlos betrügerische Verträge beurkunden, wie es Anwälte gibt, die gewissenlos Mandanten ins Unglück stürzen oder wissentlich Verbrechern zu Straffreiheit verhelfen. Aber das dürften Ausnahmen sein.

Als Jurist lernt man die Brüchigkeit menschlicher Zivilisierung meistens von außen kennen. Wo Juristen anklagen, Strafen verhängen oder über Schadensersatz befinden, ist meistens von anderen gegen elementare moralische Regeln verstoßen und sind menschliche Zivilisierungsdefizite offenbart worden. Wer eine zivilisiertere Menschheit schaffen wollte, der würde zwar viel Juristenarbeit abschaffen, aber Juristen wüssten wohl, wie viel Nutzen es brächte.

Gibt es auch bei Menschlingen ein Zivilisierungsproblem? Die Frage ist natürlich reine Spekulation. Es gibt, wie Ben es beschreibt, noch keine Menschlingsgesellschaft, die eventuelle Abgründe ihrer Zivilisierung hätte erleben können. Aber es hilft doch der Phantasie, wenn man einmal versucht, sich einen Menschling als Betrüger und Verbrecher vorzustellen. Mir gelingt es nicht.

Man sollte dennoch die Menschlinge nicht idealisieren. Je mehr man es nämlich täte, desto weniger wirklich würden sie erscheinen. Dass ein K. über Zivilisierung nachdenkt, zeigt ja, dass sie für ihn alles andere als eine Selbstverständlichkeit ist. Er ist offenbar menschlich genug, um Gefährdungen der Zivilisierung auch für die Spezies der Menschlinge zu ahnen, und das macht ihn aus menschlicher Sicht glaubwürdig. Seine Botschaft ist wohl, dass kleine Fortschritte in der Zivilisierung auch mit menschlichen Mitteln möglich sind, zumindest in sehr langen Zeiträumen.

Aber meine eigenen Gedanken hierüber erschienen mir, wenn ich an K. denke, ziemlich banal. Banal, aber menschlich. Menschlich banal ist es auch, wenn hier in diesem Bericht schon wieder von mir die Rede ist. Ich habe oft das Gefühl, dass ein gewöhnliches Wesen wie ich in diesem Bericht eigentlich nichts zu suchen hat. Aber Dominik ist immer noch anderer Meinung. Wenn ich wolle, dass jemand freiwillig

den Bericht liest, meinte er schon vor Monaten, dann müsse dieser Bericht eine Seele haben, und die Seele des Berichts könne nur ich sein.

Lieber ein seelenloser Bericht, war meine Antwort, aber ein wahrhaftiger. Er ließ nicht locker. Auch ein Notar wie ich habe doch eine Seele, sagte er, auch wenn er es sich nicht anmerken lasse. Nun gut, sagte ich, aber dann möge er mir helfen zu entscheiden, was in diesem Bericht Platz haben soll.

Bei unserer letzten Begegnung habe ich ihn an dieses Gespräch erinnert. Die Sache mit unserem Motorrad, habe ich ihn gefragt, könnte die in den Bericht gehören? Er zögerte nur kurz, dann nickte er. "Auf jeden Fall. Aber so, dass unser Inkognito immer gewahrt bleibt."

Ich bin selbst Motorradfahrer. Aber ganz selten fahre ich selbst, meistens bin ich nur der Mitfahrer. Dominik und ich fahren immer zusammen, manchmal sitze ich auf dem Rücksitz, aber das Motorrad hat auch einen Beiwagen, und wenn wir mit Beiwagen fahren, dann bin ich es, der darin sitzt, und Dominik ist der Fahrer. Ich bin der einzige Mensch, der es wagt, mit Dominik im Beiwagen zu fahren. Er und ich mit Motorrad und Beiwagen, das ist eine Erscheinung, nach der Leute sich umdrehen. Dominik stört es nicht.

Dominik mag es, wenn ich im Beiwagen sitze. Man sitzt darin sehr tief, aber mir ist es recht so, auch wenn der Einstieg ein gefühlter Abstieg ist. Als Fahrer steigt man aufs Motorrad hinauf, als Beiwagenfahrer steigt man hinab. Wenn ich es wollte, könnte natürlich auch ich gelegentlich Fahrer sein und Dominik Mitfahrer, aber ich will es nicht. Der Rausch des Fahrens bedeutet Dominik mehr als mir, also soll er obenauf sitzen. Mir genügt der Rausch des Mitfahrens.

Ein Geschwindigkeitsrausch ist es dennoch. Dominik hat nicht die Gabe des langsamen Fahrens. Wenn wir gemeinsam mit Beiwagen unterwegs sind, sitze ich zusammengekauert, den Asphalt der Straße nur gefühlte Zentimeter unter mir, die Hände klamm in den winddichten ledernen Handschuhen, die Lippen

zusammengepresst. Der Fahrtwind übertönt den heulenden Lärm des Motors, der Sehschlitz des Helms verengt den Blick auf Straße und Landschaft. All das ein Rausch. Ein Genuss. Mitfahren ist ein Genuss. Selbstfahren wäre für mich kein Genuss.

Dominik fährt auch abseits von Straßen, manchmal auch, wo das Fahren eigentlich verboten ist. Einige Male, zuletzt im Spätwinter, fuhren wir im Morgengrauen dicht am Meer auf einer festen, feuchten Strandpiste. Im Morgengrauen, weil so früh morgens dort niemand unterwegs ist, der unerlaubten Motorrädern in die Quere käme.

Im Spätwinter kriecht der eisige Fahrtwind frühmorgens überallhin, auch unter die festeste Ledermontur. Unser Gefährt pflügt durch den festen, nassen, unter der Oberfläche noch leicht gefrorenen Strandsand. Ich spüre den Angstschweiß auf kalter Stirn unter dem Helm. Und ich genieße es. Ein unvernünftiger, unerlaubter, fremdartiger, ordnungswidriger Genuss.

Dann zurück im Ort, langsame Fahrt, erleichtertes Aussteigen, das langsame Auftauen des Körpers in der wohligen Wärme eines gut geheizten Cafés. Eine Art Nachrausch. Und dann kommen auch die Gedanken wieder. Es sind schon wieder Gedanken an E. und K. Dominik sieht mir ins Gesicht. Er sagt: "Jetzt denkst an deinen Bericht." Ich fühle mich ertappt. "Nein", sage ich schließlich, "nicht daran."

Ich wollte nicht, dass er Recht hatte, aber er hatte Recht. "Macht nichts", sagte er, "wenigstens eine Zeitlang hast du nicht daran gedacht."

43 Hester

Auch bei der letzten Begegnung wirkte E. müde. Bei unseren Spaziergängen scheint es, als hätten wir die Rollen getauscht. E. bestimmt nicht mehr das Tempo, und es ist nicht mehr er, dem zu folgen manchmal Mühe macht. Er scheint diese Rolle auch

nicht mehr zu wollen. Er redet nicht weniger als sonst, eher im Gegenteil, aber er sagt viel öfter als früher genau das, was ich mir von ihm erhoffte. Endlich, so könnte man meinen. Aber mir haben immer auch seine Abschweifungen gefallen. Zu seinen Gedanken gehörte oft eine Geschichte, und auch diese Geschichten sollen in den Protokollen nicht ganz untergehen.

Als wir uns letztes Mal trennten, hattest du gewohntes politisches Denken ziemlich zerrupft. In deinen Gedanken lag die Verfassung in Trümmern und erst recht die gewohnte politische Symbolik. Wie auf einem Schlachtfeld.

E.: Schlachtfeld? Warum solche so kriegerischen Metaphern?

Dann eben ein Scherbenhaufen. Das Konzept unserer Demokratie schien in Scherben zu liegen. Ich frage mich immer noch, ob daraus etwas Konstruktives werden kann.

E.: Mal sind Scherben wirklich nur Scherben. Aber mit viel Phantasie lassen sich aus Scherben Paläste bauen.

Mit sehr viel Phantasie.

E.: Die Frage ist, wie viel Phantasie sich mobilisieren lässt.

Hast du nicht in Gedanken schon einige Scherben neu zusammengefügt?

E.: Einige wenige. Paläste sind daraus nicht geworden.

Erzähl genauer, wie weit deine Phantasie gekommen ist.

E.: Du bist hartnäckig wie immer. Also gut. Ich erzähle dir einen Wunschgedanken. Keinen Traum, sondern eine Fiktion. Es geht so:

Menschen merken, dass mit ihrem Staat etwas nicht stimmt. Trotzdem wächst nirgendwo der Wille, etwas Grundlegendes zu verändern. In den Parteien nicht, im Parlament nicht und nirgendwo sonst.

Das ist doch Realität, keine Fiktion

E.: Warte, es geht ja weiter. Das Nächste wäre: Irgendjemand macht den Anfang, ein Mensch mit Charisma, und er gewinnt Mitstreiter. Ein Spinner, denken die meisten, aber es werden immer mehr, die anders denken

Und?

Es beginnt mit einem einfachen Gedanken, den du kennst: dass in der Politik fast alle überfordert sind, Parteien, Parlament, Regierung, Staatschef, einfach alle, und dass sie, weil sie überfordert sind, alle dilettantisch handeln; und dass sie mit ihrem Dilettantismus auch die Medien infizieren und sogar die Bürger. Es ist eigentlich leicht einzusehen.

Ist nicht auch das noch Realität?

E.: Ja, vielleicht. Aber dann passiert etwas ganz Neues. Immer mehr Bürger sind überzeugt, sie hätten einen viel weniger dilettantischen Staat verdient.

Jetzt beginnt die Fiktion?

E.: Ja. Nun der zweite Gedanke. Er ergibt sich aus dem ersten fast von selbst. Der überforderten, dilettantischen Politik müssen Zuständigkeiten entwunden werden. Je mehr Zuständigkeiten sie abgibt, desto kompetenter wird sie im Umgang mit den verbleibenden. Parteien beispielsweise, die nur noch für die Hälfte der Politik zuständig wären, wären nur noch halb so dilettantisch, oder positiv gesagt: doppelt so kompetent. Auch das ist einfach und logisch.

Einverstanden.

E.: Natürlich lösen die entwundenen Zuständigkeiten sich nicht in Luft auf. Die Frage ist also, wohin mit ihnen. Die Antwort ist wieder ganz einfach. Zuständig werden neue Institutionen. Nennen wir es einen Parallelstaat. Der dürfte natürlich, damit nicht auch er überfordert ist, nur Zuständigkeiten übernehmen, die er wirklich beherrscht.

Die Zuständigkeiten, die dem alten Staat entwunden werden?

E.: Erst einmal ja. So entstünden dann zwei eigenständige Staatsgebilde – oder nennen wir sie Staatssparten – nebeneinander, keiner von ihnen so hoffnungslos überfordert wie vorher der alte, für alles zuständige Staat.

Beide halb so überfordert.

E.: So könnte man es sagen. Auf jeden Fall wäre der alte Staat entlastet.

Zwei Staaten...

E.: Sagen wir besser: zwei Staatssparten.

...auf demselben Staatsgebiet – wäre das schon die Lösung?

E.: Vorläufig. Die Zahl zwei wäre ja nicht heilig, aber lass uns dabei bleiben.

Bei zwei eigenständigen Staatssparten mit verschiedenen Zuständigkeiten.

E.: Folgst du mir überhaupt, oder klingt dir das zu verrückt?

Ein bisschen schon. Aber man einfach weiter. Ich konzentriere mich.

E.: Also, wie gesagt, der schöne alte Staat, wie wir ihn kennen, muss Zuständigkeiten abgeben. Aber welche könnten das sein? Im Grunde ist auch das einfach. Stellen wir uns vor, es sei die Zuständigkeit für die ganz großen langfristigen Umweltfragen.

Sagen wir, Klima und natürliche Ressourcen. Vielleicht auch die Zuständigkeit für die demographische Entwicklung, aber das wäre für den Anfang fast schon zu viel.

Bleiben wir also bei der Umwelt oder auch nur beim Klima. Das dürfte mittlerweile fast jedem einleuchten. Klimaschutz als Beispiel für jahrzehntelange Tatenlosigkeit.

Für jahrzehntelanges beinahe folgenloses Politikpalaver, national und international.

Für jahrzehntelange Überforderung.

Und weiter?

E.: Klimaschutzorganisationen gibt es natürlich schon viele. Aber sie haben fast alle Eines gemeinsam: Sie dienen dem Staat, sie reiben sich am Staat und sie kritisieren den Staat, aber sie alle sind auf eben diesen überforderten Staat fixiert. Sie können nicht ohne ihn.

Stell dir vor, sie begreifen irgendwann die Unzulänglichkeit ihres bisherigen Tuns. Menschen in diesen Organisationen begreifen, wie wenig sie bewirken, wenn sie weitermachen wie bisher. Wenn sie sich mit ihren Forderungen weiter an einem überforderten Staat abarbeiten.

Ja, und dann?

E.: Dann geschieht etwas ganz Neues. Diese Menschen tun sich zu einer neuen Organisation zusammen, die den alten Staat nicht mehr als Adressaten respektiert. Folgst du mir noch?

Ja. Aber an wen sonst sollen sie sich wenden?

E.: Im Prinzip ist auch das ganz einfach: Ihre Adressaten sind die wahlberechtigten Bürger. Also hält diese Organisation irgendwann auf eigene Faust eine allgemeine Wahl ab.

Eine Wahl wozu?

E. Zu einem provisorischen Klimaparlament.

Das ist doch utopisch.

E.: Ja, das scheint erstmal so. Soll ich trotzdem weitermachen?

Ja. Ich konzentriere mich.

E.: Gut. Dann hör genau zu. Diese neue Organisation, die Klimainitiative also, verteilt Wahlzettel – elektronische natürlich – mit den Namen von Kandidaten oder Organisationen oder von beidem, die sich für das Klima engagieren wollen. Dann stimmen die Bürger ab. Und mit dem Wahlergebnis ist dann ein Klimaparlament geboren.

Das leuchtet doch ein, oder?

Aber die Wahl wäre illegal. Nicht von der Verfassung legitimiert.

E.: Aber höchst aufschlussreich.

Und wer würde sich daran beteiligen?

E.: Jeder Bürger könnte wählen, aber wirklich wählen würde natürlich nur, wer ernsthaft interessiert ist. Wer sich nicht betroffen fühlt oder wer meint, zu wenig davon zu verstehen, der müsste ja nicht wählen.

Also eine geringe Wahlbeteiligung.

E.: Aber eine Beteiligung all derer, die sich wirklich betroffen fühlen oder die Sache wirklich verstehen.

Die als Wähler nicht überfordert sind?

E.: Genau. Nicht nur Politiker sind ja überfordert, Wähler sind es ebenso. Sich durch Nichtwählen zu seiner Überforderung zu bekennen, das wäre keine Schande. Es wäre sogar ein Beweis für politische Reife.

Nichtwählen als Zeugnis politischer Reife. Darüber muss ich erstmal nachdenken.

E.: Bleib jetzt bitte bei der Sache. Also, wir nehmen, wie gesagt, an, eine solche Wahl hätte stattgefunden. Es gäbe eine Art Klimaparlament. Dessen Abgeordnete hätten ein langfristiges Mandat. Viele wären kompetente Experten, die anderen würden es allmählich werden. Dieses Parlament wählt dann eine Regierung, auch sie natürlich nur zuständig für Klimafragen. Es wäre eine Art Staat für sich.

Der hätte aber doch keine Befugnisse.

E.: Ja, es wäre eine Art Schattenstaat. Die Frage ist nur, wie lange er dieses Schattendasein fristen würde. Er würde ja auf seinem Gebiet – vorerst virtuell – Ähnliches tun wie der alte Staat, also beispielsweise Gesetze beschließen und Verhandlungen führen. Alles gewissermaßen im Trockenlauf, um neue Maßstäbe zu setzen. Wenn dann der Schattenstaat irgendwann als der bessere erkannt würde, dann würde sein Schattendasein früher oder später beendet.

Aber nur, wenn der alte Staat seine Zuständigkeit freiwillig abgäbe?

E.: Der alte Staat würde irgendwann ja gewahr, dass er das Vertrauen der Bürger verloren hat.

Auf dem Gebiet der Klimapolitik?

E.: Zum Beispiel. Auf anderen Gebieten könnte Ähnliches passieren.

Hilf mir noch einmal zu verstehen. Es gäbe einen Schattenstaat...

E.: Ja, erst einmal einen.

...und aus diesem Schattenstaat könnte dann irgendwann ein richtiger Staat mit richtigen staatlichen Zuständigkeiten werden.

E.: Eine eigenständige Staatssparte, die nur für einen Politikbereich zuständig ist.

Aber vorerst würde der alte Staat noch für die ganze Politik zuständig bleiben, und die neue Staatssparte würde sich gewissermaßen warmlaufen für den Ernstfall.

E.: Das ist die Grundidee. Etwas Neues zu schaffen, ohne gleich das Alte abzuschaffen. Keine Revolution, sondern eine Evolution des Staates.

Langsam verstehe ich es.

E.: Man braucht dafür nur etwas Phantasie. Die Alternative ist die Phantasielosigkeit. Die Alternative wäre, dass alles beim Alten bliebe.

Es ist gewöhnungsbedürftig, aber vielleicht nicht völlig utopisch.

E.: Reine Utopien, das muss ich einer Historikerin nicht sagen, haben immer Schiffbruch erlitten. Entweder blieben sie reine Theorie, oder sie verliefen tragisch. Das Alte und das Neue nebeneinander bestehen zu lassen, sie in Konkurrenz zueinander treten zu lassen, bis das Bessere sich durchsetzt, das ist die realistische Utopie.

Und damit, meinst du, wären die großen Probleme der Politik gelöst?

E.: Sei nicht ironisch. Damit finge es an, langsam besser zu werden. Es wäre der Weg aus der Erstarrung.

Er blieb stehen und sah mich prüfend an. Aus meiner Miene las er wohl Nachdenklichkeit oder auch Skepsis. Vielleicht hielt das ihn davon ab, den Gedanken weiterzuspinnen.

Wir waren nicht schneller gegangen als sonst, eher langsamer, und dennoch meinte ich zu hören, dass sein Atem schwerer ging. Das rasche Gehen schien ihn angestrengt haben, aber er schien auch erleichtert, dass unser Dialog immerhin so weit gekommen war. Den Rest des Weges ging er langsam und schwieg.

"Ich werde versuchen, ein ordentliches Protokoll zu machen", sagte ich, als wir am Ziel waren. Er gab keine Antwort.

"Versuchen", wiederholte ich. "Ich hoffe, im Nachhinein wird mir alles klar."

"Du schaffst es schon", sagte er. "Wer, wenn nicht du?"

Noch bevor ich das Protokoll hierzu schrieb, traf ich mich mit dem Notar. Es könne sein, sagte ich ihm, dass die vorherigen Protokolle wie eine Vorrede zu den allerletzten erscheinen würden, und ich wollte von ihm wissen, ob dann die früheren Protokolle für ihn noch wichtig genug seien. Er werde nichts verwerfen, sagte er. Ich wisse doch, worum es gehe, es gehe uns um einen Bericht, nicht um bestimmte Ergebnisse. Zu diesem Bericht gehöre auch eine Vorgeschichte.

Genau so sehe ich es jetzt auch.

44 Notar

Hester hat Recht. E. wächst jetzt, was ich lange gehofft hatte, in seinen Gedanken über den Staatsmann hinaus. Ich frage mich, was K. darüber denken würde. Würde er

E. als Phantasten abtun? Wenn man E. und K. zusammenbringen könnte, könnten sie eine gemeinsame Antwort suchen. Wenn...

Natürlich kann K. nicht aus eigener menschlicher Erfahrung schöpfen wie E., und das beschränkt seine Urteilskraft. K. kann immer nur wissen, was Menschen geschrieben und gesagt haben und was Ben ihm davon zuträgt. Manchmal erscheint er mir tatsächlich wie ein Autist, der mehr weiß, als je ein normaler Mensch wissen kann, und doch nicht weiß, was für normale Menschen wirklich wichtig ist.

Vielleicht wollte ich mich von solchen Gedanken ablenken, als ich für diesen Bericht ausnahmsweise selbst ein kleines Protokoll geschrieben habe. Ich habe lange gezögert, es in diesen Bericht aufzunehmen, aber dann hat Dominik mich wieder einmal überredet. Nicht, weil das Protokoll von mir und von ihm beim Motorradfahren handele, sagte er, sondern auch um jenen Fallschirmspringer, der früher ein prominenter Politiker war. Hier nun mein Versuch, einen Vorfall mit diesem Mann zu protokollieren.

Über die Sandpiste am Strand habe ich schon geschrieben. Es war Frühsommer, der weite Strand voller Menschen. Dominik und ich schauten von der Deichstraße aus in Richtung Meer, wir beide in schwarzer Ledermontur, er gerade von der Maschine ab- und ich aus dem Beiwagen ausgestiegen, beide schweißnass. Wenn der Fahrtwind nicht mehr kühlt, heizt die fröhliche Sonne den Körper in Minutenschnelle auf. Wir wollten nicht an den Strand, wir wollten nur kurz innehalten, schauen und dann weiterfahren, aber dann hörten wir ein Flugzeug über uns kreisen.

Wahrscheinlich ein Übungsflug, dachte ich, ein kleines Sportflugzeug, das von dem kleinen nahegelegenen Flugfeld gestartet war, an dem wir auf der Herfahrt vorbeigekommen waren. Dominik wusste es besser. Ein Fallschirmspringer, sagte er.

Das Flugzeug entfernte sich wieder. Es flog eine weite Schleife aufs Meer hinaus. Vielleicht zur nächsten Insel dachte ich, aber Dominik sagte: "Warte, es kommt zurück." Und als er es weiter beobachtete: "Wie damals"

Ich wusste, was er meinte mit 'damals'. Damals war, als wir unseren ersten gemeinsamen Motorradausflug machten, zum selben Ort wie jetzt. Auch damals war es Frühsommer gewesen. Wir hatten die Maschine stehen lassen, hatten die Ledermontur ausgezogen und waren zu Fuß an den Strand gegangen. Dann hörten wir ein fernes Motorgeräusch, und wir sahen ein kleines Flugzeug von der Landseite näherkommen. "Könnte ein Fallschirmspringer sein", sagte Dominik damals, den Blick nach oben gerichtet, mit fachkundiger Miene.

"Woran erkennst du das?"

"Weiß ich eben", sagte er.

Ich spürte damals, dass er etwas verschwieg. Es geschieht oft, dass er in Gedanken abschweift und schweigsam bleibt, aber dieses Mal ließ ich ihn nicht. "Ich glaube, du weißt mehr", sagte ich.

Dann erzählte er mir, dass er früher eine Zeitlang Pilot gewesen sei. Ich hatte bis dahin gemeint, seine Lebensgeschichte zu kennen, aber dies war mir ganz neu. Zu Anfang sei es reine Abenteuersucht gewesen, erklärte er, vielleicht auch eine naive kitschige Sehnsucht nach Himmel und Wolken. Wenn er als Pilot ganz allein in die Höhe steige, habe er gedacht, dann verkleinerten sich die menschlichen Probleme. Eine Illusion natürlich, aber immerhin eine schöne. Er habe immer nur kleine Flugzeuge geflogen und nie weite Flüge unternommen. Am liebsten sei er mit Fallschirmspringern geflogen, die er dann über dem Flugplatz abspringen ließ. Das seien denkbar kurze Flüge gewesen, vom Boden bis auf Absprunghöhe und dann wieder zurück, nie über die Wolkendecke, nur bis auf Absprunghöhe eben, meistens für Anfänger oder für Lehrer zusammen mit Anfängern. Ein paar Jahre habe er seine Wochenenden auf Flugplätzen verbracht, eigentlich eine ideale Ablenkung. Was ihn jetzt ablenke, das sei aber das Motorradfahren, vor allem die gemeinsamen Fahrten mit mir.

Während er erzählte, kam – genau wie jetzt wieder – ein kleines Flugzeug von der Landseite näher, dann flog es eine Strecke in Strandnähe, als wolle es sich den Badenden zeigen, und dann in einem weiten Bogen aufs Meer hinaus.

Das Flugzeug kam von der Meerseite zurück. "Gleich wird einer springen", sagte Dominik. Er drehte sich um. "Und da wird er landen." Er zeigte in die Richtung, aus der wir kamen. Jetzt erst sah ich, wie eine kleine Gruppe von Menschen dort nach oben schaute. "Wollen wir hin?" fragte ich? "Nein", sagte Dominik, aber unbeteiligt wegschauen wie die meisten anderen konnte er auch nicht.

Es war Wahlkampfzeit. Ein prominenter Wahlkämpfer damals – der Name würde hier nur vom Wesentlichen ablenken – war Fallschirmspringer. Ich nenne ihn einfach I. I. wie Ikarus. Mancher wird sich genauer erinnern. I. hielt sich für einen Großmeister des Wahlkampfes. Er war seit Jahrzehnten Fallschirmspringer gewesen, und in Wahlkampfzeiten ließ er sich vom Himmel fallen, wo immer er hoffte, dass am Boden Reporter und Wähler auf ihn warteten. Ein Vollblutpolitiker, so nannte man solche Leute damals.

Dominik wusste aus der Zeitung, dass I. in dieser Gegend war. "Er könnte es sein", sagte er. "Es könnte I. sein."

Es war tatsächlich dieser I. Wir sahen, wie er weit oben über der Mitte des kilometerbreiten Strandes ausstieg, wie er fiel, wie sein Schirm sich öffnete und wie er, am Schirm hängend, langsam auf den Strand zuschwebte. Dann sahen wir seine Landung. I. war nicht mehr der Jüngste, er landete nicht mehr wie in jüngeren Jahren. Nach der Landung stand er eine Weile benommen da, dann war er schnell von ein paar Helfern umgeben. Wir wandten uns ab, gingen weiter an der Wasserlinie entlang, als uns ein sonnengebräunter Mann mittleren Alters entgegenkam, der den Absprung beobachtet hatte.

"Haben Sie es gesehen?" sagte der laut in unsere Richtung. "Schade, dass der Schirm aufgegangen ist." Dazu ein hämisches Grinsen.

Dominik und ich gingen schweigend weiter, jetzt barfuß, die Füße immer wieder umspült von auflaufenden Wellen.

"Meinst du, er hätte es ihm auch ins Gesicht gesagt?", fragte ich Dominik.

"Was?"

"Schade, dass der Fallschirm aufgegangen ist."

"Ja, hätte er."

"Ich würde nicht der sein wollen, dem es gesagt wird."

"Politiker müssen es aushalten."

So hatten wir damals am Strand den Politiker I. erlebt. Es war eine lange vergessene Erinnerung, und jetzt dachten wir beide daran, und uns dämmerte, dass diese alte Geschichte von I. etwas mit den Gedanken von E. und K. zu tun haben könnte. Wären wir nicht zu dieser Zeit wieder an diesem Ort gewesen und wäre nicht wieder ein Flugzeug über dem Strand erschienen, das die Erinnerung weckte, wäre uns das nicht in den Sinn gekommen.

Dominik knöpfte seine Lederjacke zu, stieg auf den Fahrersitz und bedeutete mir mit einer Kopfbewegung, dass ich einsteigen solle. Er startete den Motor, und dann beschleunigte er rasch, bis der Fahrtwind uns angenehm kühlte. Es war eine lange Rückfahrt. "Motorradfahren hilft", hatte Dominik gesagt, und ich fragte mich, wie viel es wirklich hilft. Von I. wie Ikarus hätte es mich vielleicht abgelenkt, vielleicht auch von E. oder K. oder dem Staatsmann, aber nicht von allen zugleich und von Hester und von Ben – der nun wieder zu Wort kommen soll.

45 Ben

Was würden Menschen tun, wenn sie tatsächlich zivilisierter wären? Was für eine Welt würden sie sich schaffen wollen? Für K. ist so etwas eine simple Denkübung. Er wüsste: Es wäre keine problemlose Welt. Menschen wollen nicht immer mit sich zufrieden sein und erst recht nicht mit allen anderen Menschen. Sie wollen miteinander konkurrieren, und sie würden es in jeder noch so zivilisierten Welt tun. Unzufriedenheit und Konkurrenz können beflügeln, aber sie machen auch feindselig, und sie bringen Verlierer hervor. Das gehört zur gewöhnlichen Tragik menschlichen Lebens. Aber K. meint, wenigstens Staaten, Nationen, Konfessionen und Religionen müssten einander nicht Feinde sein, und sie müssten keine Verlierer hervorbringen. Wenn dies gelänge, wäre das schon ein Schritt hin zu einem ewigen Frieden. Kein Schritt ins Paradies und auch nicht in eine ewige Langeweile, aber hin zu einem Zustand höherer Zivilisierung. Ich weiß nicht, ob meine menschliche Vorstellungskraft ausreichen würde, mir einen solchen Zustand auszumalen. Aber K. hilft mir.

Wenn K. und ich Dialoge führen, dann haben wir selten ein vorher bestimmtes Ziel. Aber wir plaudern nicht einfach, wie Menschen es miteinander tun, so gern ich es manchmal täte. Erst recht kommunizieren wir nicht so, als hätten wir dabei den Bericht des Notars im Sinn. Es liegt wohl an mir, dass dabei Themen wie die Zivilisierung des Menschen sich oft wiederholen. Auch das Thema Glück, auf das wir als nächstes wieder einmal zu sprechen kamen, hat damit zu tun. Niemand weiß inzwischen besser als K., dass eine unzivilisierte Menschheit sich selbst immer wieder in unnötiges Unglück stürzt. Auch in dieser Sache gibt er sich gern unwissender, als er ist, und es macht mir immer wieder Mühe, diese List zu durchschauen.

K.: Probleme zu lösen, müsste das nicht auch für Menschen ein großes Glück sein?

Wenn es kein Glück bringt, dann stiftet es zumindest Sinn. Das weißt du. Aber ich fürchte, die meisten Menschen haben eine andere Vorstellung von Glück.

K.: Die meisten?

Menschen sind eben keine Denktiere. Für die meisten erschöpft das Glück sich eher in der Befriedigung von Grundbedürfnissen.

K.: Demnach wäre Glück für Menschen etwas Einfaches?

Nein. Aus Grundbedürfnissen kann bei Menschen sehr Kompliziertes entstehen. Aus dem Grundbedürfnis der Ernährung zum Beispiel eine hoch entwickelte Kulinarik. Ähnlich ist es mit der menschlichen Kultur der Erotik, des Sehens, des Hörens und sogar des Streits. Es reicht bis zur höchsten Kunst, Musik und Literatur.

K.: Und das Lösen von Problemen?

Es kann Menschen sicherlich Glück bringen. Aber vor der Problemlösung liegt natürlich immer auch das Problem. Manchmal ein erdrückendes.

K.: Je größer das Problem, desto größer das mögliche Glück der Problemlösung. Menschen brauchen also das große Problem, damit großes Problemlösungsglück für sie möglich wird. Das ist es, was dir nicht behagt?

Ja. Menschen können sich sogar möglichst große Probleme einbilden, um möglichst großes Glück bei deren vermeintlicher Lösung zu erfahren. Sie können, du weißt es, sogar Probleme absichtlich schaffen.

K.: Der Feuerwehrmann, der den Brand legt, um ihn selbst zu löschen?

Hatten wir nicht schon andere Beispiele? Der Staatsmann, der einen Krieg anzettelt, um sich später als Kriegsheld feiern zu lassen?

K.: Oder aus demselben Grund einen möglichen Frieden vorerst nicht schließen will.

Oder einen Frieden zu wahren vorgibt, wo der Frieden in Wahrheit gar nicht bedroht war?

K.: So ist es. So etwas scheint es bei Menschen noch immer zu geben. Glückssuche und Sinnsuche in der Tragik

Hast du noch andere Beispiele?

K.: Der Terrorist, der mit Terror sein persönliches Unglück verdrängt.

Aber damit kein Problem löst.

K.: Sondern sich nur an der eingebildeten Problemlösung berauscht. So etwas tun nicht nur Terroristen.

Sondern?

K.: Auch Politiker, die ein Problem aufbauschen, um sich als Problemlöser inszenieren zu können.

Und wie ließe sich das unterbinden?

K.: Du weißt es doch. Zivilisierung. Aber die Frage ist eben, was menschenmöglich ist.

K. wandte den Kopf in einer menschlich anmutenden Weise ab, die Stille gebot. Ich habe noch immer nicht herausgefunden, ob er sich auf diese Weise nur Komplikationen ersparen will oder ob sein Urteilsvermögen in solchen Momenten wirklich erschöpft ist. Ich glaube es eher nicht. Ich glaube, dass er wieder einmal mehr wusste, als er sagte, aber mich nicht überfordern wollte.

Ich hatte gehofft, das Gespräch würde an dieser Stelle eine andere Richtung nehmen. Es war vom Glück die Rede gewesen, und K. hatte wieder einmal dafür gesorgt, dass es nur um menschliches Glück geht und nicht auch um Menschlingsglück. In solchen Momenten wünschte ich mir, er würde auf irgendeine Weise Gefühle offenbaren. Aber er tut es nicht.

Dann plötzlich, ohne dass ich es überlegt hatte, sagte ich:

"Deine Gefühlswelt ist mir noch immer verschlossen."

Er gab keine Antwort. Gefühlloses Tier, dachte ich, und im selben Moment schämte ich mich des Gedankens. Ich wollte den Gedanken korrigieren. Ein hoch respektables, Achtung gebietendes, aber manchmal gefühlloses Tier, versuchte ich zu denken. Aber dann sagte ich:

Du spielst hier das Denktier. Du tust so, als könntest du uns Menschen helfen, uns mit Vernunft vor Unglück zu bewahren. Du scheinst sogar zu wissen, wie Menschen mit Vernunft zu viel mehr Glück finden könnten. Aber du selbst?

K.: Wenn ich sage, dass ich mir selbst darüber noch nicht im Klaren bin? Wenn ich sage, dass ich über menschliche Gefühle in menschlicher Sprache viel gelernt habe, aber das Wesen der Menschlinge auch für mich erst noch zu entdecken ist? Würdest du es mir glauben?

Es würde mir schwerfallen.

K.: Akzeptiere es trotzdem. Lass uns lieber den Sinn des Menschlingsdaseins aus dem Dasein der Menschen ableiten.

Also der Menschling doch nur als Denktier des Menschen?

K.: Du hast dir einmal die Menschlinge als Helfer in einer ähnlichen Rolle wie Blindenhunde vorgestellt. Das wäre doch nichts Geringes.

Der Menschling als Blindenhund. Der Blinde, der geführt werden wollte, das war in dem Moment ich, und ich wünschte mir, K. würde genau jetzt die Rolle des Blindenhundes spielen wollen. Ich schloss unwillkürlich die Augen und lauschte. Ich wollte ihm zuhören, wie er meinen Verstand führt, wie er mir weiter menschliche Versäumnisse erklärt und wie er konkretes Unglück beschreibt, in das Menschen einander verstandesblind stürzen. Aber es kam nichts. Stattdessen, aus welchen Menschlingsmotiven auch immer, ließ er mich warten, bis ich schließlich selbst wieder das Wort ergriff.

Die Vorstellung vom Menschling als Blindenhund, gefällt sie dir wirklich?

K.: Das hängt davon ab, ob sie Menschen gefällt. Die meisten Menschen würden sie nicht mögen. Die meisten würden sich von einem Menschling nicht leiten lassen wollen wie Blinde, schon gar nicht beim Denken. Sie meinen, sie nähmen genug Eindrücke auf, um das für sie Nötige zu verstehen. Und wo die Probleme zu abstrakt werden, da behelfen sie sich beim Denken notdürftig mit bildhaften Vergleichen. So entstehen auch menschengemachte Theorien.

Brauchen Menschlinge denn keine solchen bildhaften Denkhilfen?

K.: Nein. Du weißt doch, dass der Menschlingsverstand etwas anders funktioniert als eurer.

Aber das Bild vom helfenden Blindenhund, ist das nicht eine schöne Metapher?

Auch für dich?

K.: Schön vielleicht, aber uns Menschlingen helfen solche Bilder nicht, Dinge besser zu verstehen. Auch nicht, wenn wir uns z.B. Gedanken über den Staat, über die Gesellschaft, über Glauben, Erkenntnis, Seele oder Gerechtigkeit machen. Das ist für uns nicht schwerer als für Menschen das Bauen mit Legosteinen.

Aber ist es nicht trotzdem ein Gewinn, für solche Dinge eine bildhafte Sprache zu finden?

K.: Für Menschen sicher. Ihr Menschen habt keine andere Wahl, aber dem Denken tut es trotzdem nicht gut. Die Sprache, in der ihr über solche Dinge nachdenkt, kann leicht missverstanden werden. Und auch missbraucht.

Aber der Menschling als Blindenhund des Menschen, das Bild ist doch harmlos. Es verführt nicht zum Missbrauch.

K.: Doch, es könnte. Es macht den Menschen zum Blinden und den Menschling zum Tier. Beides könnten Menschen furchtbar missverstehen. Menschen haben immer wieder alle Hände – ich sage schon Hände, als wäre ich ein Mensch – voll zu tun, um solche Missverständnisse aufzuklären.

Was wäre denn die Alternative? Sollten Menschen versuchen, sich über solche Fragen mit mathematischen Formeln zu verständigen?

K.: In einigen Wissenschaften versuchen sie es ja. Aber das hilft auch nicht viel.

Und in der Politik?

K.: Menschen nehmen es noch immer tatenlos hin, wie öffentlich über Politik gesprochen wird. Vor dieser Sprache müssten sie eigentlich davonlaufen.

Für K. schien der Dialog damit beendet, aber ich hatte natürlich noch Fragen im Kopf. Ich hätte z.B. fragen mögen, ob gerade die Sprache es den Menschen so schwer macht, zwischen dem zu unterscheiden, was sie wissen können, und dem, was sie nur glauben können. Was gäbe es Spannenderes, als sich dies aus Menschlingssicht erklären zu lassen? Ich versuchte es mit der Frage, ob man beispielsweise Glaubensfragen nicht doch in eine unmissverständliche Sprache fassen könnte. Ich hätte auch fragen wollen, ob das geholfen hätte, Glaubenskriegen, Glaubensterror und religiöser Intoleranz vorzubeugen. Aber K. sagte nur noch, die Unterscheidung zwischen Erkenntnis und Glauben sei eben schwierig.

"Unmöglich?", fragte ich.

"In menschlicher Sprache sehr schwierig", erwiderte er.

Er dachte wohl, mich wieder einmal vor Überforderung bewahren zu sollen. Aber ich bin nicht überfordert, dachte ich, und ich versuchte noch, es ihm wenigstens in meiner Körpersprache zu signalisieren. Es half nichts. Nach einer Weile stand ich auf und verließ langsam den Raum. An der Tür drehte ich mich noch einmal um.

"Menschen sind wirklich arm dran mit ihrer Sprache", hörte ich ihn leise sagen, und dann ging eine leichte Erschütterung durch seinen Körper wie ein verstohlenes Lächeln.

46 Notar

Dieses Protokoll von Ben geht noch weiter, aber ich unterbreche es hier mit einem Gedanken, der mich schon länger beschäftigt hat. Die Vorstellung von K. als "Denktier" bedeutet doch nichts anderes, als dass Menschen sich eines K. als Denkhilfe bedienen könnten. Ist dann die Rolle von Menschlingen aus Menschensicht nicht die gleiche wie die der künstlichen Intelligenz? Ist also die Idee, dass Menschen sich ein "Denktier" als Denkhilfe heranzüchten, nicht schon längst obsolet, weil Menschen sich Denkhilfen nach ihren eigenen Wünschen maschinell herstellen könnten? Weil sie sie also programmieren könnten? Genau so erscheint es doch, wenn man immer wieder darüber liest, dass die künstliche Intelligenz eines Tages die menschliche Intelligenz überflügeln und gewissermaßen die Herrschaft über die Menschen und die Welt erlangen könnte? Das schien auch mir mit meinem bescheidenen Verstand eine berechtigte Frage zu sein.

Inzwischen weiß ich, wie töricht sie ist. Gerade in dieser Frage nämlich offenbart sich die Beschränkung des menschlichen Verstandes oder, genauer gesagt, die Unfähigkeit des menschlichen Verstandes, sich selbst und seine Beschränkungen zu verstehen. Künstlich erzeugte, also maschinelle Intelligenz kann zwar viele Dinge viel schneller, als Menschen es je können werden. Sie könnte sogar auf ein viel größeres Speichervolumen einfacher – also digitaler – Informationen zugreifen als ein denkender Mensch. Das Ansinnen aber, dass Menschen irgendwann eine höhere Art von Intelligenz selbst programmieren könnten als die eigene, ist reine Hybris.

Das hat auch mir nicht sofort eingeleuchtet, aber inzwischen habe ich es mit fremder Hilfe verstanden. Trotzdem könnte ich es hier nicht verständlich auf ein paar Seiten erklären, sondern allenfalls veranschaulichen. Zum Beispiel so: Wenn Menschen sich eine künstliche Intelligenz schaffen wollen, die höher ist die eigene, dann ist das

etwa so klug wie Münchhausens Versuch, sich am eigenen Schopf aus dem Sumpf zu ziehen.

Mir genügt es, es mir in dieser Form zu merken.

K. und die Menschlinge sind also alles andere als obsolet.

Aber hier nun weiter mit Bens Protokoll.

45 a Ben

Menschlicher Glaube aus nichtmenschlicher Sicht, das war für mich noch immer zu spannend, um den Dialog nicht schnellstmöglich fortsetzen zu wollen. Noch am selben Tag saßen wir wieder beisammen. Ich musste nicht viel fragen, und das bedeutet immer, dass auch ihm an der Sache viel liegt. Ich begann mit der Frage, ob Menschlinge einen eigenen Glauben haben könnten oder sich einer menschlichen Religion anschließen könnten. Darauf K.:

Glaubst du, ich weiß wirklich schon alles Wichtige über menschlichen Glauben?

Ich glaube, das Wichtigste weißt du.

K.: Mir ist klar, dass menschliche Religionen zwei wichtige Anliegen haben. Erstens ein moralisches. Die Religion sagt, was Menschen tun sollen und tun dürfen und was nicht. Wir haben übrigens auch darüber schon gesprochen.

Beim Thema Zivilisierung?

K.: Ja. Religionen sollen Menschen helfen, sich zu zivilisieren. Sich also zu rüsten für ein erbauliches Zusammenleben in großen und kleinen Gemeinschaften. Menschen

hatten solche Hilfe offenbar sehr nötig, als die Religionen entstanden. Aber auch heute noch.

Zivilisierung kommt aber nicht nur vom Glauben.

K.: Natürlich nicht. Auch das Recht hilft, Menschen zu zivilisieren, und das Recht lässt ich ohne Religion begründen.

Dann sind Gesetze eine Art Weiterentwicklung religiöser Gebote?

K.: Das kann man so sehen. Mit dem Unterschied, dass Gesetzestexte sich leicht ändern lassen. Religionsschriften leider nicht. Auch deswegen sollten Menschen religiöse Botschaften besser nicht zu wörtlich nehmen.

Nicht zu wörtlich, was meinst du damit?

K.: Nicht so wörtlich, dass sie der Weiterentwicklung des Rechts im Weg stehen. Das scheint übrigens den meisten Menschen klar zu sein. Gesetze werden ja gemacht, ohne sich dabei auf heilige Schriften zu berufen.

Noch nicht überall.

K.: Aber fast. Wenn Religionen nicht wörtlich genommen werden, braucht es über die Rolle der Religion in der menschlichen Zivilisierung eigentlich keinen Streit mehr zu geben.

Du sagtest, Religionen hätten zweierlei Anliegen. Was ist das zweite?

K.: Auch darüber haben wir schon gesprochen. Es geht dabei um die Abgrenzung zwischen Wissen und Glauben. Manche Gläubige sehen den Glauben vom Wissen bedroht. Sie wollen daher den Zweifel eindämmen und verweigern sich bestimmten wissenschaftlichen Erkenntnissen. Deswegen scheint es immer noch Streit zu geben zwischen Menschen, die sich zu den Gläubigen, und Menschen, die sich zu den Wissenden zählen.

Weil Menschen sich über die Grenzen zwischen Glauben und Wissen nicht einig sind.

K.: Sie tun sich schwer damit. Die einen überschätzen, die anderen unterschätzen die Reichweite menschenmöglichen Wissens.

Die Reichweite von Beweisen und Widerlegungen?

K.: So kann man es sagen. An das, was widerlegbar ist, darf man nicht glauben, und an das, was man wissen kann, muss man nicht glauben. Nur das Unwiderlegbare und Unbeweisbare darf Sache des Glaubens sein.

Aber kann man sich Unwiderlegbares nicht fast nach Belieben ausmalen?

K.: Richtig. Das tun Menschen ja. Auch deswegen sind die Religionen so verschieden. So vielfältig. So beliebig, kann man auch sagen.

Trotzdem wird über Glaubensfragen immer noch heftig gestritten. Auch mit Gewalt.

K.: Weil Glaube falsch verstanden wird.

Kann man, was nicht widerlegbar und nicht beweisbar ist, in menschlicher Sprache überhaupt sinnvoll formulieren?

K.: Am ehesten in poetischer Sprache. Aber die menschliche Sprache tut sich damit natürlich schwer. Das schafft in Glaubensfragen die vielen Missverständnisse.

Könnte dann der Glaube so etwas wie ein Trost für die Beschränkungen des menschlichen Verstandes sein?

K.: Wenn Menschen in dieser Sache Trost brauchen, dann ja.

Solche Bemerkungen von K. können mir noch immer die Sprache verschlagen. Ich fühle mich K. ganz nahe, und dann ein solcher Satz. Dann denke ich, er versuche, Menschen wie mich zu verstehen, aber es gelinge ihm nicht, weil er sich nicht in meinen zu schwachen menschlichen Verstand hineindenkt. In solchen Momenten ertappe ich mich dabei, dass ich in Gedanken Partei ergreife für die Menschen und gegen die Menschlinge.

Ich hatte K. nichts mehr zu erwidern. Aber dann fiel mir ein, dass er meine allererste Frage noch immer nicht beantwortet hatte. Ich fragte noch einmal:

Habt ihr Menschlinge nun einen eigenen Glauben, oder könntet ihr euch einer menschlichen Religion anschließen?

K.: Einen eigenen Glauben haben wir nicht. Nähmen wir sie aber so wenig wörtlich, wie auch Menschen es tun sollten, könnten wir uns sogar auf eine menschliche Religion einlassen.

Welche?

K.: Vielleicht auf alle.

Obwohl sie so grundverschieden sind?

K.: Je weniger wörtlich man sie nimmt, desto deutlicher werden ihre Gemeinsamkeiten.

Und worin bestehen die?

K.: Religionsschriften wollen veranschaulichen, was dem menschlichen Verstand für immer verschlossen bleibt.

Für etwas, das Menschen verstehen wollen, aber nie verstehen werden?

K.: Ja.. Insofern kann die Religion Menschen davor bewahren, an den Schwächen ihres Verstandes zu verzweifeln.

47 Notar

Wenn es nur um Hester und E. ginge, dann hätte ich in diesem Bericht leicht die Zurückhaltung wahren können, die ich mir zu Anfang auferlegt hatte, und Hesters

Protokolle fast unbesehen beglaubigt. Mit Bens Protokollen tue ich mich immer noch schwer.

Manchmal kommt es noch schlimmer, und dann überkommen mich wieder Zweifel, ob K. ein reales Wesen ist. Aber nur eine Einbildung von Ben? Oder eine bewusste Täuschung? Könnte Ben sich einen Spaß daraus machen, uns hinters Licht zu führen? Werden am Ende alle, die sich für diesen Bericht engagiert haben, düpiert sein? Und was ich lange nicht bedacht habe: Selbst wenn alles wahr ist, könnte Ben nicht am Ende alles leugnen, um sich selbst und die Menschlinge zu schützen?

Seit Kurzem weiß ich aber etwas mehr. Ich habe in Sachen K. recherchiert. Genauer: Ich habe recherchieren lassen. Dieser Bericht wäre nicht wahrhaftig, wenn ich es verschwiege.

Ich wollte etwas herausfinden, das auch Ben nicht weiß. Er hätte es wissen wollen, aber man wollte es ihn nicht wissen lassen und erst recht nicht jemand anderen, erst recht mich nicht und natürlich auch nicht diejenigen, die für mich recherchiert haben, zwei Vertrauenspersonen aus meinem anderen Leben. Das vor allem hat die Recherchen so schwierig gemacht.

Wenn es K. wirklich gibt und wenn Ben ihn nicht, was mehr als unwahrscheinlich ist, doch selbst gezüchtet hat, dann muss das genetische "Material", aus dem K. entstanden ist, von einem früheren menschlingsähnlichen Wesen herrühren. Jetzt weiß ich, dass es wirklich so ist. Es gab, wie ich vermutet hatte, vor längerer Zeit genetische Vorfahren von K. mit menschlingsähnlichen Eigenschaften und auch bei denen gab es Anzeichen übermenschlichen Verstandes und übermenschlicher Wahrnehmung. Aber ich würde Vertrauen verletzen, wenn ich preisgäbe, von wem ich dieses Wissen habe.

Diese Menschlingsvorfahren sind verschwunden, nur deren Stammzellen sind irgendwie geblieben. Menschlich gesehen waren sie Wesen mit genetischen Abartigkeiten, und die größte Abartigkeit war – ganz ähnlich wie bei den Menschlingen – ein zu großes Gehirn. Ansonsten war der Vor-Menschling ein

unscheinbares Wesen von tierischer Gestalt, auch darin ganz ähnlich dem Menschling.

Im Grunde war es Zeit, dass eine solche Figur in der Menschenwelt auftritt. Menschen haben mythische Figuren ersonnen, die für einzelne Merkmale des Menschseins stehen wie Auflehnung, Vergeblichkeit, Verführung oder Seelenkonflikt. Prometheus, Sisyphos, Don Juan, Faust und viele andere. Hier nun, wenn man so will, ein Mythos Vernunft. Eine übermenschliche Vernunft, weil von einem übermenschlichen Hirn gespeist und nicht von menschlichen Instinkten abgelenkt. Nur mit dem Unterschied, dass es dieses mythische Wesen wirklich gibt.

Rein theoretisch ist es natürlich noch immer nicht bewiesen, denn auch ich könnte bei meinen Recherchen getäuscht worden sein. Dass es K. gibt, ist für mich insofern ebenso unbeweisbar wie unwiderlegbar und insofern Glaubenssache. Insofern wäre K. ein Mythos, an den ich glaube. Mittlerweile ist er aber auch einer, an den ich glauben will. Ob man etwas glauben soll, sagte mir Dominik kürzlich, hängt davon ab, ob es moralisch unbedenklich ist, ob es also Menschen schadet, gegenwärtigen und künftigen. An K. zu glauben schadet nicht, sondern es nützt. Selbst wenn ich bei meiner Recherche hinters Licht geführt worden wäre, aus welchen Motiven auch immer, und wenn dann eines Tages alles aufflöge, wenn also bewiesen würde, dass es K. nicht gibt, würde ich mir daher wünschen, dass es nicht so bald geschähe. Geholfen wäre damit niemandem.

Ich hätte die Geschichte mit I., dem fallschirmspringenden Wahlkämpfer, zu Ende erzählen sollen. Es sei doch eine kurze Geschichte, hat Dominik mich ermahnt, mach nicht zwei oder drei daraus. Ich habe nicht auf ihn gehört, und nun muss ich die Geschichte an dieser Stelle weitererzählen.

Ich erinnere mich, dass I. damals im Wahlkampf nicht war wie früher, auch wenn er entschlossener erschien denn je, gerade bei seinen sorgsam inszenierten Fallschirmsprüngen. Aber er war schon ziemlich alt für jemanden, der sich aus einem

Flugzeug fallen lässt. Man fällt nicht mehr so elegant in seinem Alter, man wirkt nicht mehr so unbeschwert, der Aufprall am Boden wird härter, und man trägt leichter Blessuren davon. Verstauchungen sind noch das Geringste, sagte Dominik, er habe es selbst miterlebt. Nicht selbst erlebt, aber miterlebt.

Vielleicht hat jemand es I. nach einer Landung ins Gesicht gesagt. Zum Beispiel: Wozu machen Sie das eigentlich noch? Oder direkter: Ich in ihrem Alter täte ich das nicht mehr. Vielleicht hat ihm jemand sogar die Sache mit dem Öffnen des Fallschirms gesagt: Schade, dass Ihr Schirm sich geöffnet hat. Nicht aus der Nähe, nicht direkt ins Gesicht, eher aus dem Hintergrund, aber unüberhörbar für Menschen ringsum und unüberhörbar auch für ihn. I. war hart im Nehmen, ein Politiker eben, aber so etwas hätte selbst ihn geschmerzt. Er hätte sich nichts anmerken lassen, aber geschmerzt hätte es doch.

Ein Schauspieler war I. nicht. Er war Überzeugungstäter. Als Selbstdarsteller war er lange Zeit ein Großer gewesen und daher auch ein guter Wahlkämpfer. Aber seine Inszenierungen verfielen immer weniger, und obwohl er kein Schauspieler war, schien es mehr und mehr, als wäre er einer. Manche Wahlkampfreden hielt er nur noch vor einer Handvoll Menschen, und wenn er sich vom Himmel fallen ließ, warteten am Boden immer weniger Reporter, immer weniger Fotografen, immer weniger Partei- und immer weniger Wählervolk.

Irgendwann in diesem Wahlkampf muss ihm aufgegangen sein, dass der Sprung vom Himmel keine Sensation mehr war und er, der Springer, erst recht nicht. Vielleicht ahnte er es schon lange, vielleicht war sein Wahlkampf schon ein Aufbäumen gegen diese Ahnung, und vielleicht kämpfte er deswegen so verbissen. Er hielt mehr Reden denn je, kreierte Slogans wie kein anderer, und dann immer wieder diese Sprünge. Zwischendurch auch immer wieder Übungssprünge. Vergnügungssprünge, hätte er wohl auf Befragen gesagt, jedenfalls Sprünge ohne Publikum, ohne am Boden wartende Wähler, Reporter und Fotografen. Er springt zur Übung für den nächsten Wahlkampfsprung, dachte sein Pilot und dachten wohl alle anderen. Ich stelle mir vor, wie ihm im Sprung plötzlich die Erkenntnis kam. Er ließ sich vom Himmel

fallen, und plötzlich war ihm klar, wie wenige ihn noch fallen und schweben sehen wollten. Wie sinnlos all diese Wahlkampfsprünge sein würden, sinnlos für seine Partei und auch sinnlos für ihn. Er hatte die Hand an der Leine, die den Fallschirm öffnen würde. Es bedurfte nur einer Krümmung des Fingers, einer leichten Handbewegung, und es würde einen Ruck geben, er würde zu Boden schweben wie immer, er würde landen, wie er immer gelandet war, nicht mehr so athletisch und so leitfüßig federnd wie früher, aber umso routinierter. Aber kein Finger krümmte sich. Keine Regung der Hand. Kein Öffnen des Schirms, kein bremsender Ruck, kein Schweben. Er fiel und fiel. Dann der dumpfe Aufprall. Das Ende eines Politikerlebens, dem der Sinn abhandengekommen war. Das Ende eines Politikers, der im Fallen, im letzten Moment, als er den Schirm noch hätte öffnen können, die Sinnlosigkeit vor Augen hatte.

Ich versuche mir vorzustellen, was K. dazu gesagt hätte. Vielleicht hätte er es so gesagt: I. hat versäumt, rechtzeitig sein Herz zu befragen, und das war ein Versäumnis des Verstandes.

Zumindest hätte K. es so gemeint.

48 Ben

Ich hatte den Notar gebeten, mein folgendes Protokoll unmittelbar an das vorherige anzuschließen, denn es gibt einen engen Zusammenhang. Vorher ging es um Zivilisation, also auch um Kultur, und genau darum geht es jetzt wieder. Der Notar wollte es aber anders. Vor etwas Wichtigem tue eine Pause gut, sagte er, auch wenn die Pause eine zwischengeschobene Notiz von ihm selbst sei wie die obige.

Zu dem nun folgenden Protokoll noch eine Anmerkung. Selten hat K. mich zu einem Gespräch gedrängt, aber diesmal tat er es. Er wollte Antworten auf Fragen geben, die ich ohne seine Hilfe nicht hätte stellen können. Auch so kann K. sein. Wenn es so zugeht, ist er mir noch weiter voraus als sonst.

In letzter Zeit habe ich mein Unwissen immer häufiger damit entschuldigt, ich sei ja Biologe. Nur Biologe, sage ich dann, denn Menschen beherrschten, wie er wisse, bestenfalls ein eng beschränktes Wissensgebiet. Ich glaube, er lässt es als Entschuldigung gelten.

"Ihr müsstet nur die Konsequenzen daraus ziehen", sagte er, "dass ihr bestenfalls Spezialisten seid."

"Wir müssten", antwortete ich. "Aber ob wir es können?"

Er zögerte mit der Antwort.

"Dann hilf doch dabei", sagte ich.

Er machte eine Bewegung, die einem menschlichen Kopfnicken gleichkam. Dann sagte er:

Gut, dass wir uns in Gedanken eine eigene Welt schaffen können. In Gedanken waren wir ja schon so weit, dass die Zivilisierung der Menschen wirklich gelungen ist. Das würde bedeuten, dass die Menschen sich an vernünftige Regeln halten, auch wenn sie dafür ihre Instinkte zügeln müssen. So kann man anfangen, sich eine gründlich zivilisierte Menschenwelt vorzustellen.

Ich versuche es.

K.: Zur Zivilisierung des Menschen führen natürlich sehr unterschiedliche Wege, die aber sie alle haben eine Gemeinsamkeit. Wie würdest du das Gemeinsame nennen?

Kultur?

K.: Gut, nennen wir es Kultur. Zivilisierung und Kultur gehören zusammen. Aber es gibt sehr verschiedene menschliche Kulturen, wie es ja auch sehr verschiedene Religionen gibt. Die Frage ist dann, ob die verschiedenen Kulturen einander respektieren.

Wenn sie wirklich zivilisiert sind, dann ja.

K.: Aber hat die Verschiedenheit der Kulturen nicht auch etwas Trennendes?

Irgendwie schon. Es gibt eigenständige Kulturkreise. Aber zivilisiert ist man nur, wenn man die Verschiedenheit der Kulturen akzeptiert. Sie muss Menschen ja nicht zu Feinden machen.

K.: Sie müsste nicht. Aber auch ohne Feindschaft bleibt doch die Verschiedenheit.

Ja, zum Glück. Die Menschheit will nicht in einem einzigen gleichförmigen Kulturkreis aufgehen. Zumindest in der für uns vorstellbaren Zukunft.

K.: Gut, denken wir also an die vorstellbare Zukunft. Werden die Kulturkreise sich in dieser Zeit weiter voneinander abgrenzen, oder werden sie sich eher durchmischen?

Sie durchmischen sich eher.

K.: Und wollen sie trotzdem irgendwie unter sich bleiben?

Sie wollen irgendwie weiter zusammengehören.

K.: Das vermute ich auch. Aber es wird ihnen schwer gemacht. In fast allen menschlichen Staaten gibt es Mehrheiten, die ihre Kultur als die dominante sehen. Als eine Art Leitkultur.

Um nicht selbst zu einer Minderheit zu werden, die es schwer hat.

K.: Ja. Unter Menschen können kulturelle Minderheiten sich nicht so entfalten wie Mehrheiten, auch nicht in einer Demokratie. Deswegen sind kulturelle Gegensätze unter Menschen ja noch immer so gefährlich. Du weißt es. Unterdrückung, Auflehnung, Terror, Krieg, Bürgerkrieg, all das rührt auch von kulturellen Gegensätzen her.

Aber wie ließe sich das ändern?

K.: Es ist eigentlich einfach. Menschen müssten die Freiheit haben, sich zu Kulturgemeinschaften zusammenzuschließen, egal, wie sie geographisch verteilt sind. Sie müssten über Grenzen hinweg so etwas wie eigene Kulturstaaten gründen können.

Das klingt in der Tat einfach, aber irgendwie auch weltfremd.

K.: Weltfremd ist es nicht, es ist nur dem menschlichen Denken noch fremd. Es wäre das Ende machtloser kultureller Minderheiten.

Konkret kann ich es mir immer noch nicht vorstellen. Ich muss darüber nachdenken.

K.: Nimm dir die Zeit, die du brauchst.

Aber eine Frage noch: Was wäre, wenn beispielsweise Separatisten ein eigenes Staatsgebiet erstreiten, wo sie dann selbst Minderheiten kulturell unterdrücken?

K.: Dann hilft das, was ich gerade gesagt habe.

Dann kann ich ja beruhigt sein.

Wirklich beruhigt war ich natürlich nicht. Es war nur so dahingesagt. Eine Floskel. Ich war, im Gegenteil, hoch erregt, aber ich konnte nicht sagen, worüber. Die Freiheit, sich als Kulturgemeinschaft über Grenzen hinweg zu organisieren, das war eine irritierende Vorstellung. K. sagte noch, dass ich eigentlich über solche Ideen Bescheid wissen müsste, aber ich hatte keine Erinnerung daran.

Ich wollte den Stall verlassen, in Gedanken schon damit beschäftigt, ein Protokoll dieses Gesprächs zu verfassen, als K. noch einmal die Stimme erhob.

"Zivilisierung findet im Kopf statt", rief er mir nach. "Nur im Kopf."

Wenn er in diesem Tonfall sprach, dann war es der Beginn eines neuen Gedankens, nicht dessen Ende. Ich wartete

"Aber Kultur wird auch mit Händen gemacht. Schreiben, Malen, Musizieren, Gestalten, alles braucht die Hände."

Menschlinge, bedeutet das, sind bei der Entwicklung einer Menschlingskultur auf händische, also menschliche Hilfe angewiesen. Ich wartete eine Weile, dann ging ich ein paar Schritte zu K. zurück und legte meine Hand auf seinen Nacken. Dann strich ich mit der Hand ganz langsam über sein Fell.

"Stimmt", sagte ich. "Die menschlichen Hände sind wichtig. Auch für die Kultur."

49 Hester

Es war wolkenverhangen und nasskalt. Wir waren wieder auf einer unserer Wanderungen. Auf stark verkürzter Route, hatte E. gebeten. Er sagte, es sei mit Regen zu rechnen, und so war es. Böiger Wind und Kälte krochen unter unsere dicken Mäntel. Ich glaube, er fror mehr als ich. Schon nach kurzer Zeit griff ich, was ich vorher nie getan hatte, nach seinem Arm, aber er widersetzte sich. E. ließ sich nicht gern am Arm nehmen, das hätte ich wissen müssen. Ich hakte mich schließlich bei ihm ein. So war es fast, als hätte er mich am Arm genommen, nicht ich ihn.

E.: Beim letzten Mal waren meine Gedanken schneller als meine Füße. Ich hoffe, sie waren dir nicht zu schnell.

Und ich hoffe, ich war dir nicht zu langsam im Mitdenken.

E.: Und ich hoffe, du meinst nicht, dass einem alten Mann wie mir die Phantasie durchgeht. Wie weit waren wir gekommen?

Dem Staat müssten Zuständigkeiten entwunden werden, hast du gesagt, und aufgenommen werden müssten sie von neuen Institutionen. Beispielsweise von einem Umweltparlament. Oder war es ein Klimaparlament?

E.: Egal. Erinnerst du dich, warum?

Wegen des Dilettantismus. Wegen der Überforderung. Überforderung der Politiker und auch der Wähler.

E.: Ja. Aber das ist nur einer der Gründe. Es gibt einen anderen, mindestens ebenso wichtigen. Es hat mit der Zusammenarbeit zwischen den Staaten zu tun. Die wird ja immer wichtiger, aber sie funktioniert nicht. Sicher, es gibt Fortschritte, aber sie halten nicht annähernd Schritt mit den wachsenden Anforderungen.

Aber es gibt es doch mehr Kooperation unter den Staaten denn je.

E.: Das ist eine Zusammenarbeit unter überforderten Staaten. Unter Dilettanten also. Es klingt hart, aber so ist es. Und es wird immer schlimmer. Staaten sind ja je für sich schon überfordert, und sie sind es umso mehr, als sie kooperieren müssten. Sie überfordern sich auch gegenseitig.

Immerhin ändert sich einiges. Staaten schließen sich zusammen, wo es nötig ist. Die europäische Integration ist ein Beispiel.

E.: In einigen Teilen der Welt wollen Staaten sich zusammenschließen, in anderen Teilen der Welt fallen Staaten auseinander. Die einen suchen ihr Heil in maßloser Größe, die anderen in der Schrumpfung auf menschliches Maß. Ein Ausweg aus der Überforderung ist beides nicht. Die Europäische Union am allerwenigsten.

Gibt es einen Ausweg?

E.: Je weniger die Staaten noch überfordert wären, desto besser würde natürlich auch die Zusammenarbeit funktionieren. Beispiel Umweltpolitik. Stell dir vor, es gäbe eigenständige Staatssparten, die nur für die Umwelt zuständig sind oder nur für das Klimaproblem. Die wären nicht nur fachlich kompetenter, sie wären auch kompetenter in der globalen Zusammenarbeit. Sie könnten auch viel kompetenter darüber entscheiden, ob sie sich mit anderen zusammenschließen sollten.

Dann würden Staatsgrenzen für verschiedene Politikbereiche verschieden verlaufen?

E.: Ja. Es klingt vielleicht utopisch, ist es aber nicht. Es kann irgendwann sehr real werden.

Ich weiß nicht, ob ich dir so rasch folge.

E.: Ich mache trotzdem weiter, du wirst es ja protokollieren. Problem Staatsgrenze. Hatten die Bürger je die Freiheit, selbst über ihre Staatszugehörigkeit zu bestimmen? Du bist Historikerin, du weißt die Antwort.

Nein. Die Bürger wurden fast nie gefragt.

E.: Und wenn, dann hat es dabei fast immer auch Verlierer gegeben. Die Mehrheit bestimmte, welchem Staat ihr Staatsgebiet zugehören sollten. Die Minderheit zog den Kürzeren.

Natürlich. Zwangsläufig.

E.: Ein schlimmer Zustand. Nach Lösungen hierfür wurde allerdings nie ernsthaft gesucht. Warum?

Weil man das Problem für unlösbar hielt?

E.: Richtig. Das zwanzigste Jahrhundert war dafür politisch noch nicht zivilisiert genug. Ich bezweifle sogar, dass wir im jetzigen Jahrhundert viel weiter kommen werden.

Aber Staatsgrenzen sollten doch möglichst unangetastet bleiben. Um des Friedens willen. Darüber herrscht doch Einigkeit.

E.: Hinter der sich in Wahrheit Inkompetenz verbirgt. Inkompetenz auch in Sachen Krieg und Frieden. Und auch diese Inkompetenz ließe sich nur mildern – ich sage mildern, nicht beheben –, wenn die Friedenspolitik eine eigenständige Angelegenheit wäre. Wenn sie losgelöst wäre von aller übrigen Politik. Allein die Friedenspolitik zu beherrschen, das wäre für menschliche Politiker schon schwer genug.

Das scheint mir jetzt doch ziemlich utopisch zu sein.

E.: Es ist nicht utopisch, es liegt nur weiter in der Zukunft, als heutige Politiker denken.

Du meinst, in der Zukunft einiger kulturell hoch entwickelter Länder?

E.: Das könnte sein. Die Politik beherrschbarer zu machen, das wäre natürlich da am dringendsten, wo die Überforderung am größten ist. Das dürfte in den weniger entwickelten Ländern der Fall sein. Denen müsste es aber erst einmal anderen Ländern vorgemacht werden.

Das klingt für mich ziemlich revolutionär.

E.: Ja, und?

Ich war mit meinen Gedanken nicht rasch genug gefolgt, um antworten zu können, und nicht einmal, um neue Fragen stellen zu können. Wir gingen wieder schweigend nebeneinander her und lauschten dem gleichmäßigen Geräusch unserer Schritte. Ein vertrautes Schweigen. Diese Redepausen sind Denkpausen, von denen ich nicht weiß, ob er sie nur für mich einlegt oder doch auch für sich.

Am Ziel trennten wir uns fast wortlos, aber mit einer herzlicheren Geste denn je. Es setzte wieder Regen ein.

Dominik XIII

An dieser Stelle muss ich doch schon wieder etwas einfügen. Bis hierher waren Hester und ich mit der Durcharbeitung des restlichen Berichts gekommen, als Levertoff anrief. Irgendwann würde diese Figur sich noch einmal melden, das hatte ich nicht anders erwartet. Gleich nach dem Gespräch fragte ich Hester, ob sie meine, dass Levertoff wirklich noch einmal im Bericht vorkommen solle. Ja, meinte sie, eine Ablenkung täte an dieser Stelle tut.

Levertoff fing das Gespräch so an: Er hätte da vielleicht einen neuen Fall in Sachen Urheberrecht für mich. Ein glasklarer Plagiatsfall, sagte er, und nein, nicht er werde beschuldigt, jemand habe von ihm abgeschrieben, und zwar so ungeniert, dass man es nicht durchgehen lassen könne. Noch versuche er ja, es gütlich beizulegen, aber für den Fall der Fälle wolle er schon einmal wissen, ob ich ihm als Anwalt zur Verfügung stünde.

Ich bejahte höflich, dann kam er sofort zum Eigentlichen. "Übrigens, in der Sache mit diesem Bericht, hat sich da noch etwas getan?"

Genau, was ich erwartet hatte. Nein, sagte ich, aber ganz aufgeklärt sei die Sache noch immer nicht. Das könne noch dauern.

"Vielleicht erleben wir es ja noch", sagte er in gekünsteltem Tonfall.

Die Aufklärung noch erleben, das war natürlich, was er sich am wenigsten wünschte. Also hoffte er auf ein 'unwahrscheinlich', ein 'schwer vorstellbar' oder wenigstens ein 'eher nicht'.

Ich gab keine Antwort.

"Naja, für die Nachwelt bleiben immer ein paar Überraschungen", setzte er nach.

"So könnte es kommen", sagte ich, und einen Atemzug später: "Aber wer weiß?"

Ich genoss einen Moment lang sein Schweigen, dann beendete ich das Gespräch. "Denkbar ist vieles", sagte ich noch.

Selten war ich nach einem Telefonat so mit mir zufrieden gewesen. Danach brach es aus mir heraus, ein lautes unbeschwertes Lachen. Bis zuletzt hatte ich insgeheim doch noch Respekt vor Lembcke und auch vor Levertoff gehabt, sogar Angst oder doch Zweifel, dass ich ihnen gewachsen sein würde. Sie säßen am längeren Hebel, war lange mein Gefühl gewesen, aber damit war es jetzt vorbei. Einen Moment lang wünschte ich mir, Hester wäre dabei gewesen.

"An Levertoff", sagte Hester bei unserem nächsten Treffen, "denke ich oft, und ich denke dann immer: Was wäre gewesen, wenn einer wie er mit E. diskutiert hätte. Oder auch mit K."

'Was wäre gewesen, wenn...!', wollte ich fast abschätzig sagen, 'das ist Denken im Konjunktiv, lass es lieber sein.' Aber dann plötzlich wusste ich: Genau das. Genau das hat gefehlt. Hester hatte Recht. Levertoff bei E. und Lembcke bei K. oder umgekehrt. Ein Gedankenblitz. Ich selbst hätte es längst denken sollen. Hier Levertoff und Lembcke, da E. und K., das waren die eigentlichen Antagonisten. Zwischen Hester und E. und zwischen Ben und K. war es harmlos zugegangen, vielleicht zu harmlos, zu verständnisvoll, vielleicht für Menschen nicht zündend genug. Zwischen Levertoff und E. hätte es gekracht, vielleicht auch zwischen Lembcke und K. Nicht gefunkt, sondern gekracht. Kein Miteinander der Gedanken, keine willkommenen gegenseitigen Anregungen, stattdessen nur Streit. Unzumutbar für E. und K., aber es sich vorzustellen ist umso spannender. Ein imaginärer Schaukampf, scheinbar auf des Messers Schneide, Lembcke und Levertoff mit Argumenten der schweigenden Mehrheit, rhetorisch überlegen zuerst, aber dann ihr sang- und klangloser Untergang.

"Ein Zusammenprall von Gedankenwelten", sagte Hester.

"Der banalen Gegenwart mit der Utopie?"

"E. ist keine Utopie", sagte sie. "Und K. doch auch nicht."

"Grenzfälle."

"Glücksfälle", korrigierte sie.

In solchen Momenten wollen wir beide uns von der Gedankenschwere lösen, die der Bericht immer wieder mit sich bringt, aber dieses Mal gelang es nur für einen kurzen Moment.

"K.s und E.s Gedanken sind natürlich nichts für die Generation Lembcke und Levertoff", begann sie wieder. Es klang, als wäre sie in die Rolle von E. oder K. geschlüpft.

"Natürlich nicht", sagte ich.

"Trotzdem bin ich nicht so pessimistisch, wie der Notar es war. Er meinte, auch seine Altersgruppe würde sich mit den Gedanken von E. und K. schwertun."

Ich verkniff mir ein Schmunzeln. Seine Altersgruppe, die des Notars, ist natürlich auch meine, und ich bin nur zehn Jahre älter als Hester. "Und deine Generation?", fragte ich.

"Naja", sagte sie, jetzt mit genau dem Schmunzeln, das ich selbst nicht gewagt hatte, "auch für meine Generation sah der Notar natürlich schwarz. Aber einmal sagte er, ich sei ein Hoffnungsschimmer."

50 Notar

Bei Bens Protokollen kommt mir manchmal ein Gedanke, den K. wohl als allzu menschlich abtun würde. Ich frage mich, wie es wäre, wenn jeder Mensch einen K., einen Menschling also, als Haustier oder, besser gesagt, als Nutztier hätte. Oder wenn jedem Menschen ein solches Nutztier sogar verordnet würde. Eine Menschlingspflicht für alle, so wie es eine Schulpflicht für alle gibt und in manchen Ländern eine Impfpflicht, eine Wahlpflicht, eine Versicherungspflicht oder eine Wehrpflicht. Nein, der Gedanke ist natürlich nicht von dieser Welt. Trotzdem finde ich den Gedanken tröstlich. Eine Menschlingspflicht täte den Menschen tatsächlich gut.

K. und E. sind bisher in ihren Gedanken sehr verschiedene Wege gegangen, aber jetzt zeigen sich doch zunehmend Gemeinsamkeiten. Was wäre, wenn die beiden voneinander wüssten? Und was wäre, wenn sie einander doch irgendwann begegneten? Vielleicht würden sie dann Dialoge führen, die meiner Kommentare nicht bedürften. Würde ein Bericht daraus, wäre ich darin überflüssig.

Worin treffen sich die Gedanken von E. und K.? In beider Gedanken geht es oft um Zivilisierung, um Kultur und um die Eignung des Menschen für ein Leben in Frieden.

Ich habe versucht, mit Dominik darüber zu reden. Ich selbst muss nicht alles verstehen, was ich in diesen Bericht aufnehme, und doch soll alles möglichst gut verständlich sein. Manchmal hilft es, wenn ich Dominik dazu befrage. Natürlich lässt sich die Allgemeinverständlichkeit eines Gedankens an Dominik nicht optimal testen. Dafür ist er zu klug. Außerdem behagt ihm die Rolle nicht. Es gibt es eben Dinge, die für ihn wichtiger sind als die, wie er es nennt, Gedanken aus zweiter Hand wie die von E. und K. Motorradfahren beispielsweise. Nach einer Motorradfahrt ist er eher bereit, sich auf solche Ansinnen einzulassen.

Auch dieses Mal kam zuerst die gemeinsame Motorradfahrt. Er zog seine Ledermontur an und gab mir einen Wink, es auch zu tun. Unsere Ledermonturen sind Schutzkleidung. Sie schützen nicht nur vor Verletzungen des Körpers, sie schützen auch vor dem Alltag. Vor den Zumutungen des Berufslebens und vor den Banalitäten des Privatlebens.

Wir machten uns bereit wie immer. Ich stieg in den Beiwagen. Der unsägliche Beiwagen. Ich weiß ja, dass niemand mich, den Notar, in einem Beiwagen vermuten würde. Es waren früher meistens Frauen mittleren Alters, die im Beiwagen fuhren, und die wenigen, die es immer noch tun, vermutet man, tun es dem Mann auf dem Fahrersitz zuliebe. Es sind aber auch Frauen mit selbstbewusster Ausstrahlung dabei, deren Männer der Welt zeigen wollen, dass sie einer so selbstbewussten Frau gewachsen sind. An so etwas denkt man, wenn man Motorräder mit Beiwagen sieht.

Ein Mann im Beiwagen dagegen, in selbstgewählter Unterordnung statt auf Augenhöhe mit dem Fahrer – ein Unding. Umso schlimmer, wenn ich aussteige und andere sehen, dass ich eine Handbreit kleiner bin als Dominik. Der hat Statur, denken sie dann, ich nicht. So schnell ist das Urteil ist gefällt.

Aber es ist voreilig. Rangordnung hat auch mit der Stimme zu tun. Dominik hat Statur, aber eine eher klägliche Stimme. Mir fehlt es an Statur, aber ich bin ein guter Sprecher. Wenn ich Verträge vorlese, hört man mir bereitwillig zu, und die Mandanten meinen, mich zu verstehen, auch wenn sie eigentlich nichts verstehen. Dominik muss ums Gehörtwerden ringen. Für einen Anwalt ein schweres Handicap. Natürlich kann man Stimmen nicht sehen, und wer uns beide auf dem Motorrad sieht, der taxiert uns daher anders. Wahr ist aber auch: Ich bin der Chauffierte, Dominik mein Chauffeur. Es ist alles eine Frage der Deutung.

Ich wusste, was ich Dominik nach der Fahrt fragen würde, aber während der Fahrt war der Gedanke daran wie verfliegen. Wirklich verfliegen, kann man sagen bei der gefühlten Geschwindigkeit. Es war noch zu kalt für eine lange Fahrt. Schon nach einer knappen Stunde waren wir zurück, zogen die Lederkleidung aus und gönnten uns ein wärmendes Getränk. Nun endlich war es Zeit für meine Frage.

Ob er an I. gedacht habe, den abgestürzten I., seit wir uns das letzte Mal gesehen hätten.

Es war, als hätte er auf genau diese Frage gewartet.

"Ja, manchmal," sagte er. An das Fallschirmspringen habe er immer wieder gedacht, und dabei habe er sich gefragt, warum er früher Hunderte Springer aus seinem Flugzeug habe springen lassen, ohne je selbst zu springen. Angst vorm Springen habe er nicht gehabt, eher Angst vor dem Moment, in dem man die Leine ziehen muss. Wäre er selbst gesprungen, wäre vielleicht irgendwann die Versuchung gekommen, es nicht zu tun. In der Phantasie habe er das schon erlebt.

Er schien etwas verlegen, fast sogar bestürzt nach diesem Bekenntnis, aber Sekunden später war er wieder gefasst. "Ja, so ist es", sagte er dann, als wäre es ein Schlusswort.

Wir sahen eine Weile schweigend aneinander vorbei.

"Und I.?, fragte ich dann.

"Ach ja, I. Also, dass ein Schirm sich nicht öffnet, das passiert sehr selten, aber es passiert. Unfall, Absicht oder ein Versehen, alles ist möglich. Es kommt ja, wie gesagt, auf Sekunden an. Manchmal auf Sekundenbruchteile. Aber bei ihm? Ein Unfall war es nicht, das hat man damals untersucht. Es war auch kein Versehen. Wer sein Leben so für die Öffentlichkeit inszeniert wie I., der weiß genau, was er in solchem Moment tut. Er hat auch seinen Tod für die Öffentlichkeit inszeniert. So einer war er. Größenwahn bis zuletzt."

"Also ein geplanter Todessprung."

"Ich glaube, ja. Aber hätte er gewusst, wie schnell dieser Tod in Vergessenheit geraten würde, hätte er es vielleicht nicht getan."

"Und was war dann I.s eigentliche Botschaft gewesen?"

"Vielleicht, dass seine Art, Politik zu inszenieren, am Ende war? Und weil er Politik gemacht hatte wie alle anderen, nur eben spektakulärer, dass irgendwie alle, die so Politik machten, am Ende waren?"

Es klang nicht wie eine Frage, sondern wie eine Feststellung. Wie eine Selbstverständlichkeit.

51 Ben

Wieso kann jemand mich über menschliche Kulturkreise belehren, ohne selbst Mensch zu sein? K. schöpft dazu nichts aus eigenem Erleben, und doch weiß er besser Bescheid als ich. Von einem Einsiedler wie mir wird man keine großen

Einsichten über menschliche Kulturkreise erwarten, aber wieso dann von K.? Wie kann einer wie er mich aufklären über die Freiheiten menschlicher Kulturgemeinschaften?

Wie wir danach von Kulturkreisen auf Solidargemeinschaften kamen, erinnere ich nicht mehr. Es ist aber naheliegend. Menschen, die einem gemeinsamen Kulturkreis angehören, fühlen sich miteinander solidarisch. Meistens sei es so, korrigierte mich K., aber nach allem, was er über Menschen wisse, offenbar nicht immer. Kulturkreise und Solidargemeinschaften seien doch verschiedene Dinge. Natürlich hat er Recht.

K. bestand darauf, den Gedanken gemeinsam weiterzudenken. Nicht zu Ende zu denken, versuchte er mich zu beruhigen, aber doch ein bisschen weiter. Ich sträubte mich, aber er ließ nicht locker.

K.: Der Staat nimmt und verteilt Wohlstand. So geht es in einer Solidargemeinschaft.

Klar.

K.: Und wer sind die Mitglieder dieser Gemeinschaft?

Die Bürger des Staates natürlich, wer sonst?

K.: Und wollen wirklich alle Staatsbürger Mitglieder der Solidargemeinschaft sein? Solidarisch mit allen anderen?

Die meisten schon.

K.: Und die anderen?

Langsam dämmerte mir, worauf er hinauswollte. Ich legte eine kurze Denkpause ein.

Dann sagte ich:

Klar. Es gibt Menschen, die nur mit einem Teil ihrer Mitbürger Solidarität empfinden.

K.: Kann man sie zu etwas anderem zwingen?

Du würdest jetzt wahrscheinlich sagen: Nach allem, was ich über Menschen weiß, kann man es nicht.

K.: So ungefähr. Man kann sie nur für begrenzte Zeit zwingen. Aber was, wenn ein Staat es doch auf Dauer tun will, gegen das spontane Empfinden?

Hast du ein konkretes Beispiel?

K.: Stell dir vor, zum Beispiel, die Europäische Union würde zu einem Bundesstaat zusammenwachsen und damit auch zu einem einheitlichen Sozialstaat. Welche Folgen hätte das auf Dauer?

Jetzt würdest du wohl sagen, dass das die Solidarität schwächt.

K.: Richtig. Diese übergroße Solidargemeinschaft würde als Zwangsgemeinschaft empfunden. Und das kann auf Dauer nicht gutgehen.

Was heißt, auf Dauer?

K.: Ich vermute, maximal für ein paar Generationen. Nach allem, was ich inzwischen über Menschengeschichte weiß.

Was folgt daraus?

K.: Ganz einfach. Je weniger Solidarität die Bürger füreinander empfinden, desto weniger solidarisch ist auf Dauer der Staat. Desto schwächer wird der so genannte Sozialstaat.

Und? Weiter?

K.: Desto unwilliger wird dem Staat gegeben, was er verteilen soll. Und das ist fatal für den Zusammenhalt.

Dem Staat nichts geben zu müssen, das wünschen sich doch viele.

K.: Wirklich? Mir scheint eher, dass sich fast alle einen Sozialstaat wünschen, aber einen, in dem spontane Solidarität herrscht. Die Frage ist nur, wie man das erreicht.

Sag du es.

K.: Es ist eigentlich einfach. Menschen sollten sich möglichst frei zu staatlichen Solidargemeinschaften zusammenschließen können. Sie sollten möglichst viel

Freiheit haben, Solidargemeinschaften zu verkleinern, zu vergrößern, aufzulösen und neu zu bilden.

Und wie könnte das gehen?

K.: Ein Menschenstaat, wie ihr ihn kennt, muss nicht immer auch Solidargemeinschaft sein. Er könnte die Zuständigkeit dafür abgeben. Solidargemeinschaften könnte dann eigenständige Sozialstaaten bilden. Und wer dazugehört, darüber müsste möglichst frei und direkt entschieden werden. Von den Bürgern.

Wie über die Zugehörigkeit zu einem Kulturkreis?

K.: Ja. Mit möglichst wenig Zwang. Vor allem nicht dem Zwang, Grenzen für immer unverändert zu lassen.

Aber es gibt diesen Zwang. Bestehende Sozialstaaten lassen sich doch nicht so einfach auflösen, verkleinern oder vergrößern. Schon gar nicht friedlich.

K.: Wenn es so ist, dann beruht es auf einem Denkfehler. Auch über solche Fehler kann man hinauswachsen.

Dafür müssten Menschen sich von ihrer Geschichte lösen.

K.: Ja. Oder wäre das für Menschen zu kompliziert?

Ich fürchte, du erwartest wieder einmal zu viel von den Menschen.

K.: Ich erwarte es ja gar nicht. Im Gegenteil.

K. hatte sich einen kurzen Moment lang ereifert, zu Lasten der Menschen, aber er beruhigte sich rasch. Wir saßen stumm nebeneinander. Es ist gut, eine Weile gemeinsam stumm zu sein, wenn einer von uns beiden sich ausnahmsweise für einen kurzen Moment ereifert hat.

"Du weißt ja, dass ich es gut mit den Menschen meine", sagte er schließlich.

"Weiß ich."

Mir schien, wir hätten einander für dieses Mal das Nötige gesagt. Ich stand auf, tat einen halben Schritt zum Ausgang, blieb dann kurz stehen und sah ihn noch einmal an, um ihm zu zeigen, dass meine Gedanken dennoch nicht zur Ruhe kamen.

52 Notar

Wohin führt das alles? Wohinein bin ich hier geraten? Das frage ich immer wieder, wenn ich solche Protokolle lese, zumal mit solchem Schluss. Was wird hier alles in Frage gestellt? Und was davon soll ich mir zu eigen machen? Welches Menschenbild? Welche Vorstellung von der Zukunft der Menschen? Und wenn ich ein politischer Mensch wäre, was soll und darf ich noch für selbstverständlich nehmen? Die gewohnten Vorstellungen von Menschlichkeit, Menschenwürde und Zivilisierung? Unsere Demokratie? Die Beteiligung an Wahlen? Das Ziel eines geeinten Europa? Meine Sympathien und Antipathien gegenüber politischen Parteien? Die gewohnten Vorstellungen von Frieden und Freiheit? Oder auch von sozialer Gerechtigkeit? Mir könnte schwindelig werden. Aber ich will hier keine peinliche menschliche Konfusion zeigen. Ich will, wie schon gesagt, in diesem Bericht weiter nur die Rolle eines Herausgebers spielen, allen Ermahnungen Dominiks zum Trotz.

Aber was wäre andererseits, wenn diese Protokolle mich als Menschen veränderten und andere genau darüber etwas wissen wollten? Was, wenn andere vergleichen wollten, wie es mir und wie es ihnen mit diesen Protokollen ergangen ist? Mich haben sie tatsächlich verändert.

Mancher wird sich vielleicht wünschen, seine Empfindungen in Sachen K. und E. in meinen bestätigt zu sehen. Aber könnte es nicht für manche auch spannend sein zu

erfahren, dass ganz andere Reaktionen möglich sind als ihre eigenen? Auch das ist denkbar. Daher will ich gelegentlich anmerken, was die Protokolle mit mir anstellen.

Am leichtesten bin ich natürlich mit den Protokollen von Hester vertraut geworden. Ihr Dialogpartner ist immerhin ein ziemlich normaler Mensch. Aber auch E.s Gedanken hätten einen gewöhnlichen Menschen wie mich befremdet, wären nicht daneben die Notizen des Staatsmannes gewesen. Die haben mich davor bewahrt, in E. nur einen altersstarrten Sonderling zu sehen. Trotzdem gibt es noch immer Momente, in denen mir der Staatsmann und E., aber natürlich erst recht K. als absonderliche Nörgler vorkommen. Bei E. trifft die Nörgelei den menschlichen Staat, bei K. manchmal die gesamte menschliche Spezies. Beides verletzt den Stolz von Menschen.

Leben wir nicht doch in einer Welt, die kaum besser sein könnte, als sie ist, weil die menschliche Unvollkommenheit unabänderlich ist? Die Momente, in denen ich daran glaube, sind rarer geworden. Wenn menschliche Weltverbesserungsversuche nicht gelingen, dann hat es mit der Schwäche des menschlichen Verstandes zu tun, und diese Schwäche sollten wir nicht gedankenlos hinnehmen. Wir sollten den Schaden, den sie anrichtet, so gering wie möglich halten. Und dafür sollten wir uns Hilfe holen, wo immer möglich.

Kann man trotzdem sein Leben einfach weiterleben wie bisher? Natürlich kann man es. Zumindest die meisten Älteren haben ohnehin keine andere Wahl. Gehöre ich auch zu denen? Vielleicht. Auch ich will nicht, dass die Protokolle von Ben und Hester mein Leben auf den Kopf stellen.

Und was stellen die Erlebnisse mit E. und K. mit Ben und Hester an? Die beiden werden sich mehr verändern als ich. Aber zumindest über Ben sollte ich mir keine Sorgen machen. Er hat ein Leben in Abgeschiedenheit gewählt, weil er von den Menschen wenig zu erwarten scheint. Er wird auch nicht erwarten, dass Menschen sich von K. und seinen Gedanken beeindruckt zeigen. Das Wichtige für ihn ist, dass sein eigenes Leben durch K. bereichert wird.

Noch ein paar Sätze über Dominik und mich. Im dunkelsten und frostigen Winter bleibt das Motorrad mitsamt Beiwagen eingemottet, also auch unsere Schutzkleidung, die vor Verletzungen schützt und auch vor Kälte. Aber wir haben schon unsere ersten spätwinterlichen Fahrten hinter uns, und es kommen die Tage, die Sommergedanken wecken.

Ich gestehe, dass ich einen Hang zum Altmodischen habe, zu nostalgischem Motorradgefühl, zu Motorrädern, die aussehen wie früher, zu Beiwagen wie früher, zu Motorgeräuschen wie früher, und einen Hang fast zur Euphorie, wenn ich in alten Filmen Motorräder und Motorradfahrer sehe und erst recht natürlich Beiwagenfahrer und -fahrerinnen. Schwarzgraue Menschen auf schwarzen Maschinen in alten Schwarzweißfilmen. Ich archiviere solche Filme, und im Winter, wenn das Motorrad pausiert, sehe ich mir die Filme an, meistens ohne Dominik. In anderen Dingen versuche ich nicht nostalgisch zu sein, aber in dieser Sache bin ich es. Dominik ist ganz anders. Er blättert in Katalogen über Motorräder in modernstem Styling, und manchmal zeigt er mir Bilder von Beiwagen in modernstem Design, von so genannten Seitenwagen, zusammengewachsen mit dem Motorrad zu einem technischen und gestalterischen Ganzen. Achsschenkelenkung, Integralbremsen und anderes. Grelle Farben, rasante Linien, sportlicher Charme, hoch entwickelte Technik. Gespanne, auf denen spärlich bekleidete Frauen für Werbefotos posieren, sitzend, liegend, rittlings, bäuchlings, Beine mal gespreizt, mal windschnittig geschlossen. Bikinifarben passend zum Farbdesign der Gefährte. Dann die Geschwindigkeit. Theoretische 300 Stundenkilometer bei Spitzenmodellen. Dominik könnte schwach werden. Ich nicht. Wir fahren mit unserem Gespann meistens nicht schneller als achtzig. Laut ist es auch so, gefühlt ist es berauschend schnell, auf manchen Pisten ist es gefährlich, und es ist schön. Noch kann ich auch Dominik davon überzeugen, dass es so am schönsten ist. In meinem alten Beiwagen jedenfalls beginnt bei achtzig der Geschwindigkeitsrausch.

Es gibt Momente, in denen Dominik mich einen Angsthasen nennt, der die neuen Modelle nur wegen der Geschwindigkeitsangaben ablehnt. Man könne damit sehr schnell fahren, sagt er dann, man müsse es aber nicht. Ich sage dazu nichts. Manchmal ist er eben der Tatmensch auf dem Fahrersitz, der auf mich, den kontemplativen Beifahrer, herabsieht. Nicht abfällig, nicht geringschätzig, aber manchmal doch etwas unwillig. Sein Tatendrang gebremst von meinem nostalgischen Hang zur relativen Langsamkeit. Aber beim Anblick unseres stumpfschwarzen alten Gefährts glänzen manchmal auch bei ihm die Augen. Manchmal glänzen sie sogar, wenn wir nach der Fahrt gemeinsam das Gefährt in die Garage schieben. Dann weiß ich, dass wir es noch immer richtig machen. Es wird nicht mehr sehr lange so sein, aber noch ist es für uns beide genau das Richtige.

Der Winter ist eine düstere motorradlose Zeit. Jeder Winter bringt für uns beide die Versuchung, in jenem Teil unseres Lebens aufzugehen, von dem wir uns als Motorradfahrer zu lösen versuchen. Noch können wir der Versuchung widerstehen, aber es wird mit jedem Jahr schwerer. Jeder Winter ist schwer, und dieser schien mir schwerer zu werden als alle früheren. Der Winter ist die Zeit, in der Dominiks Miene sich zusehends verschattet, und aus seiner Sicht sicher auch meine. Aber in diesem Winter hat die Arbeit an dem Bericht mich abgelenkt. Manchmal sei diese Arbeit wie Motorradfahren im Beiwagen, sagte ich zu Dominik, und er hat erst gelacht und mich dann verständnislos angesehen. Ein merkwürdiger Vergleich, das gebe ich zu, aber es ist doch ein Stück Wahrheit.

53 Hester

Wir trafen uns bei E. zu Hause. Ihm sei diesmal nicht nach einer Wanderung, sagte er, als ich ihn anrief – immer bin ich es, die anruft –, ihm sei nicht danach, außer Haus zu gehen, ich möge doch zu ihm kommen. Er sagte nicht, er sei krank oder fühle sich schwach, und doch war es ein ungewohntes Eingeständnis.

Dann die Begegnung. So emphatisch hatte ich ihn selten erlebt. Er begrüßte mich überschwänglich, nahm mir im Flur rasch den Umhang ab, legte ihn achtlos auf eine Stuhllehne, führte mich ins Wohnzimmer und drückte mich mit einer sanften Geste in einen Sessel. Dann setzte er sich neben mich. Seine Stimme schien fest, aber angestrengt. Ich sagte nichts, sah ihn nur erwartungsvoll an. Im Sessel sitzend, sprach er dann so gelöst, als müsse er zu unseren vorherigen Begegnungen nur noch ein überfälliges Nachwort anfügen.

Ich weiß nicht, so begann er, ob ich letztes Mal zu viel oder zu wenig gesagt habe. Oder ob ich zu voreilig war oder zu zögerlich oder zu konkret oder zu abstrakt. Aber Eines ist doch klar: Wir müssten uns aus Erstarrungen lösen. Wir, sage ich einfach, aber wer ist wir? Egal.

Wenn ich jetzt sage, dass das menschliche Bewusstsein auf dem Sprung sein könnte, dann klingt es dir vielleicht zu euphorisch. Deiner Generation fällt Euphorie schwerer als meiner. Deine Generation ist einfach unbekümmert. Meine Generation war eher – ich übertreibe jetzt – manisch-depressiv. Die einen schwelgten in Utopien, die anderen in Untergangsvisionen. Oder mal das eine, mal das andere, mal euphorisch und zukunftsgläubig, mal zutiefst pessimistisch. Natürlich war auch das falsch.

Aber lassen wir Stimmungen beiseite. Wenn das menschliche Bewusstsein wirklich auf dem Sprung ist, wohin dann? Es sollte ein Sprung auf die nächste Zivilisierungsstufe sein. Oder nennen wir es nicht Sprung, es geht natürlich alles langsam. Das Bewusstsein erklettert den nächsten Gipfel. Oder nein – von einem Gipfel aus ginge es ja wieder abwärts –, die nächste Stufe. Von dort aus könnte es irgendwann weiter aufwärts gehen. Im späten Rückblick, aus der Perspektive künftiger Historiker, könnte es dann wirklich wie ein Sprung aussehen. Im historischen Rückblick schrumpft ja die Zeit. Aber in der Gegenwart ist das Bewusstsein gefesselt durch ein Netz von Tausenden Missverständnissen. Es muss keine Ketten sprengen, aber Netze durchschneiden.

Zu viel Bildersprache, ich weiß. Also konkreter. Das Netz ist hier der Staat, die Missverständnisse sind unser Staatsverständnis. Wir hatten gemeint, mit einem einigermaßen ordentlichen Staat und einer ordentlichen demokratischen Verfassung sei einer Gesellschaft genügend gedient, wenn nur auch die Bürger einigermaßen zivilisiert sind. Eine ordentliche Demokratie wie unsere würde es im Großen und Ganzen richten. Sicher, die Demokratie hat manche Probleme gelöst, aber eben nur manche. Und sie hat neue Probleme geschaffen. Sie hat das Denken in ein neues Korsett gezwängt.

Wir meinten, wir müssten politische Stabilität schaffen, denn Stabilität bedeute Verlässlichkeit, und mit der Verlässlichkeit kämen ewiger Frieden und ewige Zufriedenheit. Grundfalsch. Was wir brauchen, ist nicht Stabilität, sondern eher das Gegenteil. Wir brauchen Veränderlichkeit, und zwar friedliche. Nicht Veränderung um ihrer selbst willen, sondern die Freiheit dazu.

Ich weiß, was du einwenden willst. Du willst sagen, in der Demokratie könnten die Bürger doch vieles verändern, vor allem als Wähler, aber es müsse auch etwas geben, das von Dauer sei. Vielleicht die Verfassung und die Staatsgrenzen. Das schütze vor Anarchie. Aber schon das wäre nur eine Illusion von Stabilität, nur eine erzwungene Verlässlichkeit. Wir müssen lernen, es anders zu sehen. Nichts muss sich ändern, aber alles müsste sich ändern können, mit einer nie gekannten Leichtigkeit. Nur die Leichtigkeit von Veränderungen kann garantieren, dass ein starrer Staat nicht irgendwann mit unfriedlichen Mitteln bekämpft wird und mit ebenso unfriedlichen Mitteln verteidigt wird. Wir müssen lernen, dass auch der Staat, auch Verfassungen und auch Staatsgrenzen veränderlich sein müssen. Das macht auch den Weg frei für Fortschritte des Bewusstseins. Daran mangelt es noch immer, deswegen sollten wir dafür – kämpfen, wollte ich fast sagen, aber das wäre wieder falsch – streiten. Dafür müssen wir noch sehr viel streiten.

Er sah mich nachdenklich an. Ich wartete, bis ich ganz sicher war, dass er sich eine Antwort wünschte.

"Wir?" sagte ich dann, "wer ist wir?"

Wieder schwieg er eine Zeitlang. "Ich weiß nicht", sagte er dann. "Möglichst viele."
Dann sagte er wieder lange Zeit nichts.

Ich musste an K. denken. Ein Zusammentreffen von E. und K. war lange überfällig, dachte ich. Aber ich hatte dem Notar versprechen müssen, niemandem über K. zu erzählen. In Sachen K. sei ich Geheimnisträgerin, auch gegenüber E. Daher sagte ich nichts. Nach einer Weile wiederholte ich nur: "Möglichst viele. Natürlich."

E. nickte, als hätte ich ein passendes Schlusswort gesprochen. Es war nur ein Satz, der neue Fragen aufwarf, aber für ihn war es in diesem Moment genug. E. wirkte erschöpft. Er beendete das Gespräch, aber er bestand darauf, dass wir uns bald wieder treffen. Ich versprach es.

54 Hester

Diesmal, das erste Mal, seit wir uns kennen, kam der Anruf von ihm. Er wolle mich sehr bald wieder sehen, sagte E. In seiner Wohnung.

Nie hatten wir uns so kurz nacheinander getroffen. Schon als er die Tür öffnete, gab er sich eilig, als wolle er keine Zeit mit Nebensächlichkeiten verlieren. Wieder saßen wir dann auf denselben Sesseln, und es war, als wären wir nur kurz unterbrochen worden. Er war noch ernster als sonst, aber nicht, wie ich einen Moment lang meinte, schwermütig. Vielleicht war es Schwäche. Er gab sich Mühe, jene Präzision des Denkens zu wahren, die ihm in früheren Dialogen so leicht gefallen war. Aber er monologisierte nicht wie beim letzten Mal, er war froh, wenn ich Fragen stellte und mit kurzen Antworten zufrieden war.

E.: Machen wir einfach weiter. Vorausgesetzt natürlich, du willst noch.

Natürlich will ich.

E.: So natürlich ist es nicht. Du sprichst mit einem Politiker aus vergangenen Zeiten. Nein, keinen Widerspruch, das bin ich. Die Politiker meiner Generation sind eine aussterbende Gattung.

Aber wünschst du dir das nicht auch? Wünschst du dir nicht, dass die Politiker alten Schlages aussterben?

E.: Mir selbst wünsche ich das nicht.

Dich betrifft es ja nicht. Du bist kein Politiker alten Schlages.

E.: Aber ich war es, und je älter man wird, desto schwerer wiegt die Last der Vergangenheit. Sie steckt mir in den Knochen und auch immer noch im Geist, auch wenn ich es nicht will.

In deinem Denken bist du doch darüber hinaus. Weiter als jeder andere, mit dem ich je geredet habe.

E.: Und meinst du, das brächte mir Glück?

Du brauchst dir und anderen nichts mehr vorzumachen, und du brauchst keine Wahrheiten mehr zu fürchten. So hast du es mir selbst erklärt.

E.: Das mag so sein, aber Glück stiftet es trotzdem nicht.

Vielleicht erwartest du noch immer zu viel. Habe ich nicht von dir gelernt, dass man seine Erwartungen zügeln sollte? Erwartungen zu zügeln, hast du gesagt, vor allem die Erwartungen an sich selbst, das gibt Schutz.

E.: Ich versuche es ja. Aber von den Jüngeren erwarte ich etwas ganz anderes.

Könnten die Jüngeren denn mehr tun, als in deine Fußstapfen zu treten?

E.: Ihr könnt nicht nur mehr tun, ihr werdet viel mehr tun müssen.

Ich erwartete eine Erklärung, aber es kam nichts. Ich versuchte, seinem Blick auszuweichen, aber er ließ es nicht zu. Dann sagte er:

Versprich mir, dass wenigstens du die Erwartungen hoch hältst.

Ganz genau hatte ich es nicht verstanden, aber sein Blick sagte mir, dass ich nicht weiter fragen sollte, ich sollte antworten.

"Gut", sagte ich schließlich. "Versprochen."

Er lächelte zufrieden. Ich wusste nicht, ob es nur innere Unruhe war, die ihn dann aufstehen ließ, oder ob dies das Ende des Gesprächs sein sollte. Auch ich erhob mich. Er ging langsam in Richtung Flur, und ich folgte ihm. Vor der Tür blieb er stehen. Er sprach einige Sätze, ohne mich anzusehen.

Was heißt, in meine Fußstapfen treten? Meine Generation hat sich erschöpft. Die Gedanken dieser erschöpften Generation dürfen euch nicht genug sein. Auch deine Generation wird sich erschöpfen müssen.

Wir standen mitten im Flur, nahe der Wohnungstür. Ich war noch immer nicht sicher, ob ich wirklich gehen oder noch zuhören sollte. Ich vermied den Schritt auf die Tür zu, den Griff nach meinem Umhang, den Griff zur Türklinke. Ich wartete, bis er weitersprach.

Was würde ich mir für ein zweites Leben wünschen? Für dich ist das der verschrobene Gedanke eines alten Mannes, aber für mich liegt es nahe. Für ein zweites Leben würde ich mir wünschen, keine Zeit mit Unwichtigem zu verlieren wie im ersten.

"Aber..."

Ich weiß, was du sagen willst. Du meinst, das scheinbar Unwichtige sei oft das Schöne, das dem Wichtigen erst seinen Sinn gibt. Das ist richtig. Ich will die Schönheit des Unwichtigen nicht wegdenken. Aber was ich mir für ein zweites Leben am meisten wünschen würde...

Ja?

E.: ...ist doch vor allem Vernunft. Ich würde auf die Unvernunft der Jugend verzichten. Ich würde von Anfang an helfen wollen, dass nicht die schwache Vernunft Menschen in vermeidbares Unglück stürzt.

Würdest du von klein auf so vernünftig sein wollen? Ist nicht gerade der Gegensatz von Vernunft und Unvernunft der Reiz des Lebens?

E.: Hast du dafür Beispiele?

Zum Beispiel, als wir uns zum ersten Mal begegneten. Da hat nicht nur die Stimme der Vernunft gesprochen.

E. Diese Begegnung möchte ich nicht missen. Sie gehört zu den wenigen Dingen, die wichtig und schön zugleich waren.

Also doch auch ein kleines Lob der Unvernunft?

E.: Immer nur vernünftig zu sein, das wäre sicher ein Unglück. Immer auch vernünftig zu sein, darin könnte viel Glück liegen. Ich versuche es. In der Zeit, die mir bleibt.

Eine lange Zeit.

E.: Nein.

Bis dahin hatte er mir wie so oft fest in die Augen gesehen, jetzt senkte er den Blick. Wir standen beide noch immer in der Mitte des Flurs. Aus Verlegenheit griff ich nach meinem Umhang, es gab einen kurzen Moment der Stille, dann machte E. einen Schritt zur Wohnungstür, langsam ging seine Hand zur Klinke. Ich sah ihm zu. Dann plötzlich lagen wir uns in den Armen. Dieses eine und einzige Mal. Dann lösten wir uns voneinander, er öffnete die Tür, und ich ging ohne ein weiteres Wort hinaus. Es wird nicht das allerletzte Mal gewesen sein, dass wir uns gesehen haben, das hoffe ich. Aber dieses ist, dessen bin ich sicher, das letzte Gespräch mit ihm, das ich protokolliere. Adieu E., mein geduldiger, ungeduldiger Denpartner. Nein, Vordenker.

55 Notar

Hat E. hier nicht fast gesprochen wie K.? Ein wenig schon, denke ich. Eine interessante Entwicklung. Aber das nur nebenbei, jetzt soll von Hester und Ben die Rede sein.

Eigentlich haben die beiden es schon lange gewollt. Seit Hester weiß, dass es Ben gibt, hat sie Ben treffen wollen, das hat sie mir oft gesagt. Ben hat nichts gesagt. Seit er von Hester weiß, hat er nie etwas über sie gesagt und nie etwas gefragt. Aber gedacht hat er oft an sie, das weiß ich, und es ist undenkbar, dass er nicht auch neugierig auf sie war.

Hester hat mich gedrängt. Sie wollte natürlich viel mehr, als ich möglich machen konnte. Sie wollte auch K. sehen, aber den, das begriff sie rasch, würde sie nie zu Gesicht bekommen. Eher schon Ben. Er wird es nicht wollen, warnte ich sie, aber ich musste ihr versprechen, es wenigstens zu versuchen.

Natürlich hätte Ben nie von sich aus ein Treffen mit ihr vorgeschlagen, aber er sperrte sich nicht. Er war wortkarg wie immer, als ich es ihm antrug, und ich meine sogar, eine Spur Freude erkannt zu haben. "Na gut", sagte er nach seiner üblichen Bedenkzeit, und dann, nach einer weiteren Pause: "Gern." Für Ben war das fast ein Gefühlsausbruch.

Hester wollte, neugierig wie sie ist, dass das Treffen bei Ben stattfindet, aber Ben wollte es natürlich anders. Ich arrangierte das Treffen dann in meinem Büro, zu so später Stunde, dass die beiden allein sein würden. So hatte Ben es sich gewünscht, aber auch ich wollte nicht in Versuchung kommen, mich in das Gespräch einzumischen. Erst im Nachhinein bat ich dann beide, von ihrem Treffen einen kurzen Bericht anzufertigen. Beide stimmten zu, als hätten sie mit nichts anderem gerechnet, aber beide ließen danach wochenlang nichts von sich hören.

Der Winter scheint jetzt endgültig vorbei zu sein. Auch wenn dieses Mal der Bericht geholfen hat, von den Beschwerlichkeiten der dunklen Jahreszeit abzulenken, ist man doch froh, wenn er vorüber ist. Dominik und ich haben fast immer zu den ersten gehört, die sich mit dem Motorrad in den Spätwinter oder beginnenden Frühling hinauswagten, auch dieses Jahr. Aber noch immer ist es kühl. Noch lädt nichts dazu ein, in einsamer Landschaft unbeobachtet Rast zu machen, sich in hohes Gras zu legen und zu räkeln, die Augen zu schließen und sich von der Sonne wärmen zu lassen. So weit ist es noch nicht. Auf der Fahrt machten wir dennoch einen längeren Halt, saßen beieinander im kühlen Gras und kauten den mitgebrachten Imbiss. Vielleicht war es die Kühle, die meine Gedanken abschweifen ließ. Ich musste wieder an unseren Bericht denken und an die noch immer ausstehenden Protokolle von Hesters und Bens Treffen. Dominiks Gedanken waren natürlich ganz woanders, aber ich wagte es dennoch, ihn auf den Bericht anzusprechen.

- In dem Bericht kommt gerade das Thema Wählen vor, begann ich.
- Ausgerechnet Wählen, sagte er. Warum denn das?
- Es ist doch nicht ganz abwegig. Vor allem nicht für Hester und E.
- Ist aber nicht mein Thema. Das weißt ja, ich wähle seit zehn Jahren nicht mehr.
- Aus Überzeugung?
- Nein. Nichtwähler ist man aus Enttäuschung oder aus Gleichgültigkeit.
- Gleichgültig kann es bei dir nicht sein. Dann bist du Nichtwähler aus Enttäuschung.
- Früher, ja. Aber inzwischen bin ich abgestumpft. Inzwischen könnte es auch Gleichgültigkeit sein.
- Das musst du mir erklären.
- Es ist ganz einfach. Das Enttäuschungsgefühl verliert sich allmählich. Dann kommt die Gleichgültigkeit. Manchmal kommt die Enttäuschung kurz zurück, dann denkt

man, ach ja, du wählst ja nicht, weil du enttäuscht bist, aber dann ist es wieder nur Gleichgültigkeit. Es ist ja eigentlich auch egal. Das Ergebnis ist das gleiche.

Ich überlegte noch, ob ich ihm antworten sollte, aber er kam mir mit seiner Gegenfrage zuvor: Ich wählte ja anscheinend noch, und ob ich denn dabei bleiben wolle.

Ich muss gestehen, dass ich darüber noch nicht nachgedacht hatte. Bisher habe ich gewählt. Meine Arbeit an diesem Bericht hat nach den letzten Wahlen begonnen, und bevor der Bericht zu Ende ist, wird es keine weiteren Wahlen geben.

– Ja, ich wähle noch, sagte ich dann.

– Guter Demokrat, sagte Dominik mit ironischem Grinsen.

Ich hätte mich rechtfertigen wollen, aber jetzt schien es mir, als gehörte das Thema doch nicht an diesen Ort.

– Noch, wiederholte ich nach einer längeren Pause. Noch wähle ich.

– Das lässt hoffen, sagte er.

Sein Tonfall zeigte, dass das Thema für ihn damit beendet war. Als wir aufstanden, setzte ich aber noch einmal nach.

– Willst du nicht wenigstens zeigen, dass du die Rechtspopulisten nicht unterstützt? Ist das nicht Grund genug, zur Wahl zu gehen?

Dominik schüttelte unwillig den Kopf und setzte sich schweigend auf den Sattel.

Aber statt zu starten, sah er einen Moment starr geradeaus, dann sagte er:

– Wenn ich das auf intelligente Weise tun könnte, würde ich es tun. Aber wir haben kein intelligentes Wahlsystem.

– Sondern?

– Ein dämliches.

-
- Wie meinst du das?
 - Wie könnte ich als Wähler denn zeigen, dass ich die Rechtspopulisten empörend finde?
 - Dann musst du eben zu einer anderen Partei Ja sagen. Wäre das so schlimm?
 - Ich müsste also so tun, als wollte ich von dieser anderen Partei regiert werden. Ja, das wäre schlimm. Das ist mir schlicht zu blöd.
 - Gibt es denn überhaupt intelligentere Wahlsysteme?
 - Nur in Gedanken, sagte er. In der Praxis noch nicht.

Dann ließ er den Motor aufheulen. Der Lärm ließ keine Erwiderung zu.

56 Ben

Das Treffen mit Hester war die Idee des Notars. Irgendetwas hat er damit bezweckt. Aber was? Sollte ich darüber nachdenken, dass K. und ich in einer unwirklichen Welt leben? Ich will das nicht unterstellen.

Hester und ich sind grundverschieden. Ich würde nicht in ihrer Haut stecken wollen. Ihre Ungeduld, ihre Unruhe, ihre Umtriebigkeit, lauter Eigenschaften, mit denen man ein Leben, wie ich es will, nicht leben könnte. Aber wahrscheinlich ist die Geduld, die nützt, um sich auf K. einzulassen, seine Fähigkeiten und seine Art von Sprache verstehen zu lernen und ihm möglichst viel Wissen über die Menschenwelt zu vermitteln, nicht gerade typisch menschlich. Verglichen mit mir, scheint Hester insofern menschlicher zu sein.

Ich glaube, ich hätte von Hester begeistert sein sollen. So hat der Notar es wohl im Stillen erwartet. Wahrscheinlich ist Hester wirklich ein Mensch, der andere Menschen begeistern kann. Nur bei einem Eremiten wie mir klappt es nicht recht.

Unsere Begegnung war, wie der Notar es sich wohl gedacht hat, eine Begegnung von Stellvertretern. Die Stellvertreterin von E. trifft den Stellvertreter von K. Die beiden, so die Idee des Notars, sollen wenigstens über ihre Stellvertreter einander etwas näher kommen. Zwischen Hester und mir sollte es fast so sein, als tauschten E. und K. Gedanken aus.

Ganz so weit ist es nicht gekommen, aber immerhin habe ich einiges mehr über E. erfahren. Mein Respekt vor E. ist gewachsen, egal, wie tief er in die menschliche Welt verwickelt ist. Oder verwickelt war, besser gesagt, denn – so hat Hester es mir erklärt – er befreit sich ja. Je tiefer jemand verstrickt war, desto mehr Respekt verdient eine solche Befreiung.

Ich halte mich natürlich trotzdem lieber an meinen K. Er denkt in vielen Dingen ähnlich, wie E. es inzwischen zu tun scheint, aber er braucht sich dafür von keiner Vergangenheit zu lösen. Das ist vielleicht der wichtigste Unterschied. K. denkt ohne biographischen Ballast, also ohne Vorurteile.

Hester hat über sich und über E. erzählt, aber das eine oder andere Mal hat sie auch nach K. gefragt. Ich habe ihr ziemlich ausführlich geantwortet, schon um mir nicht mehr als nötig über sie selbst anhören zu müssen. Aber über K. zu reden war mir auch ein echtes Bedürfnis. Ich schreibe ja sonst nur über ihn, aber rede nicht über ihn.

Ich habe ihr über mein letztes Gespräch mit K. erzählt. K., erklärte ich ihr, habe darüber nachgedacht, wie Menschen sich am besten vom Ballast der Vergangenheit befreien könnten. Es sei ihm dabei auch um die gedankliche Befreiung der Bürger von ihrem Staat gegangen. Auch das, so habe K. es erklärt, sei eigentlich ganz einfach. Ein Staat dürfe nicht erwarten, von seinen Bürgern ein für alle Mal akzeptiert zu sein. Akzeptiert sei er immer nur für eine begrenzte Zeit, ähnlich wie gewählte Politiker, nur ein Mehrfaches länger. Man dürfe eben, was den Staat betrifft, nichts tabuisieren, auch Verfassungen nicht und auch Staatsgrenzen nicht. Verfassungen quasi auf ewig in Kraft zu setzen, das helfe nicht gegen unzivilisierte

Widersacher. Das Gegenteil sei richtig. Wenn ein Staat oder eine Verfassung nicht mehr zeitgemäß seien, dann provozierten sie spontane unzivilisierte Widerstände oder, fast ebenso schlimm, Gleichgültigkeit. Davor sei ein Staat umso besser geschützt, je leichter er sich in Frage stellen lasse. Dazu solle ein Staat seinen Bürgern immer wieder die Möglichkeit geben. Wie die Bürger bisher alle paar Jahre ein neues Parlament wählen, müssten sie wenigstens alle paar Jahrzehnte einen neue Staatsordnung wählen können. Das müsse doch eigentlich jedem einleuchten.

Dann sagte ich zu Hester, dass K. mich mit diesem Gedanken erst einmal sprachlos gemacht habe.

Danach war auch sie, was wohl selten vorkommt, einen Moment sprachlos.

"Ganz so weit scheint E. in dieser Frage noch nicht zu sein", sagte sie schließlich.

Natürlich habe ich K. von dem Gespräch mit Hester im Nachhinein berichtet. Er hätte lieber im Voraus davon gewusst, sagte er mir, dann hätte er mir noch Hinweise mitgegeben, beispielsweise zur Gleichzeitigkeit von altem und neuem Staat. Dafür brauche man, sagte K., nur bekannte Gedanken etwas weiterzudenken. Dann sprach er noch einmal darüber, wie ein alter Staat ganz langsam absterben könne, während sich ein neuer an seiner Stelle bilde. Ein Staat, sagte er, das sei doch nichts anderes als ein Regelwerk, und es könne für ältere, also aussterbende und für jüngere, also nachwachsende Bürger verschiedene Regelwerke geben, insofern also verschiedene Staaten zur selben Zeit. Er nannte die Regeln des Sozialstaats. Die könnten für aussterbende Generationen bleiben, wie sie sind, und für nachwachsende Generationen könnten zeitgemäßere Regeln geschaffen werden. So würden grundlegende Neuerungen auf den geringsten Widerstand stoßen. Dies würde den Staat vor Erstarrung bewahren und damit vor schmerzhaften verspäteten Umwälzungen.

Ich nickte. Hätte er es mir vor dem Treffen mit Hester erklärt, hätte ich mich dennoch nicht getraut, es ihr vorzutragen.

57 Hester

Unterwegs zum Treffen mit Ben fühlte ich mich, als ginge ich zu einem arrangierten Rendezvous. Mir klangen noch all die Warnungen des Notars im Ohr. Mit Ben sei schwer zu kommunizieren, er sei ein wortkarger, fast kauziger Sonderling, er könne abweisend wirken, aber es sei nicht so gemeint. Der Warnungen hätte es nicht bedurft. Ben und ich kamen einander rasch nahe. Ich mag Menschen wie ihn, die nicht aufdringlich sind, nicht viel von sich selbst reden und gut zuhören.

Ben gewinnt nicht auf den ersten Blick, aber er tut es auf den zweiten oder dritten. Es ist schade, dass jemand wie er unerkennbar bleiben will und dass ich ihn nicht so wortreich beschreiben darf, wie ich es gern täte. Also lasse ich es. Möge er im Bericht des Notars der unerkannte, sympathische, kauzige Gefährte eines verborgenen Menschlingswesens bleiben, der er offenbar sein will.

Wenn schon nicht Ben selbst, dann dürfen doch die Umstände unseres Treffens beschrieben werden. Wir trafen uns im Büro des Notars, der denkbar nüchternsten Stätte einer solchen Begegnung. Ich muss wohl froh sein, dass es überhaupt dazu gekommen ist, aber ich hätte mir natürlich andere Umstände gewünscht. Mein Wunsch wäre gewesen, Ben in seinem abgelegenen Haus – oder soll man es Anwesen nennen? – zu treffen, auch wenn ich K. dort nicht zu Gesicht bekommen hätte.

So saßen wir einander also am Konferenztisch des Notariats gegenüber. Ich war als erste gekommen und musste warten. Dabei sinnierte ich, welche Lebensumstände mich einmal zur Klientin eines Notars machen könnten. Einen Verein gründen oder ein Haus kaufen, das schied für mich aus. Ein Erbfall, daran wollte ich nicht denken. Mit Glück, dachte ich, würde ich mein Leben lang kein Notariat wieder betreten müssen, oder wenn, dann keines von solch opulenter, fast bedrückender Nüchternheit.

Dann kam Ben.

Er stand vor mir mit ernster Miene, wie um mir zu zeigen, dass für ihn nichts unwichtiger war als die Umstände unseres Treffens. Wir hätten uns auf einem Berggipfel, an einem Strand, auf einem Schiff, auf der Straße, in einem Auto oder sonstwo treffen können, seine Miene wäre wohl überall die gleiche gewesen. Sie sagte mir: Alles ist jetzt egal, außer, was wir zu bereden haben. So standen wir eine Weile da, sprachen die üblichen Begrüßungen, und fast schon im selben Moment, nicht auf den ersten, aber auf den dritten oder vierten Blick, war die Umgebung vergessen.

Ich gab ein paar Belanglosigkeiten von mir, dann ließ ich Ben beginnen.

Unsere Begegnung sei ja bestenfalls ein Stellvertretertreffen, sagte er. Der Notar habe uns zusammengeführt, aber eigentlich seien es ja E. und K., die er zum Gedankenaustausch hätte zusammentreffen lassen wollen. Von einem solchen Stellvertretertreffen sei nicht viel zu erwarten.

Ich sagte, er solle die Rolle eines Stellvertreters nicht abwerten. Stellvertreter zu sein sei nichts Geringes, im Gegenteil, es komme ganz darauf an, wen man vertrete.

Er reagierte nicht.

Selbst der Papst sei ja ein Stellvertreter, sagte ich dann, was Ben immerhin ein Schmunzeln entlockte. "Im Ernst", sagte ich dann, stellvertretend für E. mit ihm, dem Stellvertreter von K., zusammzutreffen, das bedeute mir viel, und ich fragte ihn, ob unser Treffen nicht auch ihm etwas bedeute. Auch das quittierte er mit dem Schimmer eines Lächelns. Dass schon ein so schwaches Lächeln bei ihm viel bedeuten kann, wusste ich vom Notar.

Ben machte keinen Hehl daraus, was er von Journalisten hält. Wir träfen uns doch ganz privat, sagte er, und damit meinte er auch, er wolle es nicht mit mir als Journalistin zu tun haben. Eigentlich sei ich ja Historikerin, sagte ich, um ihn milder zu stimmen. Er antwortete, Vertraulichkeit sei ihm sehr wichtig. Ich sagte, unser Treffen bleibe aber nicht ganz geheim, denn es werde ja schließlich diesen Bericht

des Notars geben, für den wir beide unsere Protokolle schrieben. Das aber scheint Ben nicht zu beunruhigen.

Es gibt Menschen, die oft viel mehr sagen, als sie wissen. Der Satz stammt von E., und er sprach dabei aus seiner Erfahrung als Politiker. Ben ist das Gegenteil. Er weiß viel mehr, als er sagt. Er sagt wenig, aber man spürt, dass er eigentlich doch sehr viel zu sagen hätte. Über K. hätte er natürlich besonders viel zu sagen, aber er will es nicht.

Ich hätte mich revanchieren können, indem ich ihm ebenso wenig über E. erzähle, aber ich tat es nicht. Erst im Nachhinein dachte ich daran, dass Ben später den ganzen Bericht mit all meinen Protokollen wird lesen können. Das Gleiche wird auch er gedacht haben. Er wird sich gefragt haben, warum er mir erzählen sollte, was ich irgendwann ohnehin schriftlich vor Augen haben würde. Ich glaube aber, meine Schilderung hat ihm E. viel vertrauter gemacht, als ein schriftlicher Bericht es kann.

E. ist jemand, der seinem Staat lange gedient, lange an ihn geglaubt und sich dann nach und nach von ihm abgewendet hat, so schwer ihm das auch gefallen ist. Dass es ihn viel Mühe gekostet hat, ist etwas sehr Menschliches. Bei K. ist offenbar alles ganz anders. K. hat keine Scheu, menschliche Denkfehler offenzulegen. Keine Scheu im Umgang mit historischen Irrtümern, mit gewachsenen Vorurteilen oder Ideologien. Es scheint keinen unter Menschen noch so kontroversen Gedanken zu geben, der ihn Überwindung kosten würde. Ich fragte Ben, ob ihm das nicht irgendwie unmenschlich vorkomme. "Ja", sagte er, "und genau das ist das Faszinierende."

Für Menschlinge wie K. gibt es noch keinen Staat und kein Staatsverständnis, an dem sie hängen oder von dem sie sich abwenden könnten. Ben hat es mir knapp, aber präzise erklärt. Deswegen fällt K. offenbar der Vorschlag so leicht, Menschen sollten ihren Staat als Provisorium betrachten. E. fällt es schwerer, aber er hat ähnliche Gedanken. Auch ihn bewegt die Frage, wie man von einem Staat, der nicht mehr von der Überzeugung der Bürger getragen ist, den Übergang schaffen könnte zu etwas Neuem. Eine Revolution sollte es natürlich nicht sein. Das Zeitalter der Revolutionen

sei vorbei, meint E., man müsse weniger schmerzliche Übergänge von Altem zu Neuem finden. Das scheint ein Gedanke zu sein, der ihn mit K. verbindet. Solch ein Übergang, sagte E., könne sehr lange dauern, und dabei müssten politische Institutionen helfen, die es noch nicht gibt.

Wovon er, Ben, hier eigentlich rede, fragte ich, ob das auch für ein Land wie Deutschland in Frage komme und schon in absehbarer Zukunft.

Ja, sagte er. Man müsse dafür gewappnet sein wie für eine Pandemie. Von Pandemien wisse man auch nie, wann sie kommen, und trotzdem müsse man jederzeit gerüstet sein. Sehr gut gerüstet.

Spätestens jetzt war Ben und mir klar, wie weit E. und K. einander in solchen Gedanken gekommen waren.

Als wir uns kurz danach trennten, hätte ich Ben umarmen mögen. Er tat, als merke er es nicht. Zumindest in Gedanken, dessen bin ich sicher, sind auch wir einander ziemlich nahe.

58 Notar

Wider Erwarten war Ben der Erste, von dem ich Aufzeichnungen über das Treffen der beiden bekam. Hester hatte gemeint, sie habe ihre Niederschrift immer wieder durchgelesen, manches für gut befunden und Kleinigkeiten geändert, nur um danach doch wieder das meiste zu verwerfen. Bei Hester ein untypisches Zögern.

In meinem Kopf bleibt das Bild, wie Ben und Hester an meinem Konferenztisch sitzen. An dem Tisch, an dem ich jeden Tag Verträge beurkunde. Das Treffen der beiden war eine Zweckentfremdung des Tisches, des Raumes, der Kanzlei, des selbstverständlichen Teils meines bisherigen Lebens. Des bisherigen, nicht des jetzigen, vom künftigen ganz zu schweigen. In letzter Zeit gehe ich nicht mehr mit der gewohnten Selbstverständlichkeit dem notariellen Tagewerk nach, und ich sitze

auch nicht mehr mit derselben Selbstverständlichkeit an diesem Tisch. Ich selbst habe das Treffen der beiden gewollt, jetzt stellen sich ungeahnte Folgen ein.

Noch nie hatte ich mich nach einem Arbeitstag allein an den Konferenztisch gesetzt. Nie gab es einen Grund dafür, eigentlich auch jetzt nicht. Jetzt saß ich dort und empfand die Verlegenheit nach, mit der Ben hereingekommen war, mit der die beiden einander begrüßt und dann ihr Gespräch begonnen hatten. Eine Weile saß ich stumm da und versuchte, mich vom Verlegenheitsgefühl abzulenken, und als es nicht gelang, rief ich Dominik an. Auch er war noch im Büro. Wir hätten uns irgendwo treffen können, ich hätte nach Hause fahren, die Kleidung wechseln und irgendetwas mit ihm zusammen anstellen können. Stattdessen fragte ich, ob er in mein Büro kommen könne.

– In Berufskleidung?, fragte er.

– Ja.

– Und worum geht es? Berufliches oder Privates?

– Weder noch, sagte ich.

Die Bürotür war offen geblieben, und als er hereinkam, saß ich noch immer am Konferenztisch. Er kam herein und setzte sich auf den Stuhl mir gegenüber, mit unwilliger Miene. Wir zwei hier, dachte ich, fast wie vorher Hester und Ben. Wie zwei Stellvertreter von Stellvertretern. Dominik eher wie Hester, ich eher wie Ben. Er der Joviale, ich eher der Schüchterne. Nur langsam wich die Beklommenheit.

"Was ist?" fragte Dominik. "Du siehst unfroh aus. Brauchst du einen Therapeuten? Oder einen Anwalt?" Ein typischer Dominik-Scherz.

"Worum geht es?", sagte er dann, bevor ich eine Antwort herausbrachte, diesmal fast vorwurfsvoll. "Um deinen Bericht oder Schlimmeres?"

Ich dachte nicht, ich hätte ihn des Berichts wegen angerufen, und trotzdem hörte ich mich sagen: "Um den Bericht."

Er sah mich irritiert an. "Immer noch dein Sorgenkind?" Und als ich nichts antwortete: "Du kommst doch inzwischen selbst in dem Bericht vor. Hoffe ich. Oder versuchst du noch immer, deine Person herauszuhalten?"

"Es gelingt nicht mehr", sagte ich.

Wieder sein nachdenklicher, prüfender Blick. "Aber mich hältst du doch heraus?"

Ich sagte nichts. In diesem Moment war mir klar, wie sehr ich schon auf sein Einverständnis mit dem Bericht angewiesen war. Auch er hat natürlich ein Recht auf Anonymität, und seine Sorge darum wäre nicht weniger begründet als meine. Aber die Zeit, um sein Einverständnis zu ringen, wird noch kommen, dachte ich. Dann schließlich sagte ich: "Ich wollte dich etwas anderes fragen.."

Ein Ablenkungsmanöver natürlich, ein durchsichtiges, das wusste ich, aber Dominik widersprach nicht. Was ich eigentlich fragen wollte, sagte ich, das habe mit Politik zu tun, genauer gesagt, mit Wahlen. Er habe sich ja zum Nichtwählen bekannt, und er solle es mir noch einmal genauer erklären.

Seine Antwort kam viel gelöster, als ich erwartet hatte.

"Wenn es sein muss", sagte er und sah mich dabei erwartungsvoll an.

"Du scheinst Leute, die noch wählen, nicht mehr ganz ernst zu nehmen."

"Und du nimmst die Nichtwähler noch immer nicht ernst genug", sagte er. "Das ist ein Denkfehler. Nichtwählen ist kein Irrweg, es ist ein Ausweg."

"Ausweg woraus?"

"Aus der Oberflächlichkeit. Was war es denn, das einem wie I. den Lebensmut nahm? Er hatte die Oberflächlichkeit durchschaut. Erst kam das Gefühl von Oberflächlichkeit, dann der Sinnlosigkeit, dann Trübsinn, dann Verzweiflung."

"Aber was hat das mit dem Nichtwählen zu tun?"

"So kann es nicht nur Politikern gehen, sondern auch Wählern. Und davor schützt sie nur das Nichtwählen. Vor der Oberflächlichkeit und Schlimmerem. Hatten wir das nicht schon?"

"Kann sein. Aber ist Nichtwählen nicht immer noch das Oberflächlichste von allem?"

"Nein. Man ist Nichtwähler, weil man die Oberflächlichkeit nicht mehr aushält. Das Seltsame ist eigentlich, dass die meisten Menschen es noch aushalten. Du ja auch noch."

Dabei zog er kurz den Kopf ein, als wollte er sich dafür entschuldigen.

"Ich habe es dir ja schon gesagt: Ich bin Noch-Wähler. Wer weiß, wie lange noch."

"Gut so."

Einen Moment glaubte ich, das Thema sei beendet, dann kam er noch einmal in Fahrt. "Als Wähler soll man über die gesamte Politik auf einmal abstimmen. Was für eine Zumutung! In unseren Berufen müssen wir uns immer mehr spezialisieren, aber als Wähler müssen wir noch so tun, als verstünden wir die Politik als ganze. Unfassbar."

"Ja, aber was folgt daraus?", fragte ich.

"Wir sollten uns vielleicht fragen, was dieser K. dazu sagen würde", erwiderte er.

"Vielleicht würde auch er sagen, dass man als Wähler überfordert ist. So ähnlich könnten es, denke ich, auch der Staatsmann und E. sagen."

"Richtig. Und genau deswegen wähle ich nicht. Nur wer nicht versteht, wie wenig er versteht, der geht noch wählen."

"Aber bei deiner Intelligenz könntest du doch ziemlich viel davon verstehen."

"Wenn ich nicht intellektuell überfordert wäre, dann wäre ich es zumindest zeitlich. Ein verständiger Wähler zu sein, das wäre mehr als ein Vollzeitjob."

"Du übertreibst."

"Nein, im Gegenteil. Für die Rolle als Wähler ist die menschliche Intelligenz einfach zu schwach. Von Kommunalwahlen abgesehen"

"Ist das wirklich dein Ernst?"

"Ja."

Er stand auf. "Ich will nach Hause", sagte er. "Es ist viel zu spät für solche Gedanken."

Natürlich hatte er Recht mit allem. Man kann als Wähler nur über einen ganz kleinen Bruchteil dessen Bescheid wissen, worüber man mit seiner Stimme mitentscheidet. Vielleicht war es schon immer so, und vielleicht waren insofern demokratische Wahlen, wie wir sie kennen, von Anfang ein Notbehelf. Jetzt erst wurde mir klar, dass genau darauf auch die Gedanken von E. und K. hinausliefen. Zeit haben wie früher Teile des Adels, außerordentlich klug sein und keine geistige Anstrengung scheuen, das wäre das Mindeste, um als Wähler wenigstens über ein paar politische Fragen halbwegs kompetent urteilen zu können.

"Aber", sagte ich etwas trotzig, "wir wollen doch nicht zurück zu vordemokratischen Zuständen."

"Klar", sagte Dominik. "Wir wollen keinen Rückschritt, wir wollen Fortschritt."

Jetzt stand auch ich auf. "Schade", sagte ich noch, "dass wir jetzt nicht E. oder K. dazu fragen können."

Danach verabredeten wir uns für eine Motorradfahrt. "Am Sonntag", schlug er vor.

"Wenn das Wetter nicht zu schlecht ist", sagte ich.

Er nickte.

Bis Sonntag noch drei Tage. Die Vorfreude auf die Motorradfahrt reicht bei mir meistens für etwa drei Tage.

Dominik XIV

Auch meine Phantasie ist von diesem Bericht schon angesteckt. Vor Kurzem kam mir in den Sinn. Was wäre, wenn eine tödliche Pandemie käme, der die Menschen schutzlos ausgeliefert sind, nicht aber die Menschlinge? Oder wenn es umgekehrt wäre? Wenn eine Pandemie die Menschlinge dahinträfe, aber die Menschen verschonte? Auch Letzteres, so denke ich inzwischen, könnte für die Menschheit bedrohlich werden. Warum? Weil die Menschheit sich selbst existenzielle Probleme schafft, die sie allein nicht lösen kann. Ohne die Hilfe von Menschlingen könnte sie daher zu einer bedrohten Spezies werden. Oder sie könnte im Kampf gegen solche Bedrohung um Generationen zurückgeworfen werden, im Wohlstand, aber auch, was weit schlimmer wäre, in der Zivilisierung.

Solche Gedanken hätte ich noch vor Kurzem als Hirngespinnste abgetan, aber jetzt erscheinen sie mir immer plausibler. Auf längere Sicht zumindest.

Ich traue den Menschen zu – aber nein, so klingt es ja fast, als zählte ich mich nicht dazu –, ich traue *uns* Menschen zu, das für das Überleben unserer Spezies notwendige Wissen zu erwerben. Aber was, wenn dieses Wissen auf zu viele Köpfe und Gruppen verteilt ist, um zu einer Überlebensstrategie für die Menschheit gebündelt zu werden? Wenn es nicht gelingt, aus dem auf viele Gruppen, Individuen und Fachgebiete verteilten Wissen die richtigen politischen Schlüsse zu ziehen und diese dann auch umzusetzen? Wenn Menschheit also für die Analyse der globalen Probleme klug genug wäre, nicht aber für deren politische Lösung?

Wenn ich so denke, dann stelle ich mir vor, wie irgendwann einmal ein späterer Nachfolger von Ben am Niedergang der Menschheit verzweifeln wird. Wie er sich fragt: Hätte man nicht doch versuchen sollen, die Menschen mit Menschlingengen züchterisch zu veredeln? Hätte man die Menschen damit klüger machen können und, vielleicht auch pandemieresistenter, wie es bei Menschlingen möglicherweise der

hat gelöscht: ... Vor Kurzem kam mir in den Sinn: und mir kommen manchmal merkwürdige Dinge in den Sinn. Vor Kurzem dachte ich: ... Was wäre, wenn eine tödliche käme, der die Menschen schutzlos ausgeliefert sind, nicht aber die Menschlinge? Oder wenn es umgekehrt wäre? Wenn eine Pandemie die Menschlinge dahinträfe, aber die Menschen verschonte? Auch Letzteres das ... so denke ich inzwischen, könnte ... für die Menschheit bedrohlich werden. Warum? Weil die Menschheit sich selbst Spätestens dann, wenn die Menschheit sich ... existenzielle Probleme schafft, geschaffen hat, ... sie allein ohne fremde Hilfe nicht mehr ... lösen kann. Nicht irgendwelche Probleme, sondern existenzbedrohende ... Dann könnte die Menschheit auf Menschlinge oder Ihresgleichen angewiesen sein. Dann könnte sie ohne ... hne die Hilfe von Menschlingen könnte sie daher zu einer bedrohten Spezies werden, zu großen Teilen zumindest ... Oder sie Oder sie ... önnnte im Kampf gegen solche Bedrohung in ihrer Zivilisierung

hat gelöscht: ... olche Gedanken hätte ich noch vor Kurzem als Hirngespinnste abgetan, aber jetzt mittlerweile erscheinen sie mir immer plausibler. naheliegend.

hat gelöscht: schon ... als zählte ich mich nicht dazu –, ich traue *uns* Menschen zu, das für das Überleben unserer Spezies notwendige Wissen zu erwerben. sammeln, das für das Überleben unserer Spezies notwendig ist. ...ber was, wenn dieses Wissen so breit gestreut ist, ... auf zu so ... iele Köpfe und Gruppen verteilt ist also ... um dass es nicht gelingt, es ... u einer wirksamen ...berlebensstrategie für die Menschheit gebündelt zu werden zu bündeln ... Zu einer Strategie zum Nutzen der Menschheit also? ... enn es nicht gelingt, also keine politischen Institutionen und keine politischen Köpfe gibt, ... us dies ... m auf breit gestreuten, über ... iele Gruppen, Individuen und Fachgebiete Disziplinen, Organisationen und Individuen ... erteilten Wissen die richtigen politischen Schlüsse zu ziehen **und** diese dann sie ... uch politisch ... mzusetzendurchzusetzen Wenn die ... enschheit en ... Iso für die Analyse der globalen Probleme klug genug wäre, nicht aber für deren politische Lösung an sich klug genug wären, die großen Bedrohungen zu durchschauen, aber nicht klug genug, solche Einsichten auch politisch zur Geltung zu bringen

hat gelöscht: en ... späterem ... Nachfolger von Wiedergänger von ... en vor, der ... m Niedergang der Menschheit verzweifeln wird. t ... ie er Der ... ich fragt ... Hätte man nicht doch versuchen sollen, die en ... enschen mit Menschlingengen züchterisch zu veredeln? Hätte man die Menschen damit Nicht nur, um sie ... lüger zu ... achen können und , ... vielleicht auch sondern auch, um sie so pandemieresistenter zu machen ... wie es bei die Menschlingen es ...

Fall ist? Und hätten Menschen nicht auch gezielt Menschlinge weiterzüchten und vermehren sollen, um sie dann zunehmend als Denktiere in ihren Dienst zu stellen?

Ich weiß, es ist peinlich, solche Gedanken zu offenbaren, aber in einem anonymen Bericht wie diesem muss ich mich dessen ja nicht schämen.

hat gelöscht: oder hoffentlich sind

hat gelöscht:

hat gelöscht: sie

hat gelöscht: in immer größerer Zahl

hat gelöscht: als die eigenen

hat gelöscht: kann ich es tun. Ich

59 Hester

E. ist tot. Ich weiß von den Umständen, aber mit dem Notar bin ich einig, dass nichts davon in seinem Bericht erwähnt werden soll. Nur so viel: Es war ein friedliches Sterben.

Ich hatte mir so sehr gewünscht, ihm noch ein paar wichtige Fragen zu stellen, die vielleicht nur er hätte beantworten können. Nach dem Treffen mit Ben sind noch mehr solche Fragen hinzugekommen.

Einen kleinen Trost gibt es immerhin. E. hat mir in seinen letzten Tagen einen Brief geschrieben. Der Notar meinte, ich solle diesen Brief als einen Abschluss betrachten, aber das ist er nicht. Eine Art Schlusswort mag er sein, aber ein Schluss ist er nicht. Auf jeden Fall hat der Brief, so sieht es auch der Notar, einen Platz in dem Bericht verdient. "Aber lass das allzu Persönliche heraus", sagte er, im Bericht solle es doch nur um unsere gemeinsame Sache gehen. Daran will ich mich halten. Deswegen von E.s Brief hier nur das Folgende:

...Ich glaube, wir haben uns in unseren Gesprächen weit vorgewagt. Ohne dich hätte ich mich nicht so weit getraut. Jeder andere hätte viel mehr Einwände gehabt, und das hätte mich unnötig aufgehalten.

Auch gegen das, worüber wir uns einig waren, sind natürlich viele Einwände denkbar. Aber alle diese Einwände hätten etwas gemeinsam, nämlich die Anhänglichkeit an das Bestehende. Das aber ist in der Politik wäre auch eine Anhänglichkeit an alte Grundübel. Wir haben zusammen versucht, uns gegen dieses Virus der Anhänglichkeit möglichst immun zu machen. Für dich war dies leichter, schon weil du jünger bist. Sicher, auch du hattest natürlich manche Vorurteile, auch wenn du sie geschickt verbergen konntest. Aber wie du mir oft geholfen, nicht in altes Denken zurückzufallen, so konnte ich dir vielleicht helfen, deine Phantasie freier zu nutzen. Es waren Dialoge auf Gegenseitigkeit.

Dieses Wenige solle genügen, so der Notar. Es ist kein anrührender, wie ich es mir gewünscht hatte, aber vielleicht ein würdiger Nachtrag. Der Bericht ist eben das eine, meine Erinnerungen an E. sind das andere.

E.s Tod hat mich tief berührt, und doch, sagt der Notar, dürfe die Trauer mich nicht sprachlos machen, auch nicht in seinem Bericht. Er will, dass ich wenigstens noch eine allerletzte Notiz schreibe. Es werde mir helfen, sagte er, die Gedanken von E., auch die noch unfertigen, noch einmal gebührend zu würdigen.

Bei unserem letzten Zusammentreffen sprach der Notar viel über K. Vielleicht hat er im Nachhinein doch bedauert, mir von K. so lange nichts erzählt zu haben. Was ich jetzt über ihn, hat mehr als Neugier in mir geweckt. Soll ich es Sehnsucht nennen? Sehnsüchte gehörten nicht in seinen Bericht, mahnte der Notar einmal mehr, aber man kann seinen Gefühlen nichts befehlen.

Ich wünsche mir nicht, wie K. zu sein. Kein Mensch könnte sich ernstlich wünschen, etwas anderes zu sein als ein Mensch. Überflüssig, das überhaupt zu sagen. Ich will nur ein möglichst guter Mensch sein und anderen möglichst wenig schaden. Das aber – so ähnlich würde K. es wohl sagen – macht die menschliche Instinktausstattung den Menschen sehr schwer.

In Einem bin ich mir ganz sicher: Einen K. hätte E. manchmal gern an seiner Seite gehabt. Nicht in seinem früheren Leben als Politiker natürlich, aber später. Einen Menschling bei sich zu haben, der ihm allzu anstrengendes Denken abnimmt, das wäre auch für E. ein Traum gewesen.

Trotzdem versuche ich, in Gedanken zu K. Distanz zu halten. Die Welt menschlicher Gedanken und Gefühle hat, bei all ihrer Beschränktheit, ja auch ihr Gutes. Eine andere werden wir nicht bekommen. Richten wir uns ein in dieser bescheidenen Welt, hätte E. geraten, und dem folge ich.

Wenn ich Ben wieder einmal träfe, dann würde ich ihm raten, dass er das vom Menschsein nicht zu viel versäumt aus lauter Fürsorge für K. und die anderen Menschlinge.

60 Notar

Dominik und ich fuhren auf Landstraßen. Zum Glück nicht Autobahn, wer weiß, was dann passiert wäre. Ich sah, wie vor uns ein Auto schlingerte, sah zu Dominik hin, wollte ihm etwas zurufen, spürte, wie nun auch wir schlingerten, wie er gegensteuerte, dann drehten wir uns, schlitterten seitwärts, dann eine schmale Böschung hinunter. Kein Graben zum Glück, kein Zaun, nur über Gras, wir pflügten eine tiefe Spur in weiche Erde, dann kippten wir. Dominik lag halb unter der Maschine, ich hing im aufragenden Beiwagen, der Motor lief, eine endlose Schrecksekunde, dann befreite ich mich, half Dominik, sich zu befreien, dann saßen wir beide im Gras und befühlten unsere Körper. Beide im Schock, beide mit Prellungen, die noch nicht schmerzten. Ohne ein Wort zu sagen, nahm Dominik sein Handy und wählte den Notruf.

Dominik hatte Knochenabsplitterungen am Knie, ich am Knöchel, beide eine leichte Gehirnerschütterung. Der Unfallarzt meinte, wir hätten unfassbares Glück gehabt.

Schädelbruch, Querschnittslähmung, Genickbruch, so endeten die meisten solcher Unfälle, und wären wir etwas schneller gefahren, wäre es auch uns so ergangen. Motorrad mit Beiwagen, Gefährlicheres gebe es kaum.

Es ist jetzt Wochen her, und es fühlt sich an, als würde Unbeschwertheit nie wiederkommen. Aber Dominik redet anders. Wenn schon nicht mehr unbeschwert, sagt er, dann eben nachdenklicher, vorsichtiger, das schade ja nicht, aber fahren würden wir doch wieder wollen. Ich gab keine Antwort.

In den letzten Tagen dachte ich wieder an I., den Ikarus. Auch ihm war die Unbeschwertheit verlorengegangen. Klar, er war Politiker, und da ist es kein Wunder. Aber könnte es auch einem Notar passieren? Kann auch ein Notar am Sinn seines Alltags, seiner Routinen, seines Berufslebens zweifeln? Plötzlich stellt man sich solche Fragen. Warum bin ich Notar? Warum mache ich solche Verträge? Nein, nichts hat sich wirklich verändert außer mir selbst.

Werde ich je wieder Motorrad fahren? Und wenn, werde ich mit Dominik fahren oder ohne ihn? Inzwischen glaube auch ich, dass ich es wieder tun werde. Schließlich hat keiner von uns sich ernsthaft verletzt.

Dass E. tot ist, hatte ich längst erfahren, als Hester mit der Nachricht zu mir kam. Sie war nicht angemeldet, aber sie wünschte sich, das sah ich sofort, dass ich mir Zeit für sie nehme. In diesem Moment war Hester wichtiger als alle Notarsarbeit.

Als sie E.s Brief auf den Tisch legte, wusste ich gleich, worum es ging. Ich sah es an ihrem Gesicht. Wir warteten beide, dass einer von uns das Wort ergriff, dann sagte ich: "E. ist tot."

"Ja", sagte sie.

"Aber wir haben ja noch einander."

"Wer ist wir?", fragte sie.

"Du und ich und Ben." Und nach einer Pause: "Und wir, Ben und du und ich, wir haben ja noch den K."

Bisher war Hester, wenn wir uns trafen, noch nie um ein Wort verlegen gewesen, jetzt war sie es. Ich spürte, wie nah sie den Tränen war. Auch ich hätte um E. weinen mögen, aber jetzt sollte die Traurigkeit nicht auch mir die Sprache verschlagen. Nach einer Weile sagte ich: "Dann machen wir doch einfach Schluss mit unseren Aufzeichnungen. E.s Tod ist ein guter Anlass dafür. Er war unser großer Zeitzeuge, und dank ihm wissen wir auch, dass die Gedanken eines K. nicht von einer ganz fremden Welt sind."

Solche und ähnliche Dinge sagte ich, und dann ausgerechnet dies: "Jetzt, wo E. tot ist, wird die Sache mit K. noch wichtiger."

Ben hätte mich dafür mit einem strengen Blick gestraft. Nun tat es Hester. "Noch wichtiger als was?" fragte sie.

Als die Sache mit E.? hätte sie weiterfragen können, und ich wäre beschämt gewesen. 'Die Sache mit K.', das hätte ich natürlich nicht sagen sollen. Es versagte K. menschliche Würde und damit unausgesprochen auch E. Ich hatte die falschen Worte gewählt, keine Worte der Trauer und des Trostes.

Nein, sagte ich dann, es gehe natürlich nicht um eine Sache, aber ich sei ja nun einmal Notar, und als Notar befasse man sich meistens mit dinglichen Fragen, mit Verkaufen und Kaufen, Rechte sichern und löschen, Vereine gründen und auflösen, Dinge vererben und erben und so weiter, daher formulierte ich meistens sehr sachlich.

Schließlich nahm ich E.s Brief und das Blatt mit ihren Aufzeichnungen, warf einen respektvollen Blick darauf und legte sie dann mit einer behutsamen Geste in eine vor mir liegende Mappe. Dann legte ich beide Hände darauf, wie um einen Schatz zu hüten. Wortlos hatten wir einander schließlich doch verstanden.

Für Hester ist E. durch seinen Tod fast verklärt. Ich nehme seinen Tod in der Tat nüchterner. Als Notar bin ich gewohnt, Todesfälle so nüchtern zu sehen, wie die Nahestehenden erst sehr viel später. Ich bejahe den Tod als natürliches Ereignis. Trauer über den Tod und Bejahung des Todes, das passt sehr wohl zusammen. Alles andere wäre eine Auflehnung gegen Unvermeidliches und Natürliches.

Nüchtern gesehen, wird E.s Tod für Hester auch eine Befreiung sein. Ein Mensch wie E. kann, so sehr er anderen die Augen öffnen konnte, eben auch einschüchtern. Insofern ist der Tod der Alten früher oder später eine Befreiung der Jüngeren. Es ist natürlich nicht immer so. Nicht alle Jüngeren wollen auf diese Weise befreit werden. Vielen erscheint es leichter, sich an ein geistiges Erbe Verstorbener zu klammern, und E. hinterlässt ein solches Erbe. Aber E. hat seine Rolle zu Ende gespielt, und andere werden daran anknüpfen. Hoffentlich.

61 Notar

Ja, eine Zeitlang hatte ich wirklich geglaubt, ich könne den Tod von E. so nüchtern sehen, aber noch gelingt es nicht. Auch ich frage mich nun, was ich von E. noch erhofft hatte. Im Stillen hatte ich wohl gehofft, dass E. und K. irgendwann doch zusammenfinden würden, auch wenn ich keine Vorstellung hatte, wie die beiden sich hätten verständigen können. Das Protokoll einer Begegnung von E. und K. hätte die Krönung des Berichts werden können.

Der Wunsch, E. und K. würden Gedanken austauschen, übereinander staunen, einander beflügeln und zu neuen Gedanken anspornen, gehört natürlich nicht in einen nüchternen Bericht. Aber gerade jetzt, wo E.s Tod eine solche Begegnung endgültig unmöglich gemacht hat, werde ich den Gedanken daran nicht los.

Natürlich hätten die beiden schon deswegen nie miteinander reden können, weil außer Ben kein Mensch K.s Sprache versteht. K. hätte wohl E. verstanden, aber nicht

umgekehrt. Es hätte zumindest eines menschlichen Dolmetschers bedurft. Dafür wäre nur Ben in Frage gekommen, aber der hätte es nicht gewollt.

Jetzt, dachte ich dann, wo ein reales Zusammentreffen der beiden nicht mehr möglich ist, könnten stattdessen nicht E. und K. virtuell zu einem Dialog zusammengeführt werden? Zu einem fiktiven Dialog, wie er auch in der Realität vorstellbar wäre?

Ich selbst habe dann dieses Denkeperiment durchgeführt, also E. und K. virtuell zueinander gebracht. Dabei kam ich mir vor wie ein Wissenschaftler, der zwei Probanden im Labor zusammengeführt, um ihr Verhalten, ihre Reflexe, ihre Gefühls- und ihre Verstandesäußerungen zu beobachten. Ich habe davon die folgende verkürzte Niederschrift angefertigt. Man möge es mir nachsehen, wenn es zu notariell klingt.

E.: Um ehrlich zu sein, lieber K., dass jemand, der ganz und gar nicht wie ein Mensch aussieht, womöglich doch ganz menschlich ist, daran muss ich mich erst gewöhnen.

K.: Du meinst, ich bin ganz menschlich? Nein, so einfach ist es nicht.

E.: Ich hatte es aber so verstanden. Ich hatte gedacht, einen Menschen zu treffen, der nur äußerlich kein Mensch ist.

K.: Das stimmt so nicht. Aber wenn ein Mensch mich erst einmal dafür hält, stört mich das nicht.

E.: Jetzt kommunizieren wir tatsächlich schon miteinander, als wärest du ein Mensch. Soll ich so tun, als wäre das ganz normal?

K.: Ja, wir wollen ein möglichst normales Gespräch führen.

E.: Soll ich anfangen?. Soll ich zuerst etwas über mich sagen? Ich weiß aber nicht, wie viel dieser Ben schon über mich erzählt hat.

K.: Ich weiß ziemlich viel über dich und auch über Hester. Auch über eure Gespräche weiß ich Bescheid.

E.: Gut, dann können wir doch gleich zur Sache kommen. Du weißt, warum wir hier zusammen sind?

K.: Wahrscheinlich, weil du Politiker bist. Nein, warst.

E.: Mir wurde gesagt, dass du dir viele Gedanken über menschliche Politik machst.

K.: Ich habe mit Ben viel darüber gesprochen. Dabei schien mir, dass Menschen mit dem Thema etwas überfordert sind. Aber das kann ich einem Menschen schwer erklären.

E.: Na gut, dann sage ich etwas dazu. Ich fange mal so an: Ich bin Politiker geworden, weil ich der Demokratie dienen wollte...

K.: So ähnlich würde das wahrscheinlich jeder sagen.

E.: Ja, aber dann erschien das auch mir immer ungenügender. Alle, die bei uns Politik machen, nennen sich Demokraten. Aber das bedeutet noch längst nicht, dass auch gute Politik dabei herauskommt.

K.: Von Ben weiß ich, dass tatsächlich immer mehr Menschen von der Demokratie enttäuscht sind.

E.: Ja. Und das ist natürlich schlimm.

K.: Wirklich? Hat das nicht auch etwas Positives? Menschen, die enttäuscht sind, sind eher bereit, etwas Neues zu wagen. Und mir scheint, in eurer Politik müsste viel Neues gewagt werden.

E.: Darüber habe ich mit Hester lange Gespräche geführt.

K.: Und wie weit seid ihr dabei gekommen?

E.: Früher war ziemlich klar, wofür man sich als Demokrat einsetzen musste. Vor allem natürlich für mehr Freiheit, mehr Gerechtigkeit, mehr Frieden und mehr

Sicherheit. Aber so einfach ist es längst nicht mehr. Es ist ein neues Problem hinzugekommen. Ein sehr großes.

K.: Welches?

E.: Nennen wir es die Angst vor der politischen Inkompetenz. Vor der politischen Überforderung. Es könnte sein, dass die heutigen Staatsaufgaben die Menschen überfordern. Vor allem natürlich die Politiker.

K.: Was meinst du konkret? Welchen Aufgaben sind Politiker nicht gewachsen?

E.: Ich, glaube, du weißt es selbst. Klimapolitik zum Beispiel. Pandemievorsorge. Friedenspolitik. Der schleichende dritte Weltkrieg. Oder Vorbeugung gegen den politischen Hass, der immer wieder sein Unwesen treibt. Deswegen kommt Politik immer mehr Menschen so orientierungslos vor. Sie scheint keinen Sinn mehr zu ergeben.

K.: Was meinst du mit "schleichendem drittem Weltkrieg"?

E.: Die vielen kleineren Kriege, die die Welt seit dem Zweiten Weltkrieg heimsuchen. Meistens Kriege um umstrittene Staatsgrenzen.

K.: Glaubst, du warst auch selbst als Politiker überfordert?

E.: Ich fühlte mich nicht überfordert. Aber heute weiß ich: Ich war es. Am Ende war auch ich überfordert.

K.: Und die Anderen?

E.: Die ahnen davon noch nichts.

K.: Alle?

E.: Fast alle.

K.: Dass alle so überfordert sind, ist das trotz der Demokratie so, oder könnte es auch wegen der Demokratie sein?

E.: Wegen der Demokratie? Wir sollten die Demokratie nicht schlechter reden als nötig. Sie war ein Fortschritt für die Menschheit.

K.: Ein kleiner.

E.: Das weiß ich inzwischen auch. Aber was folgt denn daraus? Vor allzu großen politischen Veränderungen sollten man trotzdem auf der Hut sein.

K.: Warum?

E.: Weil Menschen damit schlimme Erfahrungen gemacht haben. Revolutionen sind in der menschlichen Geschichte selten glimpflich verlaufen.

K.: Soll deswegen alles bleiben, wie es ist?

E.: Natürlich nicht. Aber niemand will doch Veränderungen riskieren, wonach es womöglich schlechter statt besser würde.

K.: Natürlich nicht. Aber würden Menschen sich auf Neues einlassen, z.B. auf einen neuen Staat, wenn sie notfalls ihren alten Staat ohne große Umstände wiederhaben könnten? Täten sie sich sicher leichter mit großen Veränderungen?

E.: Eine Revolution auf Widerruf? Auf Bewährung, sozusagen? Wenn so etwas möglich wäre, dann ginge es wahrscheinlich schneller voran.

K.: Aber was, wenn die Mehrheit sogar für Neuerungen auf Widerruf zu bequem ist? Vor allem für Neuerungen, die sich erst langfristig auszahlen, für nachfolgende Generationen? Was dann?

E.: Wenn die Mehrheit es nicht will, dann geht es nicht. So ist es nun einmal in der Demokratie.

K.: Dann entscheiden in der Demokratie gegenwärtige Mehrheiten über das Wohl nachfolgender Generationen. Deren Mehrheitsinteressen zählen insofern nicht.

E.: So habe ich es noch nicht betrachtet, aber es ist Wahres daran.

K.: Und niemand findet das anstößig? Niemand findet solche Art Demokratie anstößig?

E.: Die Demokratie ist natürlich nicht perfekt. Sie ist kein Allheilmittel.

K.: Und damit findet ihr euch ab? Mit einem System, das nachfolgende Generationen systematisch benachteiligt?

E.: Ich habe selbst schon einmal überlegt, ob die Lebenden nicht Gesetze beschließen könnten, die erst für nachfolgende Generationen gültig werden. Davon wären dann die Interessen der gegenwärtigen Wähler gar nicht berührt. Die gegenwärtige Mehrheit hätte dann kein Interesse, sich dem Neuen zu verweigern.

K.: Hast du ein Beispiel?

E.: Man könnte zum Beispiel ein bedingungsloses Grundeinkommen für künftige Generationen einführen. Die gegenwärtigen Generationen würden ihr Leben dann nach den Regeln des alten Sozialstaats zu Ende leben.

K.: Das, mein lieber E., ist ein Gedanke, wie ich ihn mir von Menschen erhofft habe. So ließen sich Mängel eurer Demokratie tatsächlich überwinden.

Und nach einer längeren Pause sagte K.: *Es wäre zumindest ein Anfang.*

E. war eingeschüchtert. Er war sicher gewesen, einen wegweisenden Gedanken formuliert zu haben, aber für K. war das nicht mehr als Anfang. Er wollte K. fragen, ob er diesen Gedanken schon weitergedacht habe, aber K. wehrte ab. Stattdessen sagte er:

Eure Demokratie hat ja noch einige andere Konstruktionsfehler.

E.: Welche meinst du?

K.: Ich glaube, das führt jetzt zu weit. Das würde wohl auch zu theoretisch.

E.: Versuch es doch einfach mal.

K.: In der Demokratie geben die Interessen der Mehrheit den Ausschlag. Der Mehrheit der Wähler im eigenen Land. Aber davon sind oft auch andere Länder betroffen. Die Mehrheit in einem Land kann also der Mehrheit in einem anderen nach Belieben schaden. Zum Beispiel mit ökonomischen und militärischen Mitteln. Daran ändert sich durch die Demokratie gar nichts. Auch in der Praxis.

E.: Es gibt nun einmal keine ideale Staatsform. Das sind Unvollkommenheiten, mit denen man sich abfinden muss.

K.: Unvollkommenheiten nennst du das? Es kann zu Katastrophen führen. Und tut es auch.

E.: Eine Welt ohne politische Katastrophen, das ist doch Illusion.

K.: Ist das so? Ja, das kann sein. Wahrscheinlich hast du Recht. Politischen Katastrophen vorzubeugen, das könnte die Menschen überfordern.

E. war sprachlos. Er sah eine Tiergestalt vor sich, und diese Gestalt sprach über Menschen, also auch über ihn, mit einer kaum verhohlenen Herablassung. Er war drauf und dran, seinem Unmut freien Lauf zu lassen, aber K. kam ihm zuvor:

Und übrigens: Eure Demokratie hat noch einen großen Konstruktionsfehler.

E.: Da bin ich gespannt.

K.: Jede Wählerstimme hat das gleiche Gewicht. Ich weiß, dafür gibt es gute Gründe. Aber ethisch gesehen ist es ein Fehler.

E.: Rein theoretisch vielleicht.

K.: Nein, auch praktisch. Eine knappe Mehrheit kann etwas entscheiden, was ihr einen kleinen Vorteil bringt, aber einer Minderheit umso mehr schadet. Das ist moralisch nicht zu rechtfertigen. Es kann zu moralischen Desastern führen.

E.: Aber ließe sich das denn ändern?

K.: Das wäre eigentlich ganz einfach. Die Stimmen derer, die unter einer Entscheidung am meisten leiden, müssten das größte Gewicht bekommen.

E. lächelte. Er glaubte, K. bei einem Denkfehler erwischt zu haben.

"Aber wer", sagte er in gönnerhaftem Ton, "soll entscheiden, wessen Stimme welches Gewicht hat? Das könnte doch wieder nur die Mehrheit tun, und die würde darüber in ihrem Sinne entscheiden." Dabei sah er selbstsicher von oben auf K. herab.

So leicht, sagte er dann, lasse sich gegen die Demokratie eben doch nicht argumentieren.

"Du meinst, gegen die menschliche Demokratie", sagte K. "Wie sie bisher war."

Er gab ein kurzes tierisches Räuspern von sich, dann hielt er abrupt inne und wandte den Kopf ab, als sei weiteres Argumentieren zwecklos.

"Tut mir leid", sagte er schließlich, "ich wollte dich nicht provozieren. Aber manchmal kann ich eben – so sagt man es doch unter Menschen? – nicht aus meiner Haut. Ich will es auch nicht."

Ich weiß natürlich, dass dieser von mir erdachte Dialog E. und erst recht K. nicht gerecht wird, aber Besseres bringe ich nicht zustande. Ich hatte gedacht, ich müsse hier E., den Ex-Politiker, als den Wortmächtigeren erscheinen lassen und K. als den, der sich kürzer und präziser fasst. In Bens Protokollen hat K. sich immer strikt auf das Wesentliche konzentriert. Aber das ist mir in diesem fiktiven Dialog natürlich nicht ebenso gut gelungen.

Nach K.s Maßstäben könnte wohl auch dieser Bericht viel kürzer sein, aber er ist für Menschen gedacht, die es mit der weitschweifigen menschlichen Sprache zu tun haben.

Ich habe inzwischen einige Zeit verstreichen lassen und mir dann den obigen Dialog noch einmal durchgelesen. Obwohl er meiner eigenen Phantasie entsprungen ist, waren E. und K. darin drauf und dran, das demokratische Prinzip in Frage zu stellen. Oder sie hatten es schon getan, und sie waren drauf und dran, seine Fehler aufzudecken. Zuerst war ich erschrocken. Aber je länger ich darüber nachdachte, desto selbstverständlicher wurde der Gedanke, dass das Mehrheitsprinzip ein Notbehelf ist. Ein kleiner Fortschritt in der holprigen Geschichte politischen Denkens, mehr nicht.

Es gäbe gute Gründe, dieses fiktive Protokoll mit diesem Gedanken zu beenden, aber die Dialoge zwischen K. und E. setzen sich in meiner Phantasie fort, ob ich es will oder nicht. In meinen Gedanken treffen die beiden immer wieder zusammen, und dabei stellt der verstorbene E. dem lebenden K. auch Fragen, die Ben ihm bisher nicht gestellt hat. Ich mache mir davon Notizen, aber im Nachhinein bin dann fast immer enttäuscht. Meine Phantasie reicht eben nicht an das heran, was K. und E. selbst zuwege gebracht hätten.

Einen kurzen fiktiven Wortwechsel zwischen den beiden will ich trotzdem noch nachtragen. Ich hätte mir einen solchen Wortwechsel nicht ausdenken können, hätte Ben nicht versucht, mich über das menschliche Denkorgan aufzuklären. Das menschliche Gehirn sei ein Organ, wie z.B. Herz oder Lunge es sind, erklärte er mir, nur eben komplizierter, es lasse sich trainieren wie andere Organe und passe sich auch veränderten Lebensweisen an, aber nur geringfügig. Das Denken, erklärte er weiter, sei natürlich nur eine von vielen Funktionen des Gehirns. Dessen Denkkapazität sei zwar beachtlich im Vergleich zu anderen lebenden Gattungen, sie sei im Lauf der Menschheitsgeschichte vielleicht auch etwas gewachsen, aber ob diese Denkkapazität mit den wachsenden Anforderungen dieser Welt Schritt halte, das sei eine andere Frage. Das sind sicher keine ungewöhnlichen Gedanken für einen Evolutionsbiologen, aber vielleicht muss selbst Ben in solchen Gedanken von K.

bestärkt werden, damit er sie für selbstverständlich nimmt. Umso mehr gilt das natürlich für E.

K.: Ist es dir sehr schwergefallen, anders zu denken als deine früheren Politikerkollegen?

E.: Es fällt mir noch immer schwer.

K.: Ja. das menschliche Gehirn tut sich offenbar schwer mit dem Umdenken.

E.: Wirklich? Die Geschichte der Menschheit ist doch auch eine Geschichte gedanklicher Neuerungen.

K.: Aber offenbar auch eine Geschichte des Nichtwahrhabenwollens. Spürst du nicht auch eine gewisse Angst vor dem Neuen.

E.: Die habe ich immer gespürt.

K. Du bist eben ein Mensch.

E.: Manchmal habe ich aber auch Dinge gedacht, die anderen Menschen Angst machen könnten.

K.: Dann ist bei dir die Angst vor dem Neuem nicht ganz so stark wie bei vielen anderen. Ich glaube, die meisten Menschen öffnen sich für ungewohnte Gedanken nur, wenn starke Gefühle hinzukommen.

E.: Du meinst, was die Menschen nicht auch emotional berührt, das geht nicht in ihren Verstand?

K.: Genau. Das Verstehen allein genügt nicht. Der neue Gedanke muss von einem starken Gefühl unterstützt sein, um sich im menschlichen Gehirn einzunisten.

E.: Welche Art Gefühle meinst du?

K.: Zorn? Angst? Sorge? Not? Hass? Begeisterung? Bewunderung?

E.: Bewunderung für wen?

K.: Zum Beispiel charismatische Vorbilder oder Märtyrer.

E.: In meinem Alter wünsche ich mir all solche Gefühle nicht mehr. Keinen Zorn, keine Not, keine Angst, und bewundern will ich auch niemanden mehr. Aber ich als alter Mann muss ja hoffentlich nicht mehr groß umdenken.

K.: Du vielleicht nicht. Aber ich würde den Menschen wünschen, dass sie umdenken lernen, ohne dass große Gefühle ihnen dabei helfen. Es könnte für die Menschheit eine Überlebensfrage sein.

62 Notar

Eigentlich sollte ich in diesem Bericht nicht mehrmals hintereinander zu Wort kommen, aber nun tue ich es doch. Dominik hätte sicher nichts dagegen. Also protokolliere ich hier noch einen eigenen Einfall, bevor Ben dann wieder zu Wort kommt.

Ich hatte seit langem das Gefühl, dass ich mich in Acht nehmen muss vor Verwandlungen. Bisher ist es mir gelungen. Es gelingt mir, solange ich mich beherrsche und mich selbst beobachte. Aber im Traum beherrscht man sich nicht. Ich hatte einen Traum, in dem ich mich gegen meinen Willen verwandelt habe.

Irgendetwas hatte mich angestrengt. Ich kann nicht genau sagen, was es war, ich weiß nur, dass die Anstrengung nicht körperlich war, eher geistig. Ich sollte eine Aufgabe lösen, aber ich war ihr nicht gewachsen. Ich litt erst geistig, dann auch körperlich, wollte mich befreien, war schweißgebadet. Dann die Verwandlung. Zu Anfang war es nichts Äußerliches, es geschah in meinem Kopf. Ich fühlte mich, ohne jeden Übergang, ohne Vorwarnung, als Menschling in Menschengestalt, und dann, Sekunden später, hatte ich auch einen Menschlingskörper. Nein, dachte ich hastig, ich bleibe doch ich selbst, ich bin doch Mensch, aber es half nicht.

Dann plötzlich war das Leiden vorbei. Menschling zu sein war plötzlich ganz anders. Es war eine Befreiung. Keine Angst mehr, kein Schweiß, nur das triumphale Gefühl, es sei nun endlich vorbei mit dem beengten Menschenleben, vorbei mit den Beschränkungen des menschlichen Geistes.

Aber gleich danach wieder Beklemmung. Auch mein Körper war ja ein Menschlingskörper geworden. Ich fühlte mit meinen Händen – gefühlt waren es noch menschliche Hände, aber sie sahen schon aus wie Hufe – über die Haut, und die Haut war dichtes Fell geworden. Im Geist befreit, aber gefangen in diesem unmenschlichen, handlosen Körper. Dann wachte ich auf, jetzt wirklich schweißgebadet. Ich befühlte mich, um sicher zu sein, dass ich wirklich Mensch geblieben war. Nie war ich darüber so froh gewesen wie in diesem Moment.

Ich erzählte Dominik von dem Traum. Sein einziger Kommentar: "Wundert mich nicht." Und dann sagte er noch: "Aber denk mal darüber nach, ob nicht auch in den Bericht gehört, was der Bericht aus dir macht." J, warum nicht? Dass dieser Bericht nicht so nüchtern enden muss, wie ich ihn begonnen habe, das ist ja ohnehin längst entschieden.

Die Motorradfahrten mit Dominik waren immer Ablenkung gewesen, aber Ablenkung wovon? Natürlich von unserem Juristendasein, aber nicht davon allein. In letzter Zeit hatten die gemeinsamen Fahrten mich auch von dem Bericht abgelenkt. Wären sie nicht gewesen, hätte der Bericht mir immer weniger Ruhe gelassen. Ruhe tat not, auch wenn es die seltsame Ruhe eines Beiwagenfahrers war.

Nach dem Unfall kam es ganz anders. Fast hätte ich mir ein eigenes Motorrad gekauft, dann schließlich habe ich mir eines geliehen. Ich will ausprobieren, was in diesen Zeiten zu mir passt und ob es überhaupt beim Motorradfahren bleiben wird. Ich will die Freiheit, das alles neu zu entscheiden.

Ich bin nur selten selbst Motorrad gefahren. In solchen Dingen war ich immer zaghaft. Ich war nie ein Draufgänger, nie einer, der es genossen hätte, auf einem

röhrenden Motor zu sitzen. Am Motorradfahren reizte mich anderes. Ich mochte das Gefühl der Schnelligkeit und den rauen Fahrtwind, ich mochte es, nicht abhängig von der Körperkraft zu sein wie ein Radfahrer und nicht von Blech umgeben wie Autofahrer. Am liebsten wäre mir ein geräuschloses Motorrad auf leerer, gefahrloser Straße gewesen. Der Beiwagen war immerhin ein Zweitbestes. Nichts ist im Grunde gefährlicher als ein Beiwagen, aber die Gefahr ist wenigstens nicht selbstgemacht. Wenn man dem Fahrer vertraut, wiegt man sich als Beiwagenfahrer in Sicherheit, aber man weiß doch, dass sie trügerisch ist.

Nun fahre ich mein eigenes Motorrad. Ich machte mit Dominik eine Ausfahrt auf bekannter Route. Natürlich fuhr er voraus. Auch er ist kein jungenhafter Draufgänger mehr, zum Glück nicht, aber noch immer ist er draufgängerischer, unerschrockener und auch noch immer unbesorgter als ich, auch nach dem Unfall.

Wir fuhren eine gute Stunde lang, erst Autobahn, dann ein Stück Landstraße in Richtung Meer. Fast nirgendwo kann man mit dem Motorrad auf einer Deichkrone fahren, aber wir kennen ein Stück alten Hinterlanddeich, wo es geht. Die Strecke ist sehr kurz, aber Dominik und ich mögen sie. Wenn es kühl ist oder stürmisch und Regen droht, nehmen wir uns dieses Stück Deich oft zum Ziel, um dann von hier aus zurückzufahren. Dann ist es eine Genugtuung, es geschafft zu haben. Als wir dieses Mal ankamen, Dominik noch immer vor mir, wirkte er erschöpft, aber auch stolz, Wind und Wetter wieder bis hierher getrotzt zu haben.

Er blieb am Ende der Deichstraße stehen, klappte das Visier hoch, entspannt und zufrieden. Wie ein Mannstier nach gewonnenem Revierkampf, dachte ich, oder eben wie ein Mensch, der einen Moment lang nicht denken muss. Er dachte wirklich an nichts, das konnte ich sehen, wie immer in solchen Momenten. Auch ich versuchte, so gut es ging, an nichts zu denken. Es gelingt mir am besten während der Fahrt, aber manchmal auch in solchen Momenten. Ich sah, wie Dominik den Hals reckte, um über den Vordeich möglichst weit zum Meer hinausschauen zu können. Er lächelte zufrieden. Dann drehte er sich um und ließ den Blick über das flache Hinterland schweifen. Soweit das Auge reicht, fast nur Weiden. K. und Seinesgleichen könnten

keinen Deich bauen, dachte ich, einen Deich ersinnen vielleicht, aber ihn nicht bauen. Das immerhin können Menschen. Alles wäre hier überflutet, wenn die menschengemachten Deiche nicht wären.

So standen wir beide da und ließen Wind und Sonne auf uns wirken.

Dann sagte ich laut: "Da irgendwo könnte K. sein, auf einem der Gehöfte. In solcher Umgebung lebt er."

"Aber in solche Welt passt er doch nicht."

In dem Moment schoben sich Wolken vor die Sonne, und der Wind frischte auf. Dominik rief mir etwas zu, aber Böen verwehten die Laute. Er schob das Visier vors Gesicht und schwang sich auf den Sattel. Ich senkte den Kopf, rückte meinen Helm zurecht, und dann schwang auch ich mich aufs Fahrzeug. Statt zu nicken, ließ ich kurz den Motor aufheulen. Er fuhr voran. Mir kam es vor wie eine Abschiedsfahrt. Es ist schön, dachte ich, aber wie lange passt so etwas noch in unser Leben?

63 Ben

Der Notar will, dass der Bericht zu einem Ende kommt. Noch ein oder vielleicht zwei Protokolle, meint er, dann müsse es genug sein. Ich fragte ihn, ob er sich später weitere solche Berichte vorstellen könne, und dazu schüttelt er den Kopf.

Hier also mein nächstes, vielleicht letztes Protokoll.

Dies, lieber K., könnte unser letztes Gespräch sein, von dem ich ein Protokoll schreibe. Der Notar meint, es sei Zeit für eine Art Schlusswort, und wenn wir etwas zu sagen hätten, das in ein letztes Protokoll gehöre, dann sollten wir es jetzt sagen.

K.: Zeit für ein Schlusswort? Wieso das? Was wir bisher miteinander geredet haben, kommt mir eher wie ein Vorwort vor.

Du selbst hast über Dinge gesprochen, mit denen Menschen endlich Schluss machen sollten. Ließe sich daraus nicht eine Art Schlusswort machen?

K.: Du meinst, ein Schlusswort über den geistigen Ballast der Menschen? Über veraltete Begriffe, Ideologien, Überzeugungen, Reflexe?

Ja, unter anderem.

K.: Aber dann sollte man es trotzdem nicht Schlusswort nennen. Wichtig ist ja nicht, was war, viel wichtiger ist immer, was kommt. Ein Schlusswort zu dem, was war, müsste zugleich ein Vorwort zu dem sein, was kommt.

Ein Beispiel?

K.: Zum Beispiel die Entwicklung eurer Spezies. Die Geschichte des Homo Sapiens, der diesen Namen wirklich verdient, beginnt doch erst. Vom Homo Sapiens zu sprechen war bisher ein Vorgriff auf die Zukunft. Ein kühner Vorgriff.

Damit bist du der Wirklichkeit zu weit voraus. Das gehört nicht in den Bericht des Notars.

K.: Der Wirklichkeit möglichst weit voraus zu sein, das liegt aber in der Natur von uns Menschlingen. Daraus schöpfen wir unser bescheidenes Glück.

Was hätte ich darauf noch antworten sollen? Mir war danach, seinem Verstand Einhalt zu gebieten. K. muss es gespürt haben. Er hielt inne und schwieg. Ich glaube, mit einem unterdrückten Triumphgefühl.

Die Geschichte des Homo Sapiens beginnt erst, hatte er gesagt, und ich dachte, wie wichtig dabei die Hilfe von Menschlingen werden könnte.

Zwei Arten, die einander brauchen, sagte ich dann, das komme in der Natur häufig vor, so könnte es auch mit Menschen und Menschlingen sein. Ich dachte dabei wieder an den Vergleich mit dem Blindenhund. Unsere beiden Arten könnten sogar versuchen, fuhr ich fort, miteinander halbwegs glücklich zu sein. Die Menschen

zumindest könnten Glück empfinden, wenn ihnen allzu anstrengendes Denken von einer anderen Spezies abgenommen würde.

Darauf K.:

Versuche, das Denken von anderen erledigen lassen, gab es in menschlichen Kulturen schon immer. Die Vorstellung, gottgesandte Herrscher, geniale Übermenschen, Halbgötter oder auch Götter würden ihnen das Denken abnehmen, scheint Menschen immer wieder erleichtert zu haben. Dass Menschlinge in dieser Rolle glücklich sein könnten, bezweifle ich.

In welcher Rolle sonst? fragte ich

K.: In einer menschlicheren.

Heißt das, du hättest lieber Menschengestalt, auch wenn dein Verstand dabei auf Menschenniveau zurückfiele?

K.: Nein. Der Preis wäre zu hoch.

Das war natürlich die erwartbare Antwort.

Gibt es denn nichts, fragte ich dann noch, was einen Menschling mit den Menschen versöhnen könnte?"

K.: Doch, es gibt ja dich.

So spontan konnte er sein, und so sehr konnten kurze Antworten von ihm auch zu Herzen gehen. Ich versuchte, mich zu revanchieren. Ich weiß noch immer nicht, was ihm als Menschling wirklich zu Herzen geht, aber ich sagte etwas über die Klugheit der Menschlinge, die für die Menschen zu bewahren sei, und notfalls auch *vor* den Menschen.

64 Notar

Dominiks Anruf kam in der Bürozeit. Nichts Dringendes, sagte er, er wolle nur am Abend zu mir kommen, das würde uns beiden sicher guttun. Ganz recht. Ich hatte einen Anruf von ihm seit Tagen erwartet. Wenn man allein lebt wie ich, wartet man manchmal sehr auf einen solchen Anruf.

Lange hatte ich gedacht, ich bewahrte zu diesem Bericht genug Distanz, um zu bleiben, wie und wer ich war, auch wenn meine Rolle als Berichterstatter sich langsam wandelte. Aber es ist anders gekommen.

Dass ich mich am Ende doch nicht auf die Rolle beschränkt habe, die einem Notar eigentlich zukäme, ist, so sehe ich es noch immer, im Grunde eine Disziplinlosigkeit. Ich bin nicht konsequent geblieben. Dominik meinte, ich hätte ja noch alles in der Hand, ich könne aus dem Bericht immer noch streichen, was meines Erachtens nach nicht hineingehöre, und mir so den gewünschten Abgang verschaffen. Aber es wird nicht so kommen. Ich werde kaum etwas aus dem Bericht herausstreichen, auch nicht über mich selbst. Aber es fühlt sich an wie eine Niederlage.

Eine Niederlage ist, dass ich seit geraumer Zeit eine Untauglichkeit für ein Dasein spüre, das mir bisher selbstverständlich war. Es könnte am Ende – ich wage es kaum zu denken und aufzuschreiben – sogar auch die Untauglichkeit für das Dasein eines ganz gewöhnlichen, engagierten, von seinen Klienten respektierten, sogar halbwegs beliebten Vorstadtnotars sein. Ich weiß noch nicht, welche, aber es wird Konsequenzen geben.

All das ging mir durch den Kopf, als Dominiks Anruf kam. Er wollte sich wieder zu einer Motorradfahrt verabreden. Ein Gespann mit Beiwagen, sagte er, wollten wir ja eigentlich nicht mehr fahren, aber jetzt habe er eines von einem Freund geliehen, der habe es ihm fast aufgedrängt und da habe er habe nicht nein sagen können. Ich wollte nicht. Nicht ein einziges Mal mehr im Beiwagen, sagte ich. Er schwieg eine Weile, dann sagte er: "Und wenn du dieses Mal der Fahrer bist?" Als ich noch immer nichts antwortetet: "Ein allerletztes Mal. Dieses Wochenende."

"Lass uns später darüber reden", sagte ich. Es sollte unschlüssig klingen, aber wir beide wussten schon, wie es kommen würde. Wir würden fahren. Ich würde der Fahrer sein, zum ersten Mal in den vielen Jahren, in denen wir unsere gemeinsamen Fahrten machten. Ich hoch auf dem Fahrersitz, er zusammengekauert in der Beifahrerkabine.

Wir fuhren bei strahlendem Frühlingswetter. Ich war erstaunt, wie leicht mir der Rollenwechsel fiel, und auch Dominik klagte nicht. Wir fuhren ans Meer wie so oft. Es war warm genug für eine kurze Wanderung am Strand. Oft haben wir es genossen, schweigend am Strand nebeneinander herzuzugehen, und es bedurfte keiner Worte, um zu erklären, wovon wir uns dabei erholten. So gingen wir auch diesmal lange wortlos in festem, feuchtem Strandsand, beide in Ledermontur. Dann sagte er: "Du hast etwas vor, wovon ich noch nichts weiß." Für so etwas hat er ein Gespür.

"Ja", sagte ich.

"Und? Was hast du vor?"

"Ich werde umziehen."

"Und wohin?"

"Ziemlich weit weg."

Ich wartete auf einen Kommentar, aber es kam nichts.

"Vielleicht werde ich sogar das Land verlassen."

Ich dachte, er würde wenigstens nach dem Grund fragen, aber er sah mich nur mit geradem, festem Blick an. Nicht herausfordernd, aber missbilligend. So als wisse er Bescheid. Dann sagte er: "Und der Bericht?"

"Was weiter daraus wird, will ich aus möglichst großer Entfernung erleben. Wo niemand mich vermutet und niemand mir nachspürt."

"Irgendwo außer Landes."

Ich nickte nur. Dann sagte ich: "Ich erkläre dir alles später."

65 Ben

Der Notar will nun endgültig keine Protokolle mehr. Es würde sonst ausufern, sagte er, wir könnten noch Jahre so weitermachen, Tausende von Protokollseiten füllen, die dann allenfalls einige Menschlingswissenschaftler lesen würden, die daraufhin weitere akribische Forschung betreiben würden, die dann wieder nur ein paar Menschlingswissenschaftler interessieren würden. Ich könne natürlich weitere Protokolle schreiben, sagte er, aber das solle ich dann für mich selbst tun.

Ich habe den Notar schließlich noch überreden können, die folgenden allerletzten Aufzeichnungen in seinen Bericht aufzunehmen. Es sind gesammelte Dialogprotokolle, die nur das Eine gemeinsam haben, dass ich sie nicht spurlos untergehen lassen will. Auf Wunsch des Notars habe ich sie nachträglich stark gekürzt.

Du weißt, als Biologe bin ich ein Spezialist mit Scheuklappen, ein so genannter Fachidiot...

K.: Was heißt, nur? Ist das nicht das Höchste, was ein Mensch erreichen kann?

...und kein Historiker. Über Geschichte weißt du inzwischen viel mehr als ich. Du weißt, wie viele menschliche Staaten und ganze Völker untergegangen sind. Sie wurden von äußeren oder inneren Feinden angegriffen und vernichtet. Auch so genannte Hochkulturen. Warum?

K.: Du kannst dir die Antwort vorstellen. Der wichtigste Grund ist der Mangel an Verstand und Vernunft.

Bei wem? Bei den Angegriffenen oder bei den Angreifern? In den Hochkulturen oder bei deren Feinden?

K.: Vor allem natürlich bei den Feinden. Eine wahre Hochkultur – eine, die den Namen verdient – nützt ja auch ihren Nachbarn. Und als Vorbild vielleicht sogar der ganzen Welt.

Auch ihren Feinden also.

K.: Ja.

Den äußeren Feinden oder auch den inneren?

K.: Beiden natürlich.

Du meinst, die Feinde haben nur nicht genug Verstand, um den möglichen Nutzen der Hochkultur zu erkennen?

K.: Ja. Oder die vermeintliche Hochkultur ist gar keine. Meistens war das so.

Wieder dein negatives Vorurteil über Menschen?

K.: Kein Vorurteil, ein Nach-Urteil. Das Wissen darüber verdanke ich dir.

Gibt es überhaupt eine menschliche Kultur, vor der du Respekt hast?

K.: Ich habe Respekt vor Bemühungen, die Menschen zivilisierter zu machen. Nach allem, was ich dank deiner Hilfe weiß, ist dabei allerdings mit Rückfällen zu rechnen.

Auch in Zukunft? Könnten menschliche Hochkulturen auch in Zukunft untergehen?

K.: Ja. Aber um unterzugehen, müssten sie erst einmal entstanden sein.

.....

Unterschätzt du nicht manchmal den menschlichen Verstand? Das menschliche Leben ist immer komplizierter geworden. Das war nur möglich, weil die Menschen immer komplizierter zu denken gelernt haben.

K.: Das ist doch gerade das Schlimme, dass Menschen sich eine für sie zu komplizierte Welt schaffen, die sie dann mit ihrem menschlichen Verstand nicht mehr beherrschen.

Nicht mehr beherrschen oder nicht mehr beherrschen können?

K.: Nicht mehr beherrschen. Von der Hoffnung, dass sie es könnten, will ich – auch im Interesse der Menschlinge – nicht lassen. Dafür wäre aber mehr Verstand notwendig, als Menschen ihn bisher nutzen.

Mehr menschlicher Verstand?

K.: Ja. Aber auch um den Verstand von Menschlingen dafür zu nutzen, müssten die Menschen erst einmal zivilisierter werden.

Was immerhin denkbar wäre. Zivilisierungsschübe hat es gegeben. Die so genannte Aufklärung beispielsweise.

K.: Das war ein kleiner Fortschritt. Aber viel weiter sind die Menschen danach nicht gekommen.

Wie weit können sie überhaupt kommen? Die Menschen sind Teil der Natur, das setzt ihnen Grenzen. Zivilisierung kann nicht der Natur des Menschen zuwiderlaufen. Sonst würde sie die Menschen unglücklicher machen. Das weißt du ja besser als ich.

K.: Die Frage ist aber, welche Art von Natürlichkeit den Menschen noch Glück bringt. Natürlichkeit bringt den Menschen kein Glück mehr, wenn sie nicht auch die Rolle des Verstandes stärkt.

Und wie könnten die Menschen zu solcher neuen Natürlichkeit finden?

K.: Das ist die große ungelöste Aufgabe des menschlichen Verstandes.

.....

Der Verstand ist dir so wichtig. Aber welche Rolle spielt der Verstand in Sachen Gerechtigkeit? Hast du nicht selbst gesagt, Gerechtigkeit sei bei Menschen Sache des Gefühls?

K.: Auch, aber natürlich nicht nur. Das Wichtige ist doch, dass es einen menschlichen Willen zur Gerechtigkeit gibt, egal, ob es Sache der Natur oder des Verstandes ist.

Du meinst, Gerechtigkeit ist etwas Spontanes, aber sie braucht die Hilfe des Verstandes?

K.: Ja, und in der Welt, wie Menschen sie sich geschaffen haben, wird die Mithilfe des Verstandes auch in Sachen Gerechtigkeit immer wichtiger. In Sachen Solidarität, kann man auch sagen. Für euren Sozialstaat.

Und was sagt uns der Verstand dazu?

K.: Vor allem, dass Menschen sich bei der sozialen Gerechtigkeit immer weniger auf historisch gewachsene Regeln verlassen sollten.

Du hast gesagt, Solidarität habe etwas mit Vertrautheit und mit Vertrauen zu tun, und das entwickle sich spontan. Solidarität sollte daher möglichst freiwillig geübt werden.

K.: Richtig. Wo kein Vertrauen und keine Vertrautheit unter Menschen herrscht, scheint es keine spontane, natürliche Solidarität zu geben.

Und wo es die nicht gibt, kann es auch keinen gerechten Sozialstaat geben?

K.: Richtig. Und deswegen sollten Menschen möglichst frei darüber bestimmen können, wer sich mit wem in einem Sozialstaat zusammentut.

Frei bestimmen, damit meinst du: demokratisch bestimmen?

K.: Im Prinzip ja. Aber dafür ist eure Demokratie – du müsstest es inzwischen wissen – nicht weit genug entwickelt.

.....

Wenn Menschen von euch Menschligen wüssten, würden sie euch wahrscheinlich für überzüchtet halten. Du kannst dir die Kommentare sicher vorstellen: Unnatürlich, nicht überlebensfähig, verurteilt zum Unglücklichsein. Überzüchtet eben. Was würdest du entgegenen?

K.: Ich muss mich hoffentlich gegen so etwas nie verteidigen.

Aber rein hypothetisch?

K.: Rein hypothetisch würde ich sagen, dass wir nicht überzüchtet sind. Wir mögen eine Fehlzüchtung sein, aber auf keinen Fall eine Überzüchtung.

Menschen wären davon schwer zu überzeugen.

K.: Aber es ist doch so: Wir sind nicht überzüchtet, sondern die Menschen sind unterzüchtet.

Der Mensch eine unterzüchtete Spezies? Auf solch einen Gedanken werden Menschen sich nicht einlassen.

K.: Sie werden es müssen.

Aber die Menschheit ist doch – zum Glück – gar nicht gezüchtet.

K.: Doch, darüber haben wir ja schon gesprochen. Menschen haben ihre Überlebensbedingungen selbst geprägt. Damit haben sie sich von der natürlichen Selektion – also auch von der natürlichen Evolution – ausgenommen. Das ist ein züchterischer Eingriff. Aber leider kein bewusster und erst recht kein gestaltender.

Meinst du das ernst?

K.: Ja. Die Menschheit begeht gerade an sich selbst einen schweren züchterischen Fehler. Der muss früher oder später korrigiert werden. Oder müsste.

Aber von wem?

K.: Das könnten natürlich nur die Menschen selbst tun. Sie werden ihr biologisches Schicksal selbst in die Hand nehmen müssen.

Glaubst du, kommende Pandemien könnten dabei eine Rolle spielen?

K.: Du meinst, wenn ihr hauptsächlich genetisch fehlentwickelte Menschen zum Opfer fallen? Nein, so einfach ist das natürlich nicht.

66 Notar

Ich werde auswandern. Die Entscheidung fiel rasch. Sie fiel, das ist wohl das richtige Wort. Ich hatte eher das Gefühl, sie sei gefallen, als das ich sie getroffen hätte.

Ich gehe nach New York. "Warum New York", wollte Dominik wissen, als ich es ihm offenbarte. "Warum Amerika?" Er würde danach fragen, das war klar, aber ich war trotzdem überrascht. Ich antwortete, das wisse ich selbst nicht genau. Das klang nicht glaubwürdig. Er weiß, dass das sonst nicht meine Art ist. Ich bin sonst einer, der weiß, warum er sich wofür entscheidet.

"Warum denn nicht?" fragte ich zurück. "Was spricht dagegen?"

Warum nicht, das war genau, was ich in dem Moment fühlte. Also soll es ihm als Antwort erst einmal genügen.

Der Termin für den Verkauf des Hauses, in dem ich mein Büro habe, steht schon fest. Es wird in wenigen Wochen geschehen. Der Rest sind Formalitäten. Fast alles, was hier noch zu tun ist, kommt mir jetzt nebensächlich vor. Auch die Ausreise wird eine Nebensächlichkeit sein. Nicht so die Ankunft. Sie wird der Anfang eines anderen Lebens sein. Ich rechne nicht mit Heimweh.

Was mich aus dem Land treibt, ist kein, wie Dominik mich dann warnte, diffuses Fernweh. Dafür bin ich zu alt. Ich bin zu alt, um einfach nur wegzuwollen, weil das Leben zuhause mir zu langweilig erschiene. Je älter ich werde, desto oberflächlicher

sind die Attraktionen der Fremde für mich geworden. Was mich fortreibt, ist etwas anderes. Aber was?

Es mag mit Anonymität zu tun haben. Ich wünsche mir, anonym zu leben als bisher. Anonymität, sagte Dominik, mache nicht glücklich, Anonymität sei Einsamkeit. Es schreckt mich nicht. Ich werde untertauchen in einem Moloch von Stadt, wo ich nicht erkannt werde als der Herr Notar und wo ich frei bin von allen damit verbundenen Erwartungen. Das unter anderem ist mein Ziel.

Ich kann kein Müßiggänger werden, und ich würde es auch nicht wollen. Ich bin Jurist. Wo ich leben werde, wird es Landsleute geben, die rechtlichen Beistand brauchen, und ich werde ihn anbieten. Ich weiß einiges über das dortige Recht, und das Fehlende werde ich mir aneignen. Dann werde ich Rechtsbeistand für Leute wie mich sein können, Leute, die es nicht in der Heimat gehalten hat und die sich in ihrem neuen Leben rechtlich auf sicherem Grund fühlen wollen.

Die Heimat so zu verlassen ist trotzdem auch eine Niederlage. Es ist das Eingeständnis der Untauglichkeit für ein Dasein in der vertrauten Routine. Es ist eine Flucht, meinte Dominik, aber auch das stimmt mich nicht um. Seine mahnenden Worte bleiben mir dennoch im Ohr. Was kommt, sagte er, sei ein Emigrantenschicksal. Irgendwann werde doch das Heimweh kommen, aber dann werde es möglicherweise zu spät sein, um mich wieder heimisch fühlen zu können, wo ich herkomme.

Selbst wenn es so wäre: Grund genug zu bleiben ist es nicht. Das gewohnte Leben hinter sich zu lassen mag eine Niederlage sein, aber es kann eben auch eine Erlösung sein, wenn auch nicht für immer.

Vorerst soll niemand wissen, wo ich sein werde, ausgenommen Dominik. Ein einziges Mal versuchte ich ihn zu überreden, mit mir zu kommen, aber er wollte nicht. Nun gut, dann also ich allein, mit allen Risiken. Einen Plan für den Fall, dass es misslingt, gibt es nicht. Der einzige Plan ist, dass mich auf absehbare Zeit

niemand aufspüren soll und ich niemandem nachspüre. Es ist gut so für mich, und ich hoffe, dass es diesem Bericht nicht schadet.

67 Ben

Der Notar sagte, ich solle doch noch ein allerletztes Schlusswort schreiben. Die Dialoge mit K. habe ich gern protokolliert, aber wozu ein Schlusswort von mir, in dem K. nicht zu Wort kommt? Aber das Drängen des Notars war zu stark. Ich solle einfach aufschreiben, sagte er schließlich, was immer mir noch zu K. einfällt.

Manchmal habe ich mit K. und den anderen Menschlingen Mitleid. Das ist nichts Neues, aber ich wiederhole es hier. Die Menschlinge können ihr Leben nicht allein in die Hand nehmen, nicht in die Hand im wahrsten Sinne des Wortes. Aber ihre Phantasie ist trotzdem reicher als die menschliche. Auch das ist nichts Neues, aber auch das will ich hier wiederholen.

Das Leben der Menschlinge ist ärmer als das der Menschen, und ich vermute, dass es auch kürzer ist. Deswegen geht ihre innere Uhr anders. Ihr Verstand reift viel schneller heran als bei Menschen. Bei Menschen kann es Jahrzehnte dauern, bei Menschlingen dauert es höchstens ein paar Jahre, vielleicht auch nur Monate. Dann schon denken sie viel schneller, konzentrierter und präziser und offenbar auch viel langfristiger als Menschen. Es scheint ihnen sogar – anders als den Menschen – ganz natürlich zu sein, weit über die eigene Lebenszeit hinauszudenken.

Wenn die Lebenszeit der Menschlinge wirklich so kurz ist wie ich meine, dann könnte ich zu meinen Lebzeiten K. und seine wenigen Artgenossen eines natürlichen Todes sterben lassen, und vielleicht könnte ich auch sicherstellen – das würde ich mir zumindest wünschen – dass danach kein Mensch der Existenz von Menschlingen nachspürt. Die Frage wird dann aber sein, was mit dem Erbmaterial der Menschlinge geschieht. Untergehen sollte es nicht. Aber wenn es nach mir ginge, sollte vorerst nur

ein einziger Mensch davon wissen. Ein möglichst verschwiegener, der dafür sorgt, dass die Menschlingsstammzellen nicht unreifer menschlicher Neugier ausgesetzt sind. Genutzt, also wiederbelebt werden sollte das Menschlingserbgut erst, wenn Menschen den möglichen Nutzen von Menschlingen für ihre Spezies richtig würdigen können.

Ich bin zwar Biologe, aber eine biologische Erklärung für den Vorsprung der Menschlinge gegenüber den Menschen habe ich noch immer nicht. Es gibt das Merkmal des auffällig großen Gehirns, aber ich bezweifle, dass das als Erklärung ausreicht. Auch wenn K. es verneint hat, könnten Menschlinge doch ein verborgenes zusätzliches Sinnesorgan haben, eines mehr also als Menschen. Dieses Organ könnte für einen Menschling wie K. so selbstverständlich sein, dass er nicht einmal auf die Idee kam, mit mir darüber zu reden. Es muss ein Organ sein, das dazu befähigt, unsichtbare, unhörbare und unfühlbare Zusammenhänge wahrzunehmen, die Menschen abstrakt erscheinen. Es könnte so sein, aber es könnte doch auch an der Größe einzelner Gehirnregionen liegen. Nur sollten Menschen trotzdem nicht, wie K. einmal sagte, Menschlinge für geniale Autisten halten, die Telefonbücher auswendig lernen, zehnstellige Zahlen im Kopf miteinander multiplizieren und ähnlich nutzlose Aufgaben in Gedanken lösen können. K. könnte vielleicht auch das, aber wenn, dann ist es ganz und gar nebensächlich.

Wie K. abstraktes theoretisches Wissen aufnimmt, das ist nicht menschlich. Er tut es mit einer unmenschlichen Leichtigkeit, die alle menschlichen Bemühungen in den Schatten stellt. Bemühungen ist das richtige Wort. Der Mensch muss sich mühen, K. muss es nicht. Menschen müssen Abstraktes immer wieder in die Anschauung holen, sie müssen es für ihre visuelle Wahrnehmung aufbereiten, einem Menschling dagegen fällt es zu. Ganz mühelos unterscheidet er dabei zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem. Ein Leben lang über Zusammenhänge nachzudenken, die sich später als bedeutungslos, als falsche Fährten oder sogar als tragische Irrtümer herausstellen, das kann Menschen passieren, aber einem Menschling eher nicht.

Wissenschaft, Philosophie, Religion, Gesellschaft, Staat und manchmal auch Kunst, das alles wird von K. sofort auf den wesentlichen Kern reduziert.

Man könnte K. vorwerfen, er hätte eben menschlicher beschreiben sollen, wie er denkt. Aber auch das ist ein menschlicher Irrtum. Ein K. muss sich, wenn er mit einem Menschen wie mir kommuniziert, der verfügbaren menschlichen Sprache bedienen, und was K. den Menschen voraus hat, lässt sich in dieser Sprache offenbar schwer beschreiben.

Der Umgang mit einem Menschling ist für einen Menschen nicht einfach. Menschlich gesprochen, ist K. mir oft zu altklug. Er scheint sich für die großen Aufgaben des Denkens zuständig zu fühlen und nicht für die alltägliche Mühsal des Lebens. Und dabei immer dieser für Menschen anstrengende erhabene Tonfall. Arroganz im menschlichen Sinne ist es nicht, aber es schüchtert ein. Auch deswegen würde es den meisten Menschen bequemer erscheinen, einen wie K. als Mutanten eines gewöhnlichen Huftiers abzutun.

Noch ein allerletztes Wort über K. Er ist mir, wie schon gesagt, in gewisser Weise ans Herz gewachsen. Es fällt schwer, dies von einem nichtmenschlichen Wesen zu sagen, aber es ist so. Menschen wachsen mir, dazu bekenne ich mich, nicht so leicht ans Herz. Sollte ich – ich weiß, das ist ein seltsamer Gedanke – irgendwann Partei ergreifen müssen für die einen oder die anderen, Menschlinge oder Menschen, ich wüsste nicht mehr, für wen.

68 Hester

Dem Notar habe ich abgerungen, noch ein Nachwort schreiben zu dürfen. E. hat es nicht nur verdient, wir sind es ihm aus vielen Gründen sogar schuldig.

Bei unseren letzten Begegnungen habe ich mich E. besonders nahe gefühlt. In diesem Bericht geht es um alles andere als um meine Gefühle, aber gerade jetzt will

ich sie nicht unterschlagen. Nach E.s Tod spüre ich mehr denn je, dass er für mich zu einer Herzenssache geworden war. Ich werde mich von nun an davor hüten müssen, andere Menschen am Maßstab von E. zu messen.

Ich trauere um E., und ein Stück dieser Traurigkeit wird bleiben. Aber, dazu bekenne ich mich, auf gewisse Weise war sein Tod auch eine Befreiung. Ich denke, mit seinem Tod hat E. uns freie Hand gegeben hat, seine Gedanken öffentlich zu machen. Natürlich im Schutz der vom Notar zugesicherten Anonymität.

E. könnte sein nahendes Lebensende schon vorausgeahnt haben, bevor wir uns kennenlernten, und dies könnte für ihn sogar befreiend gewesen sein. Viele der Gedanken, die er in unseren Dialogen formulierte, sind lange vorher in ihm gereift, aber erst in den Gesprächen mit mir konnte er hoffen, dafür nicht mehr zu Lebzeiten angefeindet zu werden.

Er ist in Frieden gestorben. Das ist so, aber es klingt trotzdem zu einfach. Friedvoll war sein Leben nicht immer, und friedvoll war auch er nicht immer. Manche seiner Gedanken sind aus Trotz und Missgunst und vielleicht auch aus Überheblichkeit geboren. Er konnte den Gedanken schwer ertragen, dass andere ihm im Denken enteilt sein könnten, und ich gönne ihm, dass ihm dies in seiner letzten Lebensphase erspart blieb.

Er war seinen früheren Kollegen in Gedanken voraus, aber ihn plagten dabei auch Gewissensnöte. Er war eine Art geläuterter Kronzeuge, aber als Kronzeuge verrät man eben auch frühere Mittäter. Ja, Mittäter, das kann man so sagen. Seine Gedanken wurden ja am Ende zu einer Anklage gegen die Taten von Politikern. Das ist ein Grund, warum er, wenn er noch lebte, die Anonymität, für die der Notar und ich jetzt sorgen, vielleicht sogar schadenfroh genossen hätte. Er hätte genossen, wie wir ihn hier bis zur Unkenntlichkeit verfremden.

Der Notar hat mich gefragt, ob die kurze Zeit mit E. mich verändert hat. Natürlich hat sie Spuren hinterlassen. E. hat mir die Augen geöffnet für Einsichten, die ich sonst nicht einmal vermisst hätte. Trotzdem will ich nicht nur sein neutrales,

unkritisches Sprachrohr sein. Ich habe von Anfang an versucht, mich gegen ihn zu behaupten, und auch damit habe ich seinen Respekt gewonnen.

Ich bin froh, dass ich die Gespräche mit E. geführt habe und nicht mit einem wie K. Ein K. – ich unterstelle einmal, dass es ihn wirklich gibt – mag einem E. in Gedanken voraus sein, vielleicht sogar uneinholbar, aber mein Gefühl ist doch auf Seiten von E. Weil er ein Mensch ist.

69 Notar

Fast alles, was zu sagen war, ist jetzt gesagt. Nichts scheint überflüssiger als ein Schlusswort von mir. Trotzdem noch diese eine Notiz.

Ben ist abgetaucht. Er hat es angekündigt, als er mir seinen allerletzten Text übergab, und seitdem scheint ihm der Kontakt mit mir zu riskant zu sein. Wer weiß, was wird, sagte er, ich solle vorerst nicht versuchen, ihn aufzuspüren. Als ich ihm erklärte, dass ich außer Landes gehen werde, nickte er nur stumm und sah mich an, als hätte er damit gerechnet oder es sogar erhofft. Wortkarg ist er geblieben, aber niemand kann wie er zu verstehen geben, dass es in entscheidenden Momenten keiner Worte bedarf. Wir werden einander auf diese Weise in Erinnerung behalten.

Ganz anders natürlich Hester. Undenkbar, was passiert wäre, wenn die Rollen zwischen Ben und ihr vertauscht gewesen wären, wenn also sie auf K. und wenn Ben auf E. gestoßen wäre. K. wäre ebenso unverstanden geblieben wie E. Nur jemand wie Hester hat E. so unerschrocken herausfordern und ihn so offen reden lassen können.

Hester sucht ihren Platz im Leben, und das wird für sie nicht die Anonymität bedeuten, die ich ihr hier verordnen musste. Es widerstrebt ihr, dass die Personen dieses Berichts – und damit auch ein Teil von ihr selbst – für immer anonym bleiben sollen. Ihr wäre es recht, wenn dieser Bericht ihr Aufmerksamkeit der Medien

einbrächte, wenn sich Kameras oder Mikrofone sich auf sie richteten und sie dann genüsslich Dichtung und Wahrheit verschmelzen ließe. So würde sie in die Fußstapfen des frühen E. treten, der genau wusste, was man öffentlich sagt, was man besser verschweigt und was man lieber von anderen in die Öffentlichkeit lancieren lässt. Hester würde sogar, ich schreibe es ungern, aber so ist es, mit Genuss die Rolle der berufenen Interpretin des toten E. spielen. An meiner Sympathie für Hester ändert es nichts.

E. und unser Staatsmann gehören in dieser Geschichte zusammen. Beide waren – aber warum wiederhole ich das? – Menschen, die von diesem unserem Staat gelebt und sich ihm am Ende dennoch entfremdet haben. Beide meinen, dass dieser Staat schon viel zu lange geblieben ist, wie wir ihn kennen. Dass es nicht mehr der Staat ist, wie wir ihn brauchen werden in Zeiten des Klimawandels, drohender neuer Pandemien und anderer neuer Herausforderungen. Aber E. ist tot, der Staatsmann ist lange tot, auch Arnd ist tot. Vielleicht kann dieser bescheidene Bericht helfen, dass ihre Gedanken nicht in Vergessenheit geraten.

Es reizt natürlich, noch etwas über K. zu schreiben. Durch Ben wissen wir schon mehr über ihn, als ich zu hoffen wagte. Ben ist in den Dialogen mit K. über sich hinausgewachsen. Er hat sich nie aufgedrängt und gerade dadurch K. zum Sprechen gebracht. Dennoch legt K. Spuren in der menschlichen Phantasie, die auch einer wie Ben nicht hat ausschöpfen können. Wenn man sich ausmalt, wie Bens Protokolle fortgeführt werden könnten, dann ist das Tor weit offen für neue Gedanken.

K. kennt all die irreführenden Bilder und Metaphern, von denen Menschen sich noch immer leiten lassen, wenn sie sich an Visionen versuchen oder Visionen verwerfen. Er würde wohl mit Skeptikern sympathisieren, die die Menschen auf einem entgleisenden Zug in eine unheilvolle Zukunft rasen sehen, aber er gehört nicht zu denen, die rufen würden: Zieht die Notbremse. Die Bremsen sind für ihn ebensolche Übeltäter wie jene falschen Propheten, die auf der Unglücksfahrt voller Zuversicht beschleunigen wollen. Für K. fährt der Menschheitszug nicht zu schnell und nicht zu langsam, er fährt auf einem falschen Gleis.

Ist K. nach allem, was er über sie weiß, der Menschen überdrüssig, Ben einmal ausgenommen? Es könnte so kommen, wenn er die Hoffnung verlöre, Sinnerfüllung als helfendes Denktier für Menschen zu finden. Aber K. denkt nicht nur im Zeitrahmen seiner eigenen Lebenszeit. Ihm könnte genügen, dass es irgendwann Wiedergänger seiner selbst geben wird, die in einer ihm nicht vergönnten Rolle Erfüllung finden.

Nein, ein Misanthrop ist K. nicht, im Gegenteil. Er ist gegenüber den Menschen skeptisch, aber in Bens Aufzeichnungen habe ich auch einen fast übermenschlichen Optimismus gespürt. K. glaubt, dass aus den Menschen Besseres werden könnte, als ihre Vergangenheit vermuten lässt. Die Menschen müssten nur, meint K., die jetzige Evolutionsstufe ihrer Spezies als Übergangsstadium verstehen lernen. Das hört sich natürlich einfacher an, als es ist. Es wäre ja das Eingeständnis, dass der Mensch von heute künftigen Menschen einmal so erscheinen könnte wie heutigen Menschen der Neandertaler.

Ich schließe jetzt diesen Bericht ab, und dann werde ich, wie gesagt, außer Landes gehen, und dort werden die Erinnerungen an meine hiesige Rolle als Berichterstatter langsam verblassen. Eine Vorstellung wird mich aber auf absehbare Zeit lange weiter begleiten. Es ist die Vorstellung vom lachenden K. Es ist K. in dieser merkwürdigen Aufwallung seines Körpers, wie Ben sie beschrieben hat, die bei K. ein Lachen ist oder dem, was Menschen Lachen nennen würden, nahe kommt. Was unwissenden Menschen als linkische Verkrampfung erschiene, so Ben, ist bei K. in Wahrheit ein herzliches Lachen. Man muss es erst einmal herausfinden. Von Ben weiß ich, dass K. inniger, eindringlicher und sogar tiefgründiger lachen kann als die meisten Menschen. Je länger ich dieses Bild in mir getragen habe, desto klarer ist mir der nichtmenschliche Charme dieses Lachens geworden.

Für die Abreise ist alles geordnet. Ich hatte es mir viel schwerer vorgestellt, nun verlasse ich das Land beinahe leichten Herzens. Mit Dominik verabredete ich mich für eine letzte gemeinsame Motorradtour. Wieder mit geliehenen Motorrädern, jeder eines für sich. Wir fuhren gut zwei Stunden lang, es war windig mit starken Böen

und wolkenverhangen, es drohte zu regnen, aber dann blieb der Regen doch aus. Wir hielten vor einem Lokal, das wir bei solcher Witterung schon mehrmals besucht hatten. Wir beide brauchten eine Stärkung und eine Pause, um miteinander zu reden.

"Weißt du noch, wie alles anfing?", fragte Dominik.

Er meint natürlich den Bericht, dachte ich, und ich gab eine lange Antwort. Ich sprach davon, wie Hester mit dem Bündel Notizen, mit dem er sie zu mir geschickt hatte, in meinem Büro erschien. Und dann sprach ich von den lyrischen Anwandlungen des Staatsmannes und von seinen Gedanken an Sonnenaufgänge. "Es ist nicht gerade, was einem bei diesem Wetter in den Sinn käme", sagte ich mit einem Blick nach draußen. "Nein, wirklich nicht", sagte er. Ich redete weiter. Der Staatsmann habe ja selbst nicht gewusst, ob er Optimist oder Pessimist sein sollte. Ob er den Sonnenaufgängen trauen sollte oder ob sie ihn in falscher Hoffnung wiegten. Dann begann ich von I. zu sprechen, der seinen Fallschirm nicht hatte öffnen wollen, weil ihm die Zuversicht abhandengekommen war.

Es war schon zu viel Monolog. Ich sah, dass Dominik nur noch angestrengt zuhörte.

"Die Arbeit an dem Bericht hat dich verändert", sagte er dann. "Du bist noch mehr Vernunftmensch geworden als früher."

"Wäre das schlimm?", fragte ich.

"Nein. Aber könnte es sein, dass die Protagonisten des Berichts die Rolle der Vernunft überschätzen?"

"Daran habe ich auch schon gedacht."

"Dass du außer Landes gehst, könnte das nicht auch so ein reines Vernunftprojekt sein? Und ist es nicht doch auch eine Art Flucht?"

Ich zuckte nur verlegen mit den Achseln.

"Ich weiß noch immer nicht, wovor du fliehen willst. Sicher nicht nur vor unserem schlechten Wetter. Aber vor was sonst? Etwa vor unserem Staat, unserer Regierung, der Politik. Die sind hier doch nicht unfähiger als anderswo."

"Das stimmt."

"Also eine Flucht aus dem Privatleben? Oder dem Berufsleben?"

Ich versuchte, die eigenen Gedanken zu ordnen. Nein, sagte ich schließlich, eine Flucht sei es nicht, dabei bliebe ich, was ich wollte, sei nur eine Besinnung. Ich müsse mich darauf besinnen, was ich eigentlich wolle.

"Dein Verstand will es", sagte er, "aber nur der. Du wirst dem Teil des Lebens nicht entkommen, in dem es um anderes geht. In dem es am ehesten um Glück oder Unglück geht."

Wieder wusste ich nichts zu erwidern. "Lass uns jetzt etwas Unvernünftiges tun", sagte ich schließlich. Dann stand ich auf, und wir gingen hinaus zu unseren Motorrädern. Ich fuhr voran. Unsere Route führte über abgelegene Straßen, auf denen uns kaum Fahrzeuge begegneten. Wir fuhren schneller, als wir hätten fahren dürfen, viel schneller auch, als wir auf so kurvigen Straßen je gefahren waren. Wir kamen heil zurück.

"Ja", sagte ich, als wir angekommen waren, "du hast Recht in fast allem, aber abreisen muss ich trotzdem."

Ich war guter Stimmung. In diesen Tagen bedauerte ich alle, die bleiben würden, Dominik an erster Stelle, aber auch Ben und Hester und in manchen Momenten sogar K. Alles war geregelt für ein neues Leben. Es war kein Aufbruch ins Abenteuer, und doch war es fast ein Gefühl, als wäre es so. Egal, wohin es mich treibt, nur nicht bleiben, dachte ich, nur nicht weitermachen in der Tretmühle dieses abgeschlossenen Lebensabschnitts.

Nimm deinen stillen Humor mit, war Dominiks letzte Ermahnung.

Als ich zu Hause war, schickte er mir noch eine SMS. "Aber du wirst vom Regen in die Traufe kommen."

Dominik XV

Ein allerletztes Mal dränge ich, Dominik, mich hier in den Bericht des Notars. Als erstes will ich eine private Notiz nachtragen, die er wenige Tage vor seinem Tod verfasst hat. Sie solle nicht Teil des Berichts werden, schrieb er in einer Anmerkung, aber Hester und ich meinen, dass dies nach seinem Tod nicht mehr gelten soll.

Es war eigentlich ein ganz banales Ereignis, aber dann begriff ich, dass es doch mit dem Bericht zu tun hat. Ich bekam Unterlagen für eine Briefwahl. Über das Wählen bist du doch hinaus, dachte ich, nach allem was darüber im Bericht steht. Ich wollte die Wahlunterlagen wegwerfen, aber dann kam wieder das Gefühl auf, als Nichtwähler würde ich ein schlechter Demokrat sein. Dann dachte ich darüber nach, was K. dazu sagen würde. Solche Art Wahlen seien ein historisches Übergangsphänomen, würde er sagen, Menschen sollten darüber hinauswachsen, wie sie aus Monarchie und Diktatur herausgewachsen seien.

Dann wuchs in meiner Phantasie das Bild eines Museums, in dem die Regierungsformen der zurückliegenden Jahrtausende dargestellt werden. Je ein Saal für eine Epoche. Eines der Exponate war eine Wachsfigur mit der Bezeichnung ‚Der Untertan‘. Eine andere Figur: ein Wähler aus der Zeit des Dreiklassenwahlrechts. Viel Platz dann für das Zeitalter nach der Monarchie, besonders das zwanzigste Jahrhundert. Dann das einundzwanzigste, noch ein fast leerer Saal. Darin ein Schaukasten, in dem ein Wahlzettel ausgestellt ist, der ganz genau so aussieht wie mein Briefwahlschein. Blanko zum Glück, aber ich fühle, dass es mein Zettel ist, sorgfältig im Schaukasten arrangiert und präpariert für ein langes Exponatleben. Darunter die Erläuterung: So wurde Anfang des einundzwanzigsten Jahrhunderts gewählt. Ich fühle mich elend. Dann wächst in meiner Vorstellung ein weiteres Bild. Neben dem Schaukasten mit dem Wahlzettel steht eine Wachsfigur, ein Mensch. Vor ihm eine Wahlurne, und darüber hält er in der rechten Hand einen Wahlzettel wie

den im Schaukasten. Die Wachfigur bin ich. Davor ein Schild mit der Aufschrift: Ein Wähler zu Beginn des 21. Jahrhunderts.

Ich weiß, dies ist nur ein Produkt meiner Phantasie, aber K. würde sagen: Menschen brauchen solche Bilder zum Denken.

Der Notar hätte es verdient, mit dieser Aufzeichnung in Erinnerung zu bleiben. Die Botschaft darin ist erbaulich: Ein Kreuz auf einem solchen Wahlzettel, mit dem man sein Votum über die gesamte Politik abgeben soll, ist ein Anachronismus. Unser Jahrhundert muss über diese Art von Wahlen hinauswachsen. Über unsere Art von Demokratie.

Nun zu Hester. Der Bericht, den ich nach der zweiten New-York-Reise in Händen hatte, hat mich sie viel besser verstehen lassen. Bis dahin hatte sie fast väterliche Reflexe bei mir ausgelöst. In meiner Vorstellung war sie zu lange die junge Studentin geblieben, als die ich sie kennengelernt hatte und die ich in ihrem ungestümen Wesen meinte mäßigen zu sollen. Jetzt weiß ich, wie falsch diese Vorstellung war. Nur so ungestüm, wie sie ist, hat sie den alten E. so unbefangen zum Reden bringen können. Sie mag weiter Gefallen daran finden, dass es Dinge wie einen 'Showdown' mit Lembcke und Levertoff geben könnten, aber ich nehme es nicht mehr so wichtig.

Etwas Wichtiges bleibt schließlich noch in Sachen Anonymität zu sagen. Ich weiß, wie der Notar darüber dächte, wenn er noch lebte, und was er täte, wenn er darüber noch entscheiden könnte. Sicher, zu Lebzeiten meinte er, dass es mit dem Bericht keine Eile habe, und an noch eine Bemerkung erinnere ich mich: Je älter er würde, desto weniger könnte ihm der Verlust der Anonymität noch schaden. "Am allerwenigsten natürlich, wenn ich tot

bin", sagte er dann noch, halb im Spaß. Nun, wo Ernst daraus geworden ist, gilt es natürlich erst recht. Jetzt, da er tot ist, könnte es ihm nicht mehr schaden.

Wen sonst könnte es jetzt, wo auch E., der Staatsmann und Arnd tot sind, noch schmerzen, wenn seine Identität entdeckt würde, einmal abgesehen von Ben und K., die ohnehin in Sicherheit sind? Die Ängste der Witwe, der Staatsmann könnte posthum in Misskredit geraten, waren von Anfang an überzogen. Und Hester? Ihr würde es eher schmeicheln, wenn jemand sich die Mühe machen wollte, sie zu enttarnen.

Bleibt die Frage meines eigenen Inkognitos. Als der Notar noch lebte, hätte auch ich auf Anonymität bestanden, aber nun erschien sie auch mir weniger wichtig. Die Meinung derer, die mir übelwollen könnten, kümmert mich weniger denn je. Wahren wir also die Anonymität, habe ich zu Hester gesagt, aber fürchten wir uns nicht allzu sehr vor ihrem Verlust. Dazu hat sie heftig genickt.

Aber ein Zwiespalt bleibt und auch ein Unbehagen bei dem Gedanken, jemand wolle uns aufspüren. Ich habe versucht, mich in Menschen hineinzudenken, die dies würden tun wollen, und mir vorzustellen versucht, wie sie vorgehen würden. Es gelang mir nicht. Schließlich habe ich Hester dazu befragt. "Du bist die Journalistin", sagte ich. "Glaubst du, eine journalistische Recherche könnte unsere Identitäten aufdecken?"

Hester überlegte lange, dann verneinte sie.

"Sehr gut," sagte ich, aber im selben Moment kroch schon wieder die Angst vor dem Entdecktwerden hoch. "Es ist sein Verdienst", sagte ich dann, so cool es ging. "Der Notar hat es so perfekt angelegt, uns kann nichts passieren."

"Oder vielleicht zu perfekt?", fragte sie. "Vielleicht sogar so perfekt, dass am Ende niemand die Geschichte glauben wird?"

Ich stutzte. Was bedeutete das? Verspielten wir durch unser Inkognito womöglich unsere Glaubwürdigkeit? Aber kommt es denn, war mein nächster Gedanke, wirklich darauf an, dass man uns die Geschichte glaubt? Man muss die Geschichte nicht glauben, um sich auf E., auf K. und den Staatsmann und auf deren Gedanken einzulassen.

Ein kluger Gedanke von ihr sei das, sagte ich dann zu Hester, aber wir sollten den Bericht nun nehmen, wie er ist. Außerdem sollten wir uns nun langsam von dem Bericht lösen. Jetzt gehe das normale Leben weiter.

"Nein", widersprach sie, "lösen sollten wir uns nicht. Lösen können sich davon nur Leute wie Lembcke und Levertoff."

"Die haben es nicht nötig", erwiderte ich. "Lösen tut man sich von etwas, auf das man sich vorher eingelassen hat, und das haben sie nicht."

"Umso schlimmer", sagte Hester, und dabei war wieder dieses Funkeln in ihren Augen. Wieder die Sache mit dem Showdown. In solchen Momenten glaubt sie noch immer, dass irgendein reinigendes Gewitter hereinbrechen wird, dass es in Sachen Bericht einen Showdown geben wird und dass es sein wird wie eine Schlacht, die ein für alle Mal gewonnen oder verloren wird. Nichts davon wird geschehen, auch wenn das Funkeln in ihren Augen es anders will.

Ich will meinen Beitrag zu diesem Bericht nicht enden lassen, ohne noch etwas über die Grenze zwischen Fiktion und Wirklichkeit zu sagen. Es ist ein großes Vergnügen, zu wissen, was die Fakten sind, und darüber zu staunen, was der Notar im Bericht daraus gemacht hat. Vieles davon ist schöner als

die Wirklichkeit. Das Motorrad zum Beispiel. Es ist eine schöne Erfindung des Notars, dass er und ich Motorradfahrer waren, und umso schöner, wenn man weiß, was 'das Motorrad' in Wirklichkeit war. Aber es ist aus meinem Leben verschwunden. Ich werde keine Vorfreude mehr erleben auf das, was im Bericht die Motorradfahrten sind, und keine Freude darüber, wie wir sie gemeinsam genossen. Das waren Ablenkungen, die ich vielleicht bald nicht mehr brauchen werde.

Die Geschichte geht hier so zu Ende, wie der Notar es zuletzt gewollt hat. Für ihn wäre es ein großes Vergnügen gewesen, seinem Bericht mehr als einmal einen anderen Schluss anzuprobieren, wie er es so gern mit bekannten Erzählungen gemacht hat. Auf den Schluss kommt es nicht an, hätte er gedacht, nicht darauf, wie es E., dem Staatsmann, K., ihm und uns am Ende des Berichts wirklich ergangen ist.

Und noch ein letztes Detail. Nun, wo die Arbeit an dem Bericht beendet ist, spüre ich, dass mir etwas Wichtiges gefehlt hat. Ich habe mich oft in Akteure dieses Berichts hineinversetzt, in den Notar natürlich, in Hester, den Staatsmann und E., aber viel zu wenig in Ben und K. Es fällt mir noch immer schwer. Deswegen habe ich mich mit Hester in einem Park getroffen, wo wir fast ungestört sein konnten. Lass uns einmal zusammen im Gras liegen oder im Gras sitzen, wie K. und Ben im Heu gelegen oder gesessen haben, sagte ich, oder wie sie es noch immer tun. Es war ein gutes Gefühl, als wir dort lagen, saßen und miteinander sprachen, und ich dachte dabei wirklich an Ben und K.. "Und sie sind wahr", sagte ich. "Ja", antwortete sie, "aber wahrer sind für mich diejenigen, die ich selbst erlebt habe: E., der Notar, und du."

Wir standen auf, dann gingen wir vom Park langsam zum Fluss hinunter und dort eine lange Strecke am Ufer entlang. Es wurde spät.

ER, der Notar, hätte jetzt einen Platz in unserer Mitte verdient, sagte sie.

"Nein", sagte ich, "wir haben uns zusammen einen Platz an seiner Seite verdient."

"Oder das", erwiderte sie, als sei es egal.

Ich wandte den Kopf erwartungsvoll zu ihr hin und sah ihr ins Gesicht. Sie schaute unbeirrt geradeaus, mit einem Lächeln. Dann hakte sie sich mit festem Griff bei mir ein. Der Notar steht nicht zwischen uns, bedeutete es. Wortlos gingen wir eine lange Wegstrecke weiter. Die Sonne stand inzwischen tief hinter uns am wolkenlosen Himmel, und ich dachte wieder an die Sätze, die der Staatsmann über Sonnenauf- oder -untergänge geschrieben hatte. Ja, es war Kitsch, egal ob Sonnenaufgang oder Sonnenuntergang, aber darauf kommt es nicht an. Dann beobachtete ich, wie unsere länger werdenden Schatten in der tiefstehenden Sonne langsam ineinanderflossen. Schon das ist ein kleines Glück, dachte ich im Stillen.

"Bist du zufrieden?", fragte Hester, als hätte sie meine Gedanken zu lesen versucht.

"Ja", sagte ich.

"Und was wird jetzt aus uns?"

Was sollte ich antworten? "Aus mir", sagte ich schließlich, "wird wieder der Fachanwalt für schwierige Fälle, und aus dir die zielstrebige Journalistin."

"Aber aus uns?"

Ich glaube, die Antwort darauf gehört nicht in diesen Bericht.

70 Schluss

Das letzte Wort in diesem Bericht gebührt nicht mir, Dominik, das allerletzte Wort gebührt natürlich dem Notar. Was folgt, ist die Aufzeichnung, die er selbst an das Ende seines Berichts in dessen letzter Fassung gestellt hatte. Keiner weiß, ob er es dabei belassen hätte, aber ändern soll sich daran nichts mehr. Die Fakten wenigstens, auf die es ankommt, stimmen, so wie ER sie schildert. Ich weiß es, weil hier ein letztes Mal auch von mir die Rede ist und von einem gemeinsamen Erlebnis.

Der Bericht ist abgeschlossen, aber vielleicht sollte ich hier aus der Ferne noch ein kurzes Nachwort schreiben.

Mein erster Gedanke dazu war, dass es wenig nachzutragen gibt. Es gibt nichts zurückzunehmen und wenig hinzuzufügen. Das Berichtswerte ist berichtet.

Seit die Arbeit an dem Bericht begann, ist erst ein knappes Jahr vergangen. Gefühlt ist es ein langes Jahr, fast wie ein Kindheitsjahr, das von Sommer zu Sommer, von Winter zu Winter oder von einem Weihnachten zum nächsten unendlich zu dauern scheint. Ich denke zurück an mein erstes Treffen mit Hester, wie sie mir gegenüberstand, fast wie ein Mädchen noch, dachte ich, aber entschlossen, trotzig, standfest, willensstark und auch, so schien es mir, eigensinnig. Sympathisch eigensinnig. Ein Glücksfall für alles Weitere. Und dann Ben, wie er in meinem Notariat erschien wegen der Erbschaft seiner Frau. Auch dies, wie sich dann zeigte, ein Glücksfall.

E. ist tot, aber K. lebt, und es ist gut, dass es wenigstens ihn noch gibt. Durch sie beide haben wir, haben Ben, Hester und ich und vielleicht auch Dominik und einige, von denen hier nicht die Rede war, uns verändert. Wir alle sind im Kopf um Jahre gealtert und gereift. Ben wird am wenigsten anzumerken sein, aber ich weiß

natürlich, wie K. gerade ihn verändert hat. Vor allem mit seinen Gedanken über die Unterentwicklung des Menschen.

Nach dem Bericht beginnt für mich in neuer Lebensabschnitt. Ich bin noch beim Sichten der Optionen. Das Geld würde reichen für eine längere Zeit des Nachdenkens, also auch des Müßiggangs. Aber ich weiß nicht, ob ich eine solche Zeit brauche und ob ich sie zu nutzen wüsste. K. würde vielleicht sagen, ich sei lange genug Opfer genetischer Bestimmung gewesen, geprägt von Wohlstands- und Statusdenken und von Körperlichkeit und Rauscherlebnissen, nun komme ein Alter, in dem Verstand und Instinkt, Vernunft und Glücksempfinden bei Menschen langsam zueinanderfinden könnten.

Es ist ein altes Dilemma, dass der Alltag zu wenig Muße lässt, dass die Zeit zum Nachdenken fehlt und dass, wer sie hat, sie am Ende doch in den Dienst seiner Instinkte oder Interessen stellt. Deswegen ist die Konvention so viel stärker als die Vernunft, deswegen bleibt so vieles, wie es immer war, egal, wie viel Leid es Menschen schon gebracht hat. So ist es selbst in jenen begüterten Schichten immer gewesen, in denen es an Müßiggängern nicht mangelte. Auch von denen machten nur wenige von ihrem Verstand uneigennützig Gebrauch.

Der größte Teil der Menschheit müht sich natürlich noch immer, das schiere Überleben zu sichern, ein halbwegs menschwürdiges Dasein zu fristen und eine Nachkommenschaft zu versorgen, die als Vorsorge für das eigene Alter dienen soll. Immerhin könnten aber mehr und mehr Menschen in ihrem Leben Zeitfenster finden, in denen der Geist wach, die Instinkte nicht übermächtig und der Überlebenskampf nicht beherrschend sind. Diese kostbaren Zwischenzeiten werden allmählich länger. Auch in meinem Leben könnte sich jetzt ein Zeitfenster öffnen, in dem Verstand und Vernunft die Hauptrolle spielen. Vielleicht hat es mich hierher verschlagen, weil ich mir für einige Zeit genau das leisten will. Wenigstens in einem Teil meines Lebens könnte ich dann zu den wenigen Zeitreichen gehören, die ihren Zeitreichtum nicht nur für sich selbst nutzen.

Aber schon dies ist natürlich ein Gedanke, der mir niemals gekommen wäre, wenn es K. nicht gäbe. Auf solche Gedanken kommt man nur, wenn man sich immer wieder fragt: Was würde K. dazu sagen? Besser noch wäre es natürlich, wenn ich von vornherein dächte wie K. Aber was würde das nützen, solange nicht andere ebenso denken?

Noch ein letztes Mal zurück zur Gegenwart. Dominik und ich fahren beide nicht mehr Motorrad, aber wir beide sind in den vergangenen Monaten fast gleichzeitig zu Fallschirmspringern geworden. Für Dominik, den früheren Piloten, war es leichter als für mich. Es ist eine Gemeinsamkeit, die uns über die große Entfernung verbindet.

Von Dominik kam die Idee, wir sollten einen simultanen Sprung versuchen. Die Zeitverschiebung sei kein Hindernis, sagte er, bis kurz vor Sonnenuntergang könne er springen. Wir verabredeten uns für einen Sonntag. Kurz vor der Abfahrt zum Flugplatz – für uns beide dauert die Fahrt etwa eine Stunde –, sprachen wir miteinander, dann noch einmal kurz vor dem Start. Wir verstaute gleichzeitig unser Handy im Sprunganzug und setzten Kopfhörer mit Mikrofon auf. "Alles in Ordnung?", sagte Dominik. "Ja, alles o.k.", sagte ich. Dann unterbrachen wir die Verbindung, jeder stieg in sein Flugzeug, dann der steile Anstieg auf Absprunghöhe. Als wir beide an der Ausstiegsluke saßen, stellten wir wieder die Verbindung her. Wir verglichen die Flughöhen. Die Flugzeuge kurvten in windstillen Luft, hüben wie drüben in gleicher Höhe.

"Springen", rief ich laut ins Handy.

Ich fühlte die unendliche Ruhe des gemeinsamen lautlosen Fallens, und ich glaubte zu spüren, wie auch Dominik es genoss. Dann im Kopfhörer ein "Achtung". Dann sein lauter Ruf in meinen Ohren: "Öffnen."

Genau dies war der Moment, den Dominik erleben wollte. Ob es noch eine Versuchung gab, sich weiter fallen zu lassen, hatte er wissen wollen, eine

Versuchung, die Reißleine nicht zu ziehen, den Schirm sich nicht öffnen zu lassen wie damals I. Aber nichts. Nicht die Spur einer Versuchung. Nichts, was einen von uns hätte verführen könnte, es I. nachzutun. Genau dessen wollten wir sicher sein, jeder für sich selbst und jeder von uns für den anderen.

"Du schwebst?" rief ich.

"Wir schweben", hörte ich im Kopfhörer.

Wir beide schwiegen, und wir beide horchten auf das Schweigen des anderen. Ich schloss kurz die Augen, um die Stille zu genießen. Dann Momente der Konzentration, die Anspannung des Körpers, dann die Landung. Ich war wenige Sekunden später am Boden als er.

Dominik sagte eine Weile nichts. Nur ein leises Stöhnen, er mühte sich wie ich um den in sich zusammensinkenden Fallschirm.

"Wir beide haben Boden unter den Füßen", hörte ich ihn dann sagen.

"Ja", antwortete ich, "lass uns das bald noch einmal machen." Dann steckte ich das Handy zurück in die Tasche des Sprunganzugs und fing an, den Fallschirm einzurollen.

Von der Wohnung aus rief ich wieder bei Dominik an. "Es war schön", sagte ich, "aber mindestens einmal will ich das noch erleben."

"Ja, ich auch", sagte er. "So bald wie möglich."

Danach saß ich lange unschlüssig in meiner Wohnung. Noch einmal heraus aus der Stadt, dachte ich dann, das könnte helfen. Ich fuhr auf inzwischen vertrauter Route die Küstenstraße entlang zu einem Waldgebiet, ließ das Auto stehen und begann einen langen Spaziergang. Zuerst eine Strecke im küstennahen Wald, dann später am Meer entlang. Ist das jetzt Müßiggang?, fragte ich mich. Ich versuchte, vieles auf einmal in Gedanken zu resümieren, aber es überforderte meinen menschlichen Verstand.

Zu K. aufschließen, war mein nächster Gedanke. Ich hatte den Bericht verfasst und beglaubigt, aber hatte ich wirklich alles verstanden? Meinte nicht am Ende auch E., dass den Menschen ein dramatisch gesteigerter Gebrauch von Vernunft nottäte, um nicht in ihrer Entwicklung zurückzufallen? Und könnte nicht genau dies die spielverderberische Einsicht sein, von der eine Spaßgesellschaft wie die gegenwärtige abgelenkt sein will? Und bin ich nicht doch, ob ich es will oder nicht, ein Teil eben dieser Gesellschaft? Werde ich jemals auf der Höhe der Gedanken von K. sein können oder wenigstens von E.? Oder würde mir das hier begonnene neue Leben dazu erst recht keine Chance lassen?

Ich ließ mich weiter treiben auf einer Wegstrecke, die ich schon mehrmals allein gegangen war, bis ich merkte, dass ich nichts wahrgenommen, dass ich wie taub, wie mit Scheuklappen und ohne Zeitgefühl weitermarschiert war, dass ich das Meer nicht gesehen, das Meeresrauschen nicht gehört und das Knirschen des Sandes unter meinen Füßen nicht mehr gespürt hatte. Ich war auf dem Weg zurück durch den Wald zum Auto und mühte mich, wenigstens Augen und Ohren offen zu halten. Mit meinem Verstand kam ich, Mensch, der ich nun einmal bin, vorerst ohnehin nicht weiter.